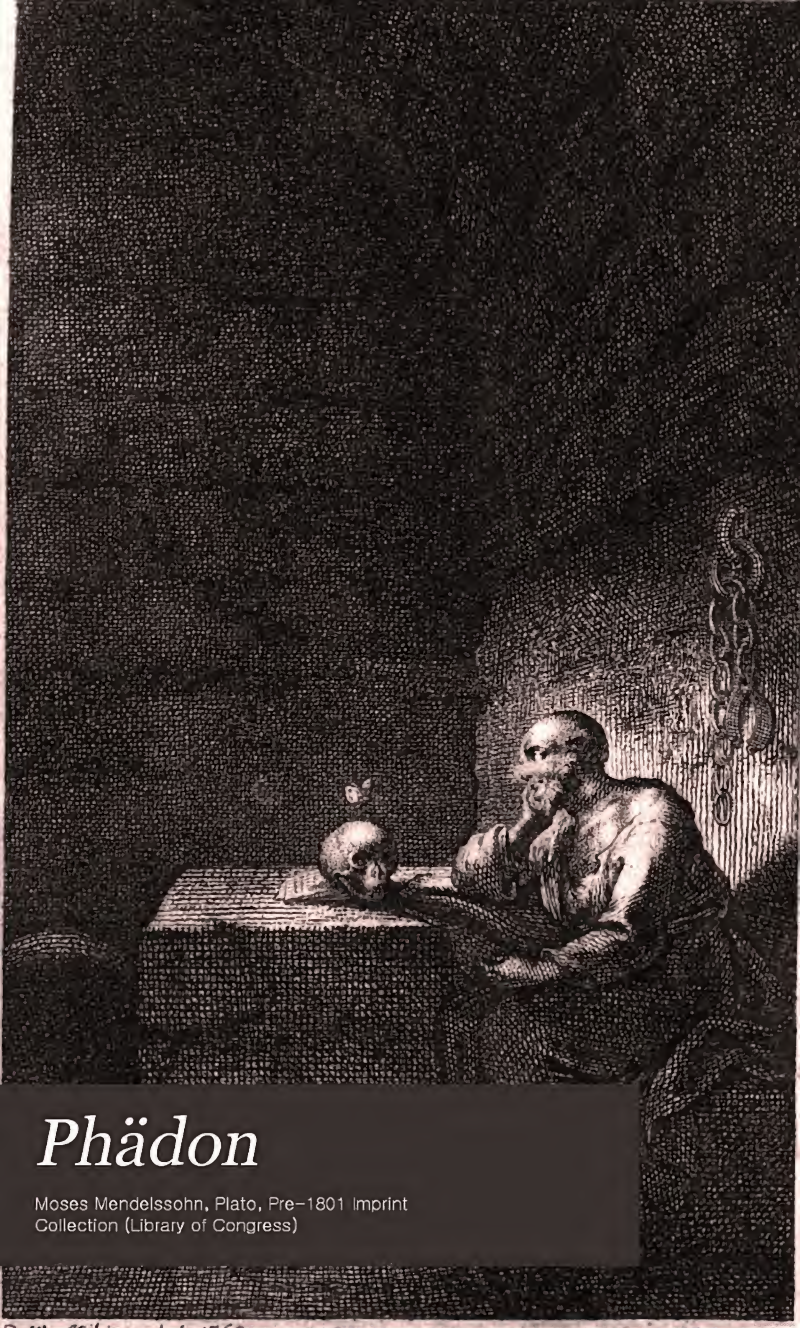


Phädon

Moses Mendelssohn, Plato, Pre-1801 Imprint Collection (Library of Congress)

Ex Libris
D.H.v.D.

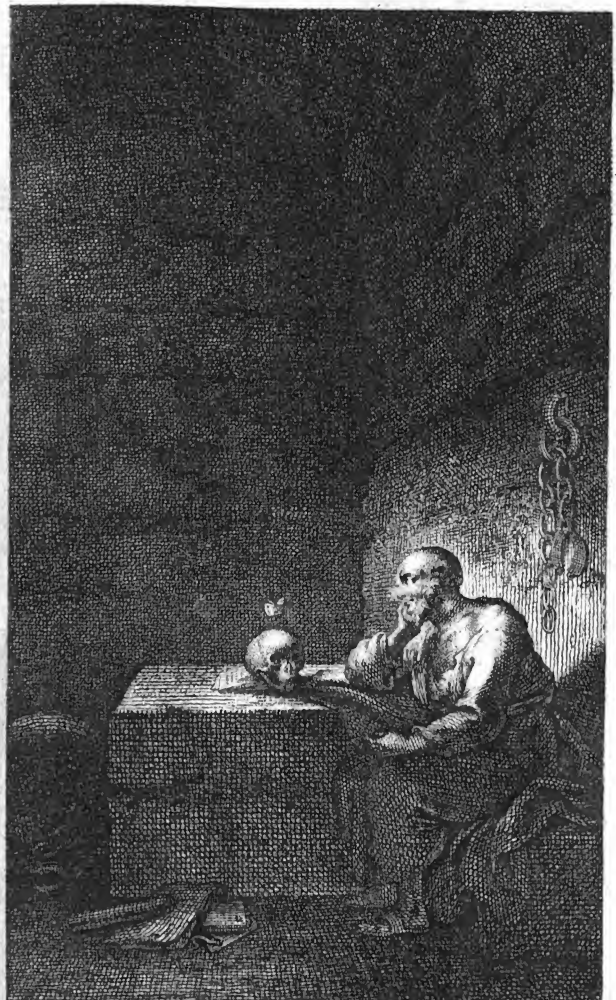
115 d 19

115 d 19

TAYLOR INSTITUTION

DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA

Digitized by Google



J. W. Meil inve: et. ſc: 1768.

Phädon

oder

über die

Unſterblichkeit der Seele,

in drey Geſprächen.

von

Moſes Mendelsſohn.

Vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Mit Königl. Preußiſ. Churfürſtl. Brandenb. und Churf. Sächſ. Freyheit.

Berlin und Stettin
bey Friedrich Nicolai
1768.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
10 JUN. 1931
OF OXFORD

Vorrede.

Folgende Geſpräche des Sokrates, mit ſeinen Freunden, über die Unſterblichkeit der Seele, ſollten meinem Freunde Abbt gewiedmet werden. Er war es, der mich aufgemuntert hatte, dieſe vor einigen Jahren angefangene und weggelegte Arbeit wieder vorzunehmen. Als er noch zu Rinteln Profeſſor war, gab er mir, in einem von ſeinen freundſchaftlichen Briefen, ſeine Gedanken über Spaldings Beſtimmung des Menſchen zu erkennen. Aus unſerm Briefwechſel über dieſe Materie ſind die kleinen Aufſätze genommen, die in dem neunzehnten Theil der Litteraturbriefe, unter dem Titel: Zweifel und Orakul die Beſtimmung des Menſchen betreffend, vorkommen. Ich hatte das Vergnügen, über einige der wichtigſten Punkte meines Freundes Einſtimmung zu erhalten, ob ich ihm gleich nicht in allem Genüge leiſten konnte.

 Mit

Mit der Offenherzigkeit eines wahren Freundes, goß er die geheimſten Empfindungen ſeiner Seele, ſein ganzes Herz in meinen Buſen aus. Seine philoſophiſchen Betrachtungen erhielten durch die ſanften Empfindungen des guten Herzens einen eignen Schwung, ein reges Feuer, wodurch ſie die Liebe zur Wahrheit in der kälteſten Bruſt würden entzündet haben, und ſeine Zweifel ſelbſt unterließen niemals neue Ausſichten zu entdecken, und die Wahrheit von einer noch unbemerkten Seite zu zeigen. Unſerer Abrede gemäß, ſollte ich folgende Geſpräche ausarbeiten, und darinn die vornehmſten Lehrſätze, worinn wir übereinkamen, auseinanderſetzen; und dieſe ſollten in der Folge zur Grundlage unſeres Briefwechſels dienen.

Allein es hat der Vorſehung gefallen, dieſes aufblühende Genie vor der Zeit der Erde zu entziehen. Kurz und rühmlich war die Laufbahn, die er hienieden vollendet hat.

Sein Werk vom Verdienſt wird den Deutſchen ein unvergeßliches Denkmaal ſeiner eigenen Verdienſte bleiben: mit ſeinen Jahren verglichen, verdienet dieſes Werk die Bewunderung der Nachkommenſchaft. Was für Früchte konnte man nicht von einem Baume hoffen, deſſen Blüthe ſo vortreflich war. Er hatte noch andere Werke unter der Feder, die an Vollkommenheit, wie er an Erfahrenheit und Kräften des Geiſtes, zugenommen haben würden. Alle dieſe ſchönen Hoffnungen ſind dahin! Deutſchland verliert an ihm einen treflichen Schriftſteller, die Menſchlichkeit einen liebreichen Weiſen, deſſen Gefühl ſo edel, als ſein Verſtand, aufgeheitert war; ſeine Freunde den zärtlichſten Freund, und ich einen Gefährten auf dem Wege zur Wahrheit, der mich vor Fehltritten warnete. —

Nach dem Beyſpiel des Plato habe ich den Sokrates in ſeinen letzten Stunden die

Gründe für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele ſeinen Schülern vortragen laſſen. Das Geſpräch des griechiſchen Schriftſtellers, das den Namen Phädon führet, hat eine Menge ungemeiner Schönheiten, die, zum Beſten der Lehre von der Unſterblichkeit, genutzt zu werden verdienten. Ich habe mir die Einkleidung, Anordnung, und Beredtſamkeit deſſelben zu Nutze gemacht, und nur die metaphyſiſchen Beweisthümer nach dem Geſchmacke unſerer Zeiten einzurichten geſucht. In dem erſten Geſpräche konnte ich mich etwas näher an mein Muſter halten. Verſchiedene Beweisgründe deſſelben ſchienen nur einer geringen Veränderung des Zuſchnitts, und andere einer Entwickelung aus ihren erſten Gründen zu bedürfen, um die Ueberzeugungskraft zu erlangen, die ein neuerer Leſer in dem Geſchräche des Plato vermiſſet. Die lange und heftige Deklamation wider den menſchlichen Körper und ſeine Bedürf-

dürfniſſe *), die Plato mehr in dem Geiſte des Pythagoras, als ſeines Lehrers geſchrieben zu haben ſcheinet, mußte, nach unſern beſſern Begriffen von dem Werthe dieſes göttlichen Geſchöpfes, ſehr gemildert werden; und dennoch wird ſie den Ohren manches jetzigen Leſers fremde klingen. Ich geſtehe es, daß ich, blos der ſiegenden Beredtſamkeit des Plato zu gefallen, dieſe Stelle beybehalten habe.

In der Folge ſahe ich mich ſchon genöthiget, meinen Führer zu verlaſſen. Seine Beweiſe für die Immaterialität der Seele ſcheinen, uns wenigſtens, ſo ſeichte und grillenhaft, daß ſie kaum eine ernſthafte Widerlegung verdienen. Ob dieſes von unſerer beſſern Einſicht in die Weltweisheit, oder von unſerer ſchlechten Einſicht in die philoſophiſche Sprache der Alten herrühret, vermag ich nicht zu entſcheiden. Ich habe in dem

 zwey-

*) S. 91. u. f.

zweyten Geſpräche einen Beweis für die Immaterialität der Seele gewählet, den die Schüler des Plato gegeben, und einige neuere Weltweiſen von ihnen angenommen. Er ſchien mir nicht nur überzeugend, ſondern auch am bequemſten, nach der Sokratiſchen Methode vorgetragen zu werden.

In dem dritten Geſpräche mußte ich völlig zu den Neuern meine Zuflucht nehmen, und meinen Sokrates faſt wie einen Weltweiſen aus dem ſiebenzehnten oder achtzehnten Jahrhunderte ſprechen laſſen. Ich wollte lieber einen Anachronismus begehen, als Gründe auslaſſen, die zur Ueberzeugung etwas beytragen können.

Auf ſolche Weiſe iſt folgendes Mittelding zwiſchen einer Ueberſetzung und eigenen Ausarbeitung entſtanden. Ob ich auch etwas Neues habe, oder nur das ſo oft geſagte anders vorbringe, mögen andere entſcheiden. Es iſt ſchwer, in einer Materie, über welche

ſo

ſo viel große Köpfe nachgedacht haben, durchgehends neu zu ſeyn, und es iſt lächerlich, Neuheit affektiren zu wollen. Wenn ich hätte Schriftſteller anführen mögen, ſo wären die Namen Plotinus, Cartes, Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Reimarus u. a. oft vorgekommen. Vielleicht wäre dem Leſer auch alsdann deutlicher in die Augen gefallen, was ich von dem Meinigen hinzugethan habe. Allein dem bloßen Liebhaber iſt es einerley, ob er einen Beweisgrund dieſem oder jenem zu verdanken hat; und der Gelehrte weiß das Mein und Dein in ſo wichtigen Materien doch wohl zu unterſcheiden. Ich bitte gleichwohl meine Leſer, auf die Gründe, die ich von der Harmonie der moraliſchen Wahrheiten, und insbeſondere *) von dem Syſtem unſerer Rechte und Obliegenheiten herhole, aufmerkſam zu ſeyn. Ich erinnere mich nicht, ſie bey irgend einem Schriftſteller

*) S. 192. u. f.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY OF OXFORD
10 JUN. 1931

Vorrede.

Folgende Geſpräche des Sokrates, mit ſeinen Freunden, über die Unſterblichkeit der Seele, ſollten meinem Freunde Abbt gewiedmet werden. Er war es, der mich aufgemuntert hatte, dieſe vor einigen Jahren angefangene und weggelegte Arbeit wieder vorzunehmen. Als er noch zu Rinteln Profeſſor war, gab er mir, in einem von ſeinen freundſchaftlichen Briefen, ſeine Gedanken über Spaldings Beſtimmung des Menſchen zu erkennen. Aus unſerm Briefwechſel über dieſe Materie ſind die kleinen Aufſäze genommen, die in dem neunzehnten Theil der Litteraturbriefe, unter dem Titel: Zweifel und Orakul die Beſtimmung des Menſchen betreffend, vorkommen. Ich hatte das Vergnügen, über einige der wichtigſten Punkte meines Freundes Einſtimmung zu erhalten, ob ich ihm gleich nicht in allem Genüge leiſten konnte.

 Mit

Mit der Offenherzigkeit eines wahren Freundes, goß er die geheimſten Empfindungen ſeiner Seele, ſein ganzes Herz in meinen Buſen aus. Seine philoſophiſchen Betrachtungen erhielten durch die ſanften Empfindungen des guten Herzens einen eignen Schwung, ein reges Feuer, wodurch ſie die Liebe zur Wahrheit in der kälteſten Bruſt würden entzündet haben, und ſeine Zweifel ſelbſt unterließen niemals neue Ausſichten zu entdecken, und die Wahrheit von einer noch unbemerkten Seite zu zeigen. Unſerer Abrede gemäß, ſollte ich folgende Geſpräche ausarbeiten, und darinn die vornehmſten Lehrſätze, worinn wir übereinkamen, auseinanderſetzen; und dieſe ſollten in der Folge zur Grundlage unſeres Briefwechſels dienen.

Allein es hat der Vorſehung gefallen, dieſes aufblühende Genie vor der Zeit der Erde zu entziehen. Kurz und rühmlich war die Laufbahn, die er hienieden vollendet hat.

Sein

Sein Werk vom Verdienſt wird den Deutſchen ein unvergeßliches Denkmaal ſeiner eigenen Verdienſte bleiben: mit ſeinen Jahren verglichen, verdienet dieſes Werk die Bewunderung der Nachkommenſchaft. Was für Früchte konnte man nicht von einem Baume hoffen, deſſen Blüthe ſo vortreflich war. Er hatte noch andere Werke unter der Feder, die an Vollkommenheit, wie er an Erfahrenheit und Kräften des Geiſtes, zugenommen haben würden. Alle dieſe ſchönen Hoffnungen ſind dahin! Deutſchland verliert an ihm einen treflichen Schriftſteller, die Menſchlichkeit einen liebreichen Weiſen, deſſen Gefühl ſo edel, als ſein Verſtand, aufgeheitert war; ſeine Freunde den zärtlichſten Freund, und ich einen Gefährten auf dem Wege zur Wahrheit, der mich vor Fehltritten warnete. —

Nach dem Beyſpiel des Plato habe ich den Sokrates in ſeinen letzten Stunden die

Gründe für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele ſeinen Schülern vortragen laſſen. Das Geſpräch des griechiſchen Schriftſtellers, das den Namen Phädon führet, hat eine Menge ungemeiner Schönheiten, die, zum Beſten der Lehre von der Unſterblichkeit, genutzt zu werden verdienten. Ich habe mir die Einkleidung, Anordnung, und Beredtſamkeit deſſelben zu Nutze gemacht, und nur die metaphyſiſchen Beweisthümer nach dem Geſchmacke unſerer Zeiten einzurichten geſucht. In dem erſten Geſpräche konnte ich mich etwas näher an mein Muſter halten. Verſchiedene Beweisgründe deſſelben ſchienen nur einer geringen Veränderung des Zuſchnitts, und andere einer Entwickelung aus ihren erſten Gründen zu bedürfen, um die Ueberzeugungskraft zu erlangen, die ein neuerer Leſer in dem Geſchräche des Plato vermiſſet. Die lange und heftige Deklamation wider den menſchlichen Körper und ſeine Bedürf-

dürfniſſe *), die Plato mehr in dem Geiſte des Pythagoras, als ſeines Lehrers geſchrieben zu haben ſcheinet, mußte, nach unſern beſſern Begriffen von dem Werthe dieſes göttlichen Geſchöpfes, ſehr gemildert werden; und dennoch wird ſie den Ohren manches jetzigen Leſers fremde klingen. Ich geſtehe es, daß ich, blos der ſiegenden Beredtſamkeit des Plato zu gefallen, dieſe Stelle beybehalten habe.

In der Folge ſahe ich mich ſchon genöthiget, meinen Führer zu verlaſſen. Seine Beweiſe für die Immaterialität der Seele ſcheinen, uns wenigſtens, ſo ſeichte und grillenhaft, daß ſie kaum eine ernſthafte Widerlegung verdienen. Ob dieſes von unſerer beſſern Einſicht in die Weltweisheit, oder von unſerer ſchlechten Einſicht in die philoſophiſche Sprache der Alten herrühret, vermag ich nicht zu entſcheiden. Ich habe in dem

*) S. 91. u. f.

zweyten Geſpräche einen Beweis für die Immaterialität der Seele gewählet, den die Schüler des Plato gegeben, und einige neuere Weltweiſen von ihnen angenommen. Er ſchien mir nicht nur überzeugend, ſondern auch am bequemſten, nach der Sokratiſchen Methode vorgetragen zu werden.

In dem dritten Geſpräche mußte ich völlig zu den Neuern meine Zuflucht nehmen, und meinen Sokrates faſt wie einen Weltweiſen aus dem ſiebenzehnten oder achtzehnten Jahrhunderte ſprechen laſſen. Ich wollte lieber einen Anachronismus begehen, als Gründe auslaſſen, die zur Ueberzeugung etwas beytragen können.

Auf ſolche Weiſe iſt folgendes Mittelding zwiſchen einer Ueberſetzung und eigenen Ausarbeitung entſtanden. Ob ich auch etwas Neues habe, oder nur das ſo oft geſagte anders vorbringe, mögen andere entſcheiden. Es iſt ſchwer, in einer Materie, über welche

ſo

ſo viel große Köpfe nachgedacht haben, durchgehends neu zu ſeyn, und es iſt lächerlich, Neuheit affektiren zu wollen. Wenn ich hätte Schriftſteller anführen mögen, ſo wären die Namen Plotinus, Cartes, Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Reimarus u. a. oft vorgekommen. Vielleicht wäre dem Leſer auch alsdann deutlicher in die Augen gefallen, was ich von dem Meinigen hinzugethan habe. Allein dem bloßen Liebhaber iſt es einerley, ob er einen Beweisgrund dieſem oder jenem zu verdanken hat; und der Gelehrte weiß das Mein und Dein in ſo wichtigen Materien doch wohl zu unterſcheiden. Ich bitte gleichwohl meine Leſer, auf die Gründe, die ich von der Harmonie der moraliſchen Wahrheiten, und insbeſondere *) von dem Syſtem unſerer Rechte und Obliegenheiten herhole, aufmerkſam zu ſeyn. Ich erinnere mich nicht, ſie bey irgend einem Schriftſteller

*) S. 192. u. f.

ſteller geleſen zu haben, und ſie ſcheinen mir für denjenigen, der in die Grundſätze einſtimmet, vollkommen überzeugend zu ſeyn. Die Art des Vortrags hat mich genöthiget, ſie als bloße Ueberredungsgründe anzubringen: ich halte ſie aber für fähig, nach der Schärfe der ſtrengſten Logik ausgeführet zu werden.

Den Charakter des Sokrates, habe ich für dienlich erachtet, voraus zu ſchicken, um bey meinen Leſern das Andenken des Weltweiſen aufzufriſchen, der in den Geſprächen die Hauptperſon ausmachet. *Coopers* Life of Socrates *) hat mir dabey zum Leitfaden gedienet; jedoch ſind auch die Quellen zu Rathe gezogen worden.

*) London 1750.

Leben

Leben und Charakter des Sokrates.

Charakter des Sokrates.

Sokrates, Sohn des Bildhauers Sophroniskus und der Hebamme Phänareta, der weiseſte und tugendhafteſte unter den Griechen, ward in dem vierten Jahre der ſieben und ſiebzigſten Olympiade, zu Athen, in der alepeciſchen Zunft daſelbſt geboren. Der Vater hielt ihn in ſeiner Jugend zur Bildhauerkunſt an, in welcher er keine geringen Progreſſen gemacht haben muß, wenn die **bekleideten Grazien**, die auf der Mauer zu Athen hinter der Bildſäule der Minerva ſtanden, wie verſchiedene verſichern, von ſeiner Arbeit geweſen. Zeiten, in welchen ein Phidias, Zeuxis und Myron lebten, können keiner mittelmäßigen Arbeit eine ſo wichtige Stelle eingeräumt haben.

Etwa in ſeinem dreyßigſten Jahre, als ſein Vater längſt todt war, und er, ohne ſonderliche Neigung, aber aus Noth, die Bildhauerkunſt noch immer trieb, lernte ihn **Krito**, ein vornehmer Athenienſer, kennen, bemerkte ſeine erhabenen Talente, und urtheilte, daß er dem menſchlichen Geſchlechte durch ſein Nachdenken weit nützlicher werden könnte, als durch ſeine Handarbeit. Er nahm ihn aus der Schule der Kunſt, und brachte ihn zu den Weiſen der damaligen Zeit, um ihm Schönheiten einer hö-

hern Ordnung zur Betrachtung und Nachahmung vorhalten zu laſſen. Lehret die Kunſt, das Leben im Lebloſen nachzuahmen, den Stein dem Menſchen ähnlich zu machen; ſo ſuchet die Weisheit hingegen, das Unendliche im Endlichen nachzuahmen, die Seele des Menſchen jener urſprünglichen **Schönheit** und **Vollkommenheit** ſo nahe zu bringen, als es in dieſem Leben möglich iſt. Sokrates genoß den Unterricht und den Umgang der berühmteſten Leute in allen Wiſſenſchaften und Künſten, von welchen ſeine Schüler den **Archelaus**, **Anaxagoras**, **Prodikus**, **Evenus**, **Jſimachus**, **Theodorus** und andere nennen.

Krito verſahe ihn mit den Nothwendigkeiten des Lebens, und Sokrates legte ſich anfangs mit vielem Fleiße auf die **Naturlehre**, die zur damaligen Zeit ſehr im Schwange war. Er merkte aber gar bald, daß es Zeit ſey, die Weisheit von Betrachtung der **Natur** auf die Betrachtung des **Menſchen** zurückzuführen. Dieſes iſt der Weg, den die Weltweisheit allezeit nehmen ſollte. Sie muß mit Unterſuchung der äuſſerlichen Gegenſtände anfangen, aber bey jedem Schritte, den ſie thut, einen Blick auf den Menſchen zurückwerfen, auf deſſen wahre Glückſeligkeit alle ihre Bemühungen abzielen ſollten. Wenn die Bewegung der Planeten, die Beſchaffenheit der himmliſchen Körper, die Natur der Elemente u. ſ. w. nicht

nicht wenigſtens mittelbar einen Einfluß in unſre Glückſeligkeit haben: ſo iſt der Menſch gar nicht beſtimmt, ſie zu unterſuchen. **Sokrates war der erſte**, wie Cicero ſagt, **der die Philoſophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingeſetzt, in die Wohnungen der Menſchen geführet, und über ihr Thun und Laſſen Betrachtungen anzuſtellen genöthiget hat.** Indeſſen gieng er, wie überhaupt die Neuerungsſtifter zu thun pflegen, auf der andern Seite etwas zu weit, und ſprach zuweilen von den erhabenſten Wiſſenſchaften, mit einer Art von Geringſchätzung, die dem weiſen Beurtheiler der Dinge nicht geziemet.

Damals ſtand in Griechenland, wie zu allen Zeiten bey dem Pöbel, die Art von Gelehrten in groſſem Anſehen, die ſich angelegen ſeyn laſſen, eingewurzelte Vorurtheile und verjährten Aberglauben durch allerhand Scheingründe und Spitzfindigkeiten zu begünſtigen. Sie gaben ſich den Ehrennamen **Sophiſten** *), den ihre Aufführung in einen Ekelnamen verwandelte. Sie beſorgten die Erziehung der Jugend, und unterrichteten auf öffentlichen Schulen ſowohl, als in Privathäuſern, in Künſten, Wiſſenſchaften, Sittenlehre und Religion, mit allgemei-

nem

*) Der urſprünglichen Bedeutung nach, **Weisheitslehrer.**

nem Beyfalle. Sie wußten, daß in demokratiſchen Regierungsverfaſſungen die Beredſamkeit über alles geſchätzt wird, daß ein freyer Mann gerne von Politik ſchwatzen höret, und daß die Wiſſensbegierde ſchaaler Köpfe am liebſten durch Mährchen befriediget ſeyn will: daher unterlieſſen ſie niemals, in ihrem Vortrage gleißende Beredſamkeit, falſche Politik und ungereimte Fabeln ſo künſtlich durcheinander zu flechten, daß das Volk ſie mit Verwunderung anhörte und mit Verſchwendung belohnte. Mit der Prieſterſchaft ſtanden ſie in gutem Vernehmen; denn ſie hatten beiderſeits die weiſe Maxime: **leben und leben laſſen.** Wenn die Tyranney der Heuchler den freyen Geiſt der Menſchen nicht länger unter dem Joche halten konnte: ſo waren jene Scheinfreunde der Wahrheit beſtellt, ihn auf falſche Wege zu verleiten, die natürlichen Begriffe durcheinander zu werfen, und allen Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Gutem und Böſem, durch blendende Trugſchlüſſe aufzuheben. In der Theorie war ihr Hauptgrundſatz: **Man kann alles beweiſen und alles widerlegen**, und in der Ausübung: **Man muß von der Thorheit anderer, und ſeiner eigenen Ueberlegenheit, ſo viel Vortheil ziehen, als man nur kann.** Dieſe leztere Maxime hielten ſie zwar, wie leicht zu erachten, vor dem Volke geheim, und vertrauten dieſelbe nur ihren Lieblingen, die an ihrem Gewerbe Theil nehmen

ſoll:

ſollten; allein die Moral, die ſie öffentlich lehrten, war nichts deſtoweniger für das Herz der Menſchen eben ſo verderblich, als ihre Politik für die Rechte, Freyheit und Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts.

Da ſie liſtig genug waren, das herrſchende Religionsſyſtem mit ihrem Intereſſe zu verwickeln; ſo gehörte nicht nur Entſchloſſenheit und Heldenmuth dazu, ihren Betrügereyen Einhalt zu thun, ſondern ein wahrer Tugendfreund durfte es ohne die behutſamſte Vorſichtigkeit nicht wagen. Es iſt kein Religionsſyſtem ſo verderbt, das nicht wenigſtens einigen Pflichten der Menſchheit eine gewiſſe Heiligung giebt, die der Menſchenfreund verehren, und der Sittenverbeſſerer, wenn er nicht ſeiner eigenen Abſicht zuwider handeln will, unangetaſtet laſſen muß. Von Zweifel in Religionsſachen zur Leichtſinnigkeit, von Vernachläßigung des äuſſerlichen Gottesdienſtes zur Geringſchätzung alles Gottesdienſtes überhaupt, pflegt der Uebergang ſehr leicht zu ſeyn, beſonders für Gemüther, die nicht unter der Herrſchaft der Vernunft ſtehen, ſondern von Geiz, Ehrſucht oder Wolluſt regieret werden. Die Prieſter des Aberglaubens verlaſſen ſich nur allzuſehr auf dieſen Hinterhalt, und nehmen zu demſelben, wie zu einem unverletzlichen Heiligthum, ihre Zuſucht, ſo oft ein Angriff auf ſie geſchiehet.

Solche Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſtanden dem Sokrates im Wege, als er den großen Entſchluß faßte, Tugend und Weisheit unter ſeinen Nebenmenſchen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, ſeine eignen Vorurtheile der Erziehung zu beſiegen, die Unwiſſenheit anderer zu beleuchten, Sophiſterey zu beſtreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beſchimpfung von Seiten ſeiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, feſtgeſetzte Macht zu bekämpfen, und, was das ſchwerſte war, die finſtern Schreckniſſe des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die ſchwachen Gemüther ſeiner Mitbürger zu ſchonen, Aergerniſſe zu vermeiden, und der gute Einfluß, den ſelbſt die albernſte Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verſcherzen. Alle dieſe Schwierigkeiten überſtand er mit der Weisheit eines wahren Philoſophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menſchenfreundes, mit der Entſchloſſenheit eines Helden, auf Unkoſten und mit Verluſt aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Geſundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe und zuletzt das Leben ſelbſt, gab er auf die liebreichſte Weiſe für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtſchaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den **Schöpfer** und **Erhalter** der Dinge, den er durch das unverfälſchte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte.

Dieſe

Dieſe höheren Ausſichten des Weltbürgers hielten ihn indeſſen nicht ab, die gemeineren Pflichten gegen ſein Vaterland zu erfüllen. In ſeinem ſechs und dreyßigſten Jahre that er Kriegsdienſte wider die **Potidäer**, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die ſich wider ihre Tributherren, die Athenienſer, empört hatten. Allhier verſäumete er die Gelegenheit nicht, ſeinen Körper wider alle Beſchwerlichkeiten des Kriegs und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und ſeine Seele in Unerſchrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch die allgemeine Einſtimmung ſeiner Mitwerber ſelbſt, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denſelben dem **Alcibiades**, den er liebte, und hiedurch aufmuntern wollte, ſolche Ehrenbezeigungen von ſeinem Vaterlande künftighin durch eigene Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. — Man belagerte die Stadt **Potidäa** in der ſtrengſten Kälte. Andere verwahrten ſich wider den Froſt, er blieb bey ſeiner gewöhnlichen Kleidung, und gieng mit bloßen Füßen über das Eis. Die Peſt wütete in dem Lager und in Athen ſelbſt. Es iſt faſt nicht zu glauben, was **Diogenes Laertius** und **Aelian** verſichern: **Sokrates** ſoll der einzige geweſen ſeyn, den ſie gar nicht angegriffen. Ohne aus dieſem Umſtande, der allenfalls ein bloßer Zufall hat ſeyn können *), etwas

*) Die Arzeneyverſtändigen wollen aus der Erfahrung wiſ-

etwas zu ſchließen, kann man überhaupt mit Zuverläßigkeit ſagen, daß er von einer ſtarken und dauerhaften Leibesbeſchaffenheit geweſen, und ſolche durch Mäßigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weichlichkeit ſo zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beſchwerlichkeit des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unterlaſſen, ſeine Seelenkräfte nicht nur zu üben, ſondern äußerſt anzuſtrengen. Man ſah ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft ſtehen, **als wenn der Geiſt von ſeinem Körper abweſend wäre**, ſagt Aulus Gellius. Man kann nicht läugnen, daß dieſe Entzückungen eine, wenigſtens entfernte, Anlage zur Schwärmerey geweſen, und man findet in ſeinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreyet geblieben. Indeſſen war es eine unſchädliche Schwärmerey, die weder Hochmuth noch Menſchenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfaſſung, in welcher er ſich befand, ihm ſehr nützlich geweſen ſeyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menſchen zu ſo großen Gedanken und ſtandhaften Entſchließungen zu erheben.

Nach

wiſſen, daß die Peſt die ſtärkſte Leibesbeſchaffenheit gerade am wenigſten verſchone.

Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und fieng an mit Nachdruck Sophiſterey und Aberglauben zu bekämpfen, und ſeine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Straßen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäuſern, Werkſtätten der Künſtler, wo er nur Menſchen fand, die er beſſern zu können glaubte, da hielt er ſie an, ließ ſich mit ihnen in Geſpräche ein *), erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böſe, heilig und unheilig ſey; unterhielt ſie von der Vorſehung und Regierung Gottes, von den Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückſeligkeit des Menſchen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines

*) Mit dem Xenophon ward er auf folgende Weiſe bekannt. Er begegnete ihm in einem engen Durchgange. Der ſchöne und beſcheidene Anſtand des jungen Menſchen gefiel ihm ſo wohl, daß er ihm den Stock vorhielt, und ihn nicht weiter gehen laſſen wollte. Jüngling! ſprach er, weißt du, wo die Bedürfniſſe des Lebens zu bekommen ſind? — O ja! antwortete Xenophon. — Weißt du aber auch, wo Tugend und Rechtſchaffenheit zu erhalten iſt? — Der junge Menſch ſtutzte und ſah ihn an? — So folge mir, fuhr Sokrates fort, ich will es dir zeigen. Er folgte ihm, ward ſein treuſter Schüler, und man weiß, wie viel er ihm zu verdanken gehabt.

nes Ehemannes u. ſ. w. Alles dieſes niemals in dem aufdringenden Ton eines Lehrers, ſondern als ein Freund, der die Wahrheit ſelbſt erſt mit uns ſuchen will. Er wußte es aber durch die einfältigſten Kinderfragen ſo einzuleiten, daß man von Frage zu Frage, ohne ſonderliche Anſtrengung, ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber ſich am Ziele ſah, und die Wahrheit nicht gelernet, ſondern ſelbſt erfunden zu haben glaubte. Ich ahme hierinn meiner Mutter nach, pflegte er im Scherze zu ſagen: Sie gebieret ſelbſt nicht mehr, aber ſie beſitzet Kunſtgriffe, wodurch ſie andern ihre Geburten zur Welt bringen hilft. Auf eine ähnliche Weiſe verſehe ich bey meinen Freunden das Amt eines Geburtshelfers. Ich frage und forſche ſo lange, bis die verborgene Frucht ihres Verſtandes ans Licht kömmt.

Dieſe Methode, die Wahrheit zu erfragen, war auch die glücklichſte, die Sophiſten zu widerlegen. Wenn es zu einem ausführlichen Vortrage kam, ſo war ihnen nicht beyzukommen. Denn da ſtanden ihnen ſo viel Ausſchweifungen, ſo viel Mährchen, ſo viel Scheingründe, und ſo viel redneriſche Figuren zu Gebote, daß die Zuhörer verblendet wurden, und überzeugt zu ſeyn glaubten. Ein allgemeines Händeklatſchen pflegte ihnen ſelten zu entſtehen. Und man ſtelle ſich den triumphirenden Blick vor, mit welchem ſolche **Lehrer** alsdann auf ihre **Schüler**, oder wohl

gar

gar Widerſacher, herabſahen. Was that Sokrates bey einer ſolchen Gelegenheit? Er klatſchte mit; wagte aber einige gar leichte, von der Sache etwas entfernte Fragen, die der hochgelehrte Mann für albern hielt, und aus Mitleiden beantwortete. Nach und nach ſchlich er ſich der Sache näher, immer mit Fragen, und immer indem er ſeinem Gegner die Gelegenheit abſchnitt, in anhaltende Reden auszuſchweifen. Dadurch wurden ſie genöthigt, die Begriffe deutlich auseinander zu ſetzen, richtige Erklärungen gelten, und aus ihren falſchen Vorausſetzungen ungereimte Folgen ziehen zu laſſen. Zuletzt ſahen ſie ſich ſo in die Enge getrieben, daß ſie ungeduldig wurden. Er aber ward es niemals, ſondern ertrug ihre Unart ſelbſt mit der größten Gelaſſenheit, fuhr fort die Begriffe zu entwickeln, bis endlich die Ungereimtheiten, die aus den Grundſätzen der Sophiſten folgten, dem einfältigſten Zuhörer handgreiflich wurden. Auf ſolche Weiſe wurden ſie ihren eignen Schülern zum Gelächter.

In Anſehung der Religion ſcheint er folgende Maxime vor Augen gehabt zu haben. Jede falſche Lehre oder Meynung, die offenbar zur Unſittlichkeit führet, und alſo der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts entgegen iſt, wurde von ihm auf keinerley Weiſe verſchont, ſondern öffentlich, im Beyſeyn der Heuchler, Sophiſten und des gemeinen Volks, beſtritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungereimten

ten und abſcheulichen Folgen gezeigt. Von dieſer Art waren die Lehren der Fabeldichter von den Schwachheiten, Ungerechtigkeiten, ſchändlichen Begierden und Leidenſchaften, die ſie ihren Göttern zuſchrieben. Ueber dergleichen Sätze, ſo wie über unrichtige Begriffe von der Verſehung und Regierung Gottes, auch über die Belohnung des Guten und die Beſtrafung des Böſen, war er niemals zurückhaltend, niemals, ſelbſt zum Scheine nicht, zweifelhaft; ſondern allezeit entſchloſſen, die Sache der Wahrheit mit der größten Unerſchrockenheit zu verfechten, und, wie der Erfolg gezeigt, ſein Bekentniß mit dem Tode zu verſiegeln. Eine Lehre aber, die bloß theoretiſch falſch, und den Sitten ſo großen Schaden nicht bringen konnte, als von einer Neuerung zu befürchten war, ließ er unangefochten, bekannte ſich vielmehr öffentlich zu der herrſchenden Meynung, beobachtete die darauf gegründeten Ceremonien und Religionsgebräuche, vermied hingegen alle Gelegenheit zu einer entſcheidenden Erklärung; und wann ihr nicht auszuweichen war, ſo hatte er eine Zuflucht in Bereitſchaft, die ihm niemals entſtehen konnte: er ſchützte ſeine **Unwiſſenheit** vor.

Hierunter begünſtigte ihn vorzüglich die Methode zu lehren, die er, wie wir geſehen, aus andern Abſichten gewählt hatte. Denn da er ſeine Lehren niemals mit dem Hochmuthe eines alleswiſſenden Mannes ankündigte, da er vielmehr nichts ſelbſt behaupte-

te,

te, ſondern allezeit die Wahrheit durch Fragen von ſeinen Zuhörern herauszulocken ſuchte: ſo war ihm erlaubt, das nicht zu wiſſen, was er nicht wiſſen konnte, oder durfte. Die Eitelkeit, auf alle Fragen eine Antwort zu wiſſen, hat ſo manchen großen Geiſt verführt, Dinge zu behaupten, die er in dem Munde eines andern getadelt haben würde. Sokrates war von dieſer Eitelkeit weit entfernt. Von Dingen, die über ſeinen Horizont waren, geſtand er mit der naivesten Freymüthigkeit: **Dieſes weiß ich nicht**; und wann er merkte, daß ihm Fallen gelegt wurden, und gewiſſe Geſtändniſſe abgelockt werden wollten, ſo zog er ſich aus dem Spiele, und ſagte: **Nichts weiß ich!** Das Orakel zu Delphi erklärte ihn, vermuthlich nicht ohne Abſichten, für den weiſſeſten unter allen Sterblichen. „Wißt ihr, ſprach **Sokrates**, warum Apollo mich für den größten Weiſen auf Erden „hält? Weil andere mehrentheils etwas zu wiſſen glauben, das ſie nicht wiſſen; ich aber ſehe wohl „ein und geſtehe, daß alles, was ich weiß, darauf „hinausläuft, **daß ich nichts weiß.**"

Der Ruhm des Sokrates verbreitete ſich in ganz Griechenland, und es kamen die angeſehenſten und gelehrteſten Männer von allen Gegenden zu ihm, um ſeines freundſchaftlichen Umgangs und Unterrichts zu genießen. Die Begierde ihn zu hören, war unter ſeinen Freunden ſo groß, daß mancher ſein Leben wagte,

Solche Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſtanden dem Sokrates im Wege, als er den großen Entſchluß faßte, Tugend und Weisheit unter ſeinen Nebenmenſchen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, ſeine eignen Vorurtheile der Erziehung zu beſiegen, die Unwiſſenheit anderer zu beleuchten, Sophiſterey zu beſtreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beſchimpfung von Seiten ſeiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, feſtgeſetzte Macht zu bekämpfen, und, was das ſchwerſte war, die finſtern Schreckniſſe des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die ſchwachen Gemüther ſeiner Mitbürger zu ſchonen, Aergerniſſe zu vermeiden, und der gute Einfluß, den ſelbſt die albernſte Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verſcherzen. Alle dieſe Schwierigkeiten überſtand er mit der Weisheit eines wahren Philoſophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menſchenfreundes, mit der Entſchloſſenheit eines Helden, auf Unkoſten und mit Verluſt aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Geſundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe und zuletzt das Leben ſelbſt, gab er auf die liebreichſte Weiſe für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtſchaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den **Schöpfer** und **Erhalter** der Dinge, den er durch das unverfälſchte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte.

Dieſe höheren Ausſichten des Weltbürgers hielten ihn indeſſen nicht ab, die gemeineren Pflichten gegen ſein Vaterland zu erfüllen. In ſeinem ſechs und dreyßigſten Jahre that er Kriegsdienſte wider die **Potidäer**, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die ſich wider ihre Tributherren, die Athenienſer, empört hatten. Allhier verſäumete er die Gelegenheit nicht, ſeinen Körper wider alle Beſchwerlichkeiten des Kriegs und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und ſeine Seele in Unerſchrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch die allgemeine Einſtimmung ſeiner Mitwerber ſelbſt, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denſelben dem **Alcibiades**, den er liebte, und hiedurch aufmuntern wollte, ſolche Ehrenbezeigungen von ſeinem Vaterlande künftighin durch eigene Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. — Man belagerte die Stadt **Potidäa** in der ſtrengſten Kälte. Andere verwahrten ſich wider den Froſt, er blieb bey ſeiner gewöhnlichen Kleidung, und gieng mit bloßen Füßen über das Eis. Die Peſt wütete in dem Lager und in Athen ſelbſt. Es iſt faſt nicht zu glauben, was **Diogenes Laertius** und **Aelian** verſichern: **Sokrates** ſoll der einzige geweſen ſeyn, den ſie gar nicht angegriffen. Ohne aus dieſem Umſtande, der allenfalls ein bloßer Zufall hat ſeyn können *), etwas

*) Die Arzeneyverſtändigen wollen aus der Erfahrung wiſ-

etwas zu ſchließen, kann man überhaupt mit Zuver=läßigkeit ſagen, daß er von einer ſtarken und dauer=haften Leibesbeſchaffenheit geweſen, und ſolche durch Mäßigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weich=lichkeit ſo zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beſchwerlichkeit des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unter=laſſen, ſeine Seelenkräfte nicht nur zu üben, ſondern äußerſt anzuſtrengen. Man ſah ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit un=verwandten Blicken, in Gedanken vertieft ſtehen, **als wenn der Geiſt von ſeinem Körper abweſend wäre**, ſagt Aulus Gellius. Man kann nicht läug=nen, daß dieſe Entzückungen eine, wenigſtens ent=fernte, Anlage zur Schwärmerey geweſen, und man findet in ſeinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreyet geblieben. Indeſſen war es eine unſchädliche Schwärmerey, die weder Hochmuth noch Menſchenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfaſſung, in welcher er ſich befand, ihm ſehr nütz=lich geweſen ſeyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menſchen zu ſo großen Gedanken und ſtandhaften Entſchließungen zu erheben.

Nach

wiſſen, daß die Peſt die ſtärkſte Leibesbeſchaffen=heit gerade am wenigſten verſchone.

Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und fieng an mit Nachdruck Sophiſterey und Aberglauben zu bekämpfen, und ſeine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Straßen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäuſern, Werkſtätten der Künſtler, wo er nur Menſchen fand, die er beſſern zu können glaubte, da hielt er ſie an, ließ ſich mit ihnen in Geſpräche ein *), erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böſe, heilig und unheilig ſey; unterhielt ſie von der Vorſehung und Regierung Gottes, von den Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückſeligkeit des Menſchen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines

*) Mit dem Xenophon ward er auf folgende Weiſe bekannt. Er begegnete ihm in einem engen Durchgange. Der ſchöne und beſcheidene Anſtand des jungen Menſchen gefiel ihm ſo wohl, daß er ihm den Stock vorhielt, und ihn nicht weiter gehen laſſen wollte. Jüngling! ſprach er, weißt du, wo die Bedürfniſſe des Lebens zu bekommen ſind? — O ja! anwortete Xenophon. — Weißt du aber auch, wo Tugend und Rechtſchaffenheit zu erhalten iſt? — Der junge Menſch ſtutzte und ſah ihn an? — So folge mir, fuhr Sokrates fort, ich will es dir zeigen. Er folgte ihm, ward ſein treuſter Schüler, und man weiß, wie viel er ihm zu verdanken gehabt.

hern Ordnung zur Betrachtung und Nachahmung vorhalten zu laſſen. Lehret die Kunſt, das Leben im Lebloſen nachzuahmen, den Stein dem Menſchen ähnlich zu machen; ſo ſuchet die Weisheit hingegen, das Unendliche im Endlichen nachzuahmen, die Seele des Menſchen jener urſprünglichen **Schönheit** und **Vollkommenheit** ſo nahe zu bringen, als es in dieſem Leben möglich iſt. Sokrates genoß den Unterricht und den Umgang der berühmteſten Leute in allen Wiſſenſchaften und Künſten, von welchen ſeine Schüler den **Archelaus**, **Anaxagoras**, **Prodikus**, **Evenus**, **Iſimachus**, **Theodorus** und andere nennen.

Krito verſahe ihn mit den Nothwendigkeiten des Lebens, und Sokrates legte ſich anfangs mit vielem Fleiße auf die **Naturlehre**, die zur damaligen Zeit ſehr im Schwange war. Er merkte aber gar bald, daß es Zeit ſey, die Weisheit von Betrachtung der **Natur** auf die Betrachtung des **Menſchen** zurückzuführen. Dieſes iſt der Weg, den die Weltweisheit allezeit nehmen ſollte. Sie muß mit Unterſuchung der äuſſerlichen Gegenſtände anfangen, aber bey jedem Schritte, den ſie thut, einen Blick auf den Menſchen zurückwerfen, auf deſſen wahre Glückſeligkeit alle ihre Bemühungen abzielen ſollten. Wenn die Bewegung der Planeten, die Beſchaffenheit der himmliſchen Körper, die Natur der Elemente u. ſ. w.

nicht wenigſtens mittelbar einen Einfluß in unſre Glückſeligkeit haben: ſo iſt der Menſch gar nicht beſtimmt, ſie zu unterſuchen. **Sokrates war der erſte, wie Cicero ſagt, der die Philoſophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingeſetzt, in die Wohnungen der Menſchen geführet, und über ihr Thun und Laſſen Betrachtungen anzuſtellen genöthiget hat.** Indeſſen gieng er, wie überhaupt die Neuerungsſtifter zu thun pflegen, auf der andern Seite etwas zu weit, und ſprach zuweilen von den erhabenſten Wiſſenſchaften, mit einer Art von Geringſchätzung, die dem weiſen Beurtheiler der Dinge nicht geziemet.

Damals ſtand in Griechenland, wie zu allen Zeiten bey dem Pöbel, die Art von Gelehrten in groſſem Anſehen, die ſich angelegen ſeyn laſſen, eingewurzelte Vorurtheile und verjährten Aberglauben durch allerhand Scheingründe und Spitzfindigkeiten zu begünſtigen. Sie gaben ſich den Ehrennamen **Sophiſten** *), den ihre Aufführung in einen Ekelnamen verwandelte. Sie beſorgten die Erziehung der Jugend, und unterrichteten auf öffentlichen Schulen ſowohl, als in Privathäuſern, in Künſten, Wiſſenſchaften, Sittenlehre und Religion, mit allgemeinem

*) Der urſprünglichen Bedeutung nach, **Weisheitslehrer.**

nem Beyfalle. Sie wußten, daß in demokratiſchen Regierungsverfaſſungen die Beredſamkeit über alles geſchätzt wird, daß ein freyer Mann gerne von Politik ſchwatzen höret, und daß die Wiſſensbegierde ſchaaler Köpfe am liebſten durch Mährchen befriediget ſeyn will: daher unterlieſſen ſie niemals, in ihrem Vortrage gleißende Beredſamkeit, falſche Politik und ungereimte Fabeln ſo künſtlich durcheinander zu flechten, daß das Volk ſie mit Verwunderung anhörte und mit Verſchwendung belohnte. Mit der Prieſterſchaft ſtanden ſie in gutem Vernehmen: denn ſie hatten beiderſeits die weiſe Maxime: **leben und leben laſſen.** Wenn die Tyranney der Heuchler den freyen Geiſt der Menſchen nicht länger unter dem Joche halten konnte: ſo waren jene Scheinfreunde der Wahrheit beſtellt, ihn auf falſche Wege zu verleiten, die natürlichen Begriffe durcheinander zu werfen, und allen Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Gutem und Böſem, durch blendende Trugſchlüſſe aufzuheben. In der Theorie war ihr Hauptgrundſatz: **Man kann alles beweiſen und alles widerlegen**, und in der Ausübung: **Man muß von der Thorheit anderer, und ſeiner eigenen Ueberlegenheit, ſo viel Vortheil ziehen, als man nur kann.** Dieſe leztere Maxime hielten ſie zwar, wie leicht zu erachten, vor dem Volke geheim, und vertrauten dieſelbe nur ihren Lieblingen, die an ihrem Gewerbe Theil nehmen

ſollten; allein die Moral, die ſie öffentlich lehrten, war nichts deſtoweniger für das Herz der Menſchen eben ſo verderblich, als ihre Politik für die Rechte, Freyheit und Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts.

Da ſie liſtig genug waren, das herrſchende Religionsſyſtem mit ihrem Intereſſe zu verwickeln; ſo gehörte nicht nur Entſchloſſenheit und Heldenmuth dazu, ihren Betrügereyen Einhalt zu thun, ſondern ein wahrer Tugendfreund durfte es ohne die behutſamſte Vorſichtigkeit nicht wagen. Es iſt kein Religionsſyſtem ſo verderbt, das nicht wenigſtens einigen Pflichten der Menſchheit eine gewiſſe Heiligung giebt, die der Menſchenfreund verehren, und der Sittenverbeſſerer, wenn er nicht ſeiner eigenen Abſicht zuwider handeln will, unangetaſtet laſſen muß. Von Zweifel in Religionsſachen zur Leichtſinnigkeit, von Vernachläßigung des äuſſerlichen Gottesdienſtes zur Geringſchätzung alles Gottesdienſtes überhaupt, pflegt der Uebergang ſehr leicht zu ſeyn, beſonders für Gemüther, die nicht unter der Herrſchaft der Vernunft ſtehen, ſondern von Geiz, Ehrſucht oder Wolluſt regieret werden. Die Prieſter des Aberglaubens verlaſſen ſich nur allzuſehr auf dieſen Hinterhalt, und nehmen zu demſelben, wie zu einem unverletzlichen Heiligthum, ihre Zuflucht, ſo oft ein Angriff auf ſie geſchiehet.

Solche Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſtanden dem Sokrates im Wege, als er den großen Entſchluß faßte, Tugend und Weisheit unter ſeinen Nebenmenſchen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, ſeine eignen Vorurtheile der Erziehung zu beſiegen, die Unwiſſenheit anderer zu beleuchten, Sophiſterey zu beſtreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beſchimpfung von Seiten ſeiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, feſtgeſetzte Macht zu bekämpfen, und, was das ſchwerſte war, die finſtern Schreckniſſe des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die ſchwachen Gemüther ſeiner Mitbürger zu ſchonen, Aergerniſſe zu vermeiden, und der gute Einfluß, den ſelbſt die albernſte Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verſcherzen. Alle dieſe Schwierigkeiten überſtand er mit der Weisheit eines wahren Philoſophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menſchenfreundes, mit der Entſchloſſenheit eines Helden, auf Unkoſten und mit Verluſt aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Geſundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe und zuletzt das Leben ſelbſt, gab er auf die liebreichſte Weiſe für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtſchaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den **Schöpfer** und **Erhalter** der Dinge, den er durch das unverfälſchte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte.

Dieſe

Dieſe höheren Ausſichten des Weltbürgers hielten ihn indeſſen nicht ab, die gemeineren Pflichten gegen ſein Vaterland zu erfüllen. In ſeinem ſechs und dreyßigſten Jahre that er Kriegsdienſte wider die **Potidäer**, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die ſich wider ihre Tributherren, die Athenienſer, empört hatten. Allhier verſäumete er die Gelegenheit nicht, ſeinen Körper wider alle Beſchwerlichkeiten des Kriegs und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und ſeine Seele in Unerſchrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch die allgemeine Einſtimmung ſeiner Mitwerber ſelbſt, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denſelben dem **Alcibiades**, den er liebte, und hiedurch aufmuntern wollte, ſolche Ehrenbezeigungen von ſeinem Vaterlande künftighin durch eigene Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. — Man belagerte die Stadt **Potidäa** in der ſtrengſten Kälte. Andere verwahrten ſich wider den Froſt, er blieb bey ſeiner gewöhnlichen Kleidung, und gieng mit bloßen Füßen über das Eis. Die Peſt wütete in dem Lager und in Athen ſelbſt. Es iſt faſt nicht zu glauben, was **Diogenes Laertius** und **Aelian** verſichern: **Sokrates** ſoll der einzige geweſen ſeyn, den ſie gar nicht angegriffen. Ohne aus dieſem Umſtande, der allenfalls ein bloßer Zufall hat ſeyn können *), etwas

*) Die Arzeneyverſtändigen wollen aus der Erfahrung wiſ-

etwas zu ſchließen, kann man überhaupt mit Zuverläßigkeit ſagen, daß er von einer ſtarken und dauerhaften Leibesbeſchaffenheit geweſen, und ſolche durch Mäßigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weichlichkeit ſo zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beſchwerlichkeit des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unterlaſſen, ſeine Seelenkräfte nicht nur zu üben, ſondern äußerſt anzuſtrengen. Man ſah ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft ſtehen, **als wenn der Geiſt von ſeinem Körper abweſend wäre**, ſagt Aulus Gellius. Man kann nicht läugnen, daß dieſe Entzückungen eine, wenigſtens entfernte, Anlage zur Schwärmerey geweſen, und man findet in ſeinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreyet geblieben. Indeſſen war es eine unſchädliche Schwärmerey, die weder Hochmuth noch Menſchenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfaſſung, in welcher er ſich befand, ihm ſehr nützlich geweſen ſeyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menſchen zu ſo großen Gedanken und ſtandhaften Entſchließungen zu erheben.

Nach

wiſſen, daß die Peſt die ſtärkſte Leibesbeſchaffenheit gerade am wenigſten verſchone.

Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und fieng an mit Nachdruck Sophiſterey und Aberglauben zu bekämpfen, und ſeine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Straßen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäuſern, Werkſtätten der Künſtler, wo er nur Menſchen fand, die er beſſern zu können glaubte, da hielt er ſie an, ließ ſich mit ihnen in Geſpräche ein *), erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böſe, heilig und unheilig ſey; unterhielt ſie von der Vorſehung und Regierung Gottes, von den Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückſeligkeit des Menſchen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines

*) Mit dem Xenophon ward er auf folgende Weiſe bekannt. Er begegnete ihm in einem engen Durchgange. Der ſchöne und beſcheidene Anſtand des jungen Menſchen gefiel ihm ſo wohl, daß er ihm den Stock vorhielt, und ihn nicht weiter gehen laſſen wollte. Jüngling! ſprach er, weißt du, wo die Bedürfniſſe des Lebens zu bekommen ſind? — O ja! anwortete Xenophon. — Weißt du aber auch, wo Tugend und Rechtſchaffenheit zu erhalten iſt? — Der junge Menſch ſtutzte und ſah ihn an? — So folge mir, fuhr Sokrates fort, ich will es dir zeigen. Er folgte ihm, ward ſein treuſter Schüler, und man weiß, wie viel er ihm zu verdanken gehabt.

nes Ehemannes u. ſ. w. Alles dieſes niemals in dem aufdringenden Ton eines Lehrers, ſondern als ein Freund, der die Wahrheit ſelbſt erſt mit uns ſuchen will. Er wußte es aber durch die einfältigſten Kinderfragen ſo einzuleiten, daß man von Frage zu Frage, ohne ſonderliche Anſtrengung, ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber ſich am Ziele ſah, und die Wahrheit nicht gelernet, ſondern ſelbſt erfunden zu haben glaubte. Ich ahme hierinn meiner Mutter nach, pflegte er im Scherze zu ſagen: Sie gebieret ſelbſt nicht mehr, aber ſie beſitzet Kunſtgriffe, wodurch ſie andern ihre Geburten zur Welt bringen hilft. Auf eine ähnliche Weiſe verſehe ich bey meinen Freunden das Amt eines Geburtshelfers. Ich frage und forſche ſo lange, bis die verborgene Frucht ihres Verſtandes ans Licht kömmt.

Dieſe Methode, die Wahrheit zu erfragen, war auch die glücklichſte, die Sophiſten zu widerlegen. Wenn es zu einem ausführlichen Vortrage kam, ſo war ihnen nicht beyzukommen. Denn da ſtanden ihnen ſo viel Ausſchweifungen, ſo viel Mährchen, ſo viel Scheingründe, und ſo viel redneriſche Figuren zu Gebote, daß die Zuhörer verblendet wurden, und überzeugt zu ſeyn glaubten. Ein allgemeines Händeklatſchen pflegte ihnen ſelten zu entſtehen. Und man ſtelle ſich den triumphirenden Blick vor, mit welchem ſolche Lehrer alsdann auf ihre Schüler, oder wohl

gar

gar Widerſacher, herabſahen. Was that Sokrates bey einer ſolchen Gelegenheit? Er klatſchte mit; wagte aber einige gar leichte, von der Sache etwas entfernte Fragen, die der hochgelehrte Mann für albern hielt, und aus Mitleiden beantwortete. Nach und nach ſchlich er ſich der Sache näher, immer mit Fragen, und immer indem er ſeinem Gegner die Gelegenheit abſchnitt, in anhaltende Reden auszuſchweifen. Dadurch wurden ſie genöthigt, die Begriffe deutlich auseinander zu ſetzen, richtige Erklärungen gelten, und aus ihren falſchen Vorausſetzungen ungereimte Folgen ziehen zu laſſen. Zuletzt ſahen ſie ſich ſo in die Enge getrieben, daß ſie ungeduldig wurden. Er aber ward es niemals, ſondern ertrug ihre Unart ſelbſt mit der größten Gelaſſenheit, fuhr fort die Begriffe zu entwickeln, bis endlich die Ungereimtheiten, die aus den Grundſätzen der Sophiſten folgten, dem einfältigſten Zuhörer handgreiflich wurden. Auf ſolche Weiſe wurden ſie ihren eignen Schülern zum Gelächter.

In Anſehung der Religion ſcheint er folgende Maxime vor Augen gehabt zu haben. Jede falſche Lehre oder Meynung, die offenbar zur Unſittlichkeit führet, und alſo der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts entgegen iſt, wurde von ihm auf keinerley Weiſe verſchont, ſondern öffentlich, im Beyſeyn der Heuchler, Sophiſten und des gemeinen Volks, beſtritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungereimten

ten und abſcheulichen Folgen gezeigt. Von dieſer Art waren die Lehren der Fabeldichter von den Schwachheiten, Ungerechtigkeiten, ſchändlichen Begierden und Leidenſchaften, die ſie ihren Göttern zuſchrieben. Ueber dergleichen Sätze, ſo wie über unrichtige Begriffe von der Vorſehung und Regierung Gottes, auch über die Belohnung des Guten und die Beſtrafung des Böſen, war er niemals zurückhaltend, niemals, ſelbſt zum Scheine nicht, zweifelhaft; ſondern allezeit entſchloſſen, die Sache der Wahrheit mit der größten Unerſchrockenheit zu verfechten, und, wie der Erfolg gezeigt, ſein Bekentniß mit dem Tode zu verſiegeln. Eine Lehre aber, die bloß theoretiſch falſch, und den Sitten ſo großen Schaden nicht bringen konnte, als von einer Neuerung zu befürchten war, ließ er unangefochten, bekannte ſich vielmehr öffentlich zu der herrſchenden Meynung, beobachtete die darauf gegründeten Ceremonien und Religionsgebräuche, vermied hingegen alle Gelegenheit zu einer entſcheidenden Erklärung; und wann ihr nicht auszuweichen war, ſo hatte er eine Zuflucht in Bereitſchaft, die ihm niemals entſtehen konnte: er ſchützte ſeine **Unwiſſenheit** vor.

Hierunter begünſtigte ihn vorzüglich die Methode zu lehren, die er, wie wir geſehen, aus andern Abſichten gewählt hatte. Denn da er ſeine Lehren niemals mit dem Hochmuthe eines alleswiſſenden Mannes ankündigte, da er vielmehr nichts ſelbſt behauptete,

te, ſondern allezeit die Wahrheit durch Fragen von ſeinen Zuhörern herauszulocken ſuchte: ſo war ihm erlaubt, das nicht zu wiſſen, was er nicht wiſſen konnte, oder durfte. Die Eitelkeit, auf alle Fragen eine Antwort zu wiſſen, hat ſo manchen großen Geiſt verführt, Dinge zu behaupten, die er in dem Munde eines andern getadelt haben würde. Sokrates war von dieſer Eitelkeit weit entfernt. Von Dingen, die über ſeinen Horizont waren, geſtand er mit der naiveſten Freymüthigkeit: **Dieſes weiß ich nicht**; und wann er merkte, daß ihm Fallen gelegt wurden, und gewiſſe Geſtändniſſe abgelockt werden wollten, ſo zog er ſich aus dem Spiele, und ſagte: **Nichts weiß ich!** Das Orakel zu Delphi erklärte ihn, vermuthlich nicht ohne Abſichten, für den weiſſeſten unter allen Sterblichen. „Wißt ihr, ſprach **Sokrates**, war„um Apollo mich für den größten Weiſen auf Erden „hält? Weil andere mehrentheils etwas zu wiſ„ſen glauben, das ſie nicht wiſſen; ich aber ſehe wohl „ein und geſtehe, daß alles, was ich weiß, darauf „hinausläuft, **daß ich nichts weiß**.“

Der Ruhm des Sokrates verbreitete ſich in ganz Griechenland, und es kamen die angeſehenſten und gelehrteſten Männer von allen Gegenden zu ihm, um ſeines freundſchaftlichen Umgangs und Unterrichts zu genießen. Die Begierde ihn zu hören, war unter ſeinen Freunden ſo groß, daß mancher ſein Leben wagte,

Solche Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſtanden dem Sokrates im Wege, als er den großen Entſchluß faßte, Tugend und Weisheit unter ſeinen Nebenmenſchen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, ſeine eignen Vorurtheile der Erziehung zu beſiegen, die Unwiſſenheit anderer zu beleuchten, Sophiſterey zu beſtreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beſchimpfung von Seiten ſeiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, feſtgeſetzte Macht zu bekämpfen, und, was das ſchwerſte war, die finſtern Schrecknisſe des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die ſchwachen Gemüther ſeiner Mitbürger zu ſchonen, Aergerniſſe zu vermeiden, und der gute Einfluß, den ſelbſt die albernſte Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verſcherzen. Alle dieſe Schwierigkeiten überſtand er mit der Weisheit eines wahren Philoſophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menſchenfreundes, mit der Entſchloſſenheit eines Helden, auf Unkoſten und mit Verluſt aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Geſundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe und zuletzt das Leben ſelbſt, gab er auf die liebreichſte Weiſe für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtſchaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den Schöpfer und Erhalter der Dinge, den er durch das unverfälſchte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte.

Dieſe

Dieſe höheren Ausſichten des Weltbürgers hielten ihn indeſſen nicht ab, die gemeineren Pflichten gegen ſein Vaterland zu erfüllen. In ſeinem ſechs und dreyßigſten Jahre that er Kriegsdienſte wider die **Potidäer**, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die ſich wider ihre Tributherren, die Athenienſer, empört hatten. Allhier verſäumete er die Gelegenheit nicht, ſeinen Körper wider alle Beſchwerlichkeiten des Kriegs und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und ſeine Seele in Unerſchrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch die allgemeine Einſtimmung ſeiner Mitwerber ſelbſt, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denſelben dem **Alcibiades**, den er liebte, und hiedurch aufmuntern wollte, ſolche Ehrenbezeigungen von ſeinem Vaterlande künftighin durch eigene Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. — Man belagerte die Stadt **Potidäa** in der ſtrengſten Kälte. Andere verwahrten ſich wider den Froſt, er blieb bey ſeiner gewöhnlichen Kleidung, und gieng mit bloßen Füßen über das Eis. Die Peſt wütete in dem Lager und in Athen ſelbſt. Es iſt faſt nicht zu glauben, was **Diogenes Laertius** und **Aelian** verſichern: **Sokrates** ſoll der einzige geweſen ſeyn, den ſie gar nicht angegriffen. Ohne aus dieſem Umſtande, der allenfalls ein bloßer Zufall hat ſeyn können *), etwas

*) Die Arzeneyverſtändigen wollen aus der Erfahrung wiſ-

etwas zu ſchließen, kann man überhaupt mit Zuverläßigkeit ſagen, daß er von einer ſtarken und dauerhaften Leibesbeſchaffenheit geweſen, und ſolche durch Mäßigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weichlichkeit ſo zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beſchwerlichkeit des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unterlaſſen, ſeine Seelenkräfte nicht nur zu üben, ſondern äußerſt anzuſtrengen. Man ſah ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft ſtehen, **als wenn der Geiſt von ſeinem Körper abweſend wäre**, ſagt Aulus Gellius. Man kann nicht läugnen, daß dieſe Entzückungen eine, wenigſtens entfernte, Anlage zur Schwärmerey geweſen, und man findet in ſeinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreyet geblieben. Indeſſen war es eine unſchädliche Schwärmerey, die weder Hochmuth noch Menſchenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfaſſung, in welcher er ſich befand, ihm ſehr nützlich geweſen ſeyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menſchen zu ſo großen Gedanken und ſtandhaften Entſchließungen zu erheben.

Nach

wiſſen, daß die Peſt die ſtärkſte Leibesbeſchaffenheit gerade am wenigſten verſchone.

Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und fieng an mit Nachdruck Sophiſterey und Aberglauben zu bekämpfen, und ſeine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Straßen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäuſern, Werkſtätten der Künſtler, wo er nur Menſchen fand, die er beſſern zu können glaubte, da hielt er ſie an, ließ ſich mit ihnen in Geſpräche ein *), erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böſe, heilig und unheilig ſey; unterhielt ſie von der Vorſehung und Regierung Gottes, von den Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückſeligkeit des Menſchen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines

*) Mit dem Xenophon ward er auf folgende Weiſe bekannt. Er begegnete ihm in einem engen Durchgange. Der ſchöne und beſcheidene Anſtand des jungen Menſchen gefiel ihm ſo wohl, daß er ihm den Stock vorhielt, und ihn nicht weiter gehen laſſen wollte. Jüngling! ſprach er, weißt du, wo die Bedürfniſſe des Lebens zu bekommen ſind? — O ja! anwortete Xenophon. — Weißt du aber auch, wo Tugend und Rechtſchaffenheit zu erhalten iſt? — Der junge Menſch ſtutzte und ſah ihn an? — So folge mir, fuhr Sokrates fort, ich will es dir zeigen. Er folgte ihm, ward ſein treuſter Schüler, und man weiß, wie viel er ihm zu verdanken gehabt.

hern Ordnung zur Betrachtung und Nachahmung vorhalten zu laſſen. Lehret die Kunſt, das Leben im Lebloſen nachzuahmen, den Stein dem Menſchen ähnlich zu machen; ſo ſuchet die Weisheit hingegen, das Unendliche im Endlichen nachzuahmen, die Seele des Menſchen jener urſprünglichen **Schönheit** und **Vollkommenheit** ſo nahe zu bringen, als es in dieſem Leben möglich iſt. Sokrates genoß den Unterricht und den Umgang der berühmteſten Leute in allen Wiſſenſchaften und Künſten, von welchen ſeine Schüler den **Archelaus**, **Anaxagoras**, **Prodikus**, **Evenus**, **Iſimachus**, **Theodorus** und andere nennen.

Krito verſahe ihn mit den Nothwendigkeiten des Lebens, und Sokrates legte ſich anfangs mit vielem Fleiße auf die **Naturlehre**, die zur damaligen Zeit ſehr im Schwange war. Er merkte aber gar bald, daß es Zeit ſey, die Weisheit von Betrachtung der **Natur** auf die Betrachtung des **Menſchen** zurückzuführen. Dieſes iſt der Weg, den die Weltweisheit allezeit nehmen ſollte. Sie muß mit Unterſuchung der äuſſerlichen Gegenſtände anfangen, aber bey jedem Schritte, den ſie thut, einen Blick auf den Menſchen zurückwerfen, auf deſſen wahre Glückſeligkeit alle ihre Bemühungen abzielen ſollten. Wenn die Bewegung der Planeten, die Beſchaffenheit der himmliſchen Körper, die Natur der Elemente u. ſ. w. nicht

nicht wenigſtens mittelbar einen Einfluß in unſre Glückſeligkeit haben: ſo iſt der Menſch gar nicht beſtimmt, ſie zu unterſuchen. **Sokrates war der erſte, wie Cicero ſagt, der die Philoſophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingeſetzt, in die Wohnungen der Menſchen geführet, und über ihr Thun und Laſſen Betrachtungen anzuſtellen genöthiget hat.** Indeſſen gieng er, wie überhaupt die Neuerungsſtifter zu thun pflegen, auf der andern Seite etwas zu weit, und ſprach zuweilen von den erhabenſten Wiſſenſchaften, mit einer Art von Geringſchätzung, die dem weiſen Beurtheiler der Dinge nicht geziemet.

Damals ſtand in Griechenland, wie zu allen Zeiten bey dem Pöbel, die Art von Gelehrten in groſſem Anſehen, die ſich angelegen ſeyn laſſen, eingewurzelte Vorurtheile und verjährten Aberglauben durch allerhand Scheingründe und Spitzfindigkeiten zu begünſtigen. Sie gaben ſich den Ehrennamen **Sophiſten** *), den ihre Aufführung in einen Ekelnamen verwandelte. Sie beſorgten die Erziehung der Jugend, und unterrichteten auf öffentlichen Schulen ſowohl, als in Privathäuſern, in Künſten, Wiſſenſchaften, Sittenlehre und Religion, mit allgemei-
nem

*) Der urſprünglichen Bedeutung nach, Weisheitslehrer.

nem Beyfalle. Sie wußten, daß in demokratiſchen Regierungsverfaſſungen die Beredſamkeit über alles geſchätzt wird, daß ein freyer Mann gerne von Politik ſchwatzen höret, und daß die Wiſſensbegierde ſchaaler Köpfe am liebſten durch Mährchen befriediget ſeyn will: daher unterlieſſen ſie niemals, in ihrem Vortrage gleißende Beredſamkeit, falſche Politik und ungereimte Fabeln ſo künſtlich durcheinander zu flechten, daß das Volk ſie mit Verwunderung anhörte und mit Verſchwendung belohnte. Mit der Prieſterſchaft ſtanden ſie in gutem Vernehmen: denn ſie hatten beiderſeits die weiſe Maxime: **leben und leben laſſen.** Wenn die Tyranney der Heuchler den freyen Geiſt der Menſchen nicht länger unter dem Joche halten konnte: ſo waren jene Scheinfreunde der Wahrheit beſtellt, ihn auf falſche Wege zu verleiten, die natürlichen Begriffe durcheinander zu werfen, und allen Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Gutem und Böſem, durch blendende Trugſchlüſſe aufzuheben. In der Theorie war ihr Hauptgrundſatz: **Man kann alles beweiſen und alles widerlegen**, und in der Ausübung: **Man muß von der Thorheit anderer, und ſeiner eigenen Ueberlegenheit, ſo viel Vortheil ziehen, als man nur kann.** Dieſe leztere Maxime hielten ſie zwar, wie leicht zu erachten, vor dem Volke geheim, und vertrauten dieſelbe nur ihren Lieblingen, die an ihrem Gewerbe Theil nehmen

ſollten; allein die Moral, die ſie öffentlich lehrten, war nichts deſtoweniger für das Herz der Menſchen eben ſo verderblich, als ihre Politik für die Rechte, Freyheit und Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts.

Da ſie liſtig genug waren, das herrſchende Religionsſyſtem mit ihrem Intereſſe zu verwickeln; ſo gehörte nicht nur Entſchloſſenheit und Heldenmuth dazu, ihren Betrügereyen Einhalt zu thun, ſondern ein wahrer Tugendfreund durfte es ohne die behutſamſte Vorſichtigkeit nicht wagen. Es iſt kein Religionsſyſtem ſo verderbt, das nicht wenigſtens einigen Pflichten der Menſchheit eine gewiſſe Heiligung giebt, die der Menſchenfreund verehren, und der Sittenverbeſſerer, wenn er nicht ſeiner eigenen Abſicht zuwider handeln will, unangetaſtet laſſen muß. Von Zweifel in Religionsſachen zur Leichtſinnigkeit, von Vernachläßigung des äuſſerlichen Gottesdienſtes zur Geringſchätzung alles Gottesdienſtes überhaupt, pflegt der Uebergang ſehr leicht zu ſeyn, beſonders für Gemüther, die nicht unter der Herrſchaft der Vernunft ſtehen, ſondern von Geiz, Ehrſucht oder Wolluſt regieret werden. Die Prieſter des Aberglaubens verlaſſen ſich nur allzuſehr auf dieſen Hinterhalt, und nehmen zu demſelben, wie zu einem unverletzlichen Heiligthum, ihre Zuflucht, ſo oft ein Angriff auf ſie geſchiehet.

Solche Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſtanden dem Sokrates im Wege, als er den großen Entſchluß faßte, Tugend und Weisheit unter ſeinen Nebenmenſchen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, ſeine eignen Vorurtheile der Erziehung zu beſiegen, die Unwiſſenheit anderer zu beleuchten, Sophiſterey zu beſtreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beſchimpfung von Seiten ſeiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, feſtgeſetzte Macht zu bekämpfen, und, was das ſchwerſte war, die finſtern Schreckniſſe des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die ſchwachen Gemüther ſeiner Mitbürger zu ſchonen, Aergerniſſe zu vermeiden, und der gute Einfluß, den ſelbſt die albernſte Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verſcherzen. Alle dieſe Schwierigkeiten überſtand er mit der Weisheit eines wahren Philoſophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menſchenfreundes, mit der Entſchloſſenheit eines Helden, auf Unkoſten und mit Verluſt aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Geſundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe und zuletzt das Leben ſelbſt, gab er auf die liebreichſte Weiſe für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtſchaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den **Schöpfer** und **Erhalter** der Dinge, den er durch das unverfälſchte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte.

Dieſe

Dieſe höheren Ausſichten des Weltbürgers hielten ihn indeſſen nicht ab, die gemeineren Pflichten gegen ſein Vaterland zu erfüllen. In ſeinem ſechs und dreyßigſten Jahre that er Kriegsdienſte wider die Potidäer, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die ſich wider ihre Tributherren, die Athenienſer, empört hatten. Allhier verſäumete er die Gelegenheit nicht, ſeinen Körper wider alle Beſchwerlichkeiten des Kriegs und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und ſeine Seele in Unerſchrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch die allgemeine Einſtimmung ſeiner Mitwerber ſelbſt, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denſelben dem Alcibiades, den er liebte, und hiedurch aufmuntern wollte, ſolche Ehrenbezeigungen von ſeinem Vaterlande künftighin durch eigene Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. — Man belagerte die Stadt Potidäa in der ſtrengſten Kälte. Andere verwahrten ſich wider den Froſt, er blieb bey ſeiner gewöhnlichen Kleidung, und gieng mit bloßen Füßen über das Eis. Die Peſt wütete in dem Lager und in Athen ſelbſt. Es iſt faſt nicht zu glauben, was Diogenes Laertius und Aelian verſichern: Sokrates ſoll der einzige geweſen ſeyn, den ſie gar nicht angegriffen. Ohne aus dieſem Umſtande, der allenfalls ein bloßer Zufall hat ſeyn können *), etwas

*) Die Arzeneyverſtändigen wollen aus der Erfahrung wiſ-

etwas zu ſchließen, kann man überhaupt mit Zuverläßigkeit ſagen, daß er von einer ſtarken und dauerhaften Leibesbeſchaffenheit geweſen, und ſolche durch Mäßigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weichlichkeit ſo zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beſchwerlichkeit des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unterlaſſen, ſeine Seelenkräfte nicht nur zu üben, ſondern äußerſt anzuſtrengen. Man ſah ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft ſtehen, **als wenn der Geiſt von ſeinem Körper abweſend wäre**, ſagt Aulus Gellius. Man kann nicht läugnen, daß dieſe Entzückungen eine, wenigſtens entfernte, Anlage zur Schwärmerey geweſen, und man findet in ſeinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreyet geblieben. Indeſſen war es eine unſchädliche Schwärmerey, die weder Hochmuth noch Menſchenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfaſſung, in welcher er ſich befand, ihm ſehr nützlich geweſen ſeyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menſchen zu ſo großen Gedanken und ſtandhaften Entſchließungen zu erheben.

Nach

wiſſen, daß die Peſt die ſtärkſte Leibesbeſchaffenheit gerade am wenigſten verſchone.

Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und fieng an mit Nachdruck Sophiſterey und Aberglauben zu bekämpfen, und ſeine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Straßen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäuſern, Werkſtätten der Künſtler, wo er nur Menſchen fand, die er beſſern zu können glaubte, da hielt er ſie an, ließ ſich mit ihnen in Geſpräche ein *), erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böſe, heilig und unheilig ſey; unterhielt ſie von der Vorſehung und Regierung Gottes, von den Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückſeligkeit des Menſchen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines

*) Mit dem Xenophon ward er auf folgende Weiſe bekannt. Er begegnete ihm in einem engen Durchgange. Der ſchöne und beſcheidene Anſtand des jungen Menſchen gefiel ihm ſo wohl, daß er ihm den Stock vorhielt, und ihn nicht weiter gehen laſſen wollte. Jüngling! ſprach er, weißt du, wo die Bedürfniſſe des Lebens zu bekommen ſind? — O ja! antwortete Xenophon. — Weißt du aber auch, wo Tugend und Rechtſchaffenheit zu erhalten iſt? — Der junge Menſch ſtutzte und ſah ihn an? — So folge mir, fuhr Sokrates fort, ich will es dir zeigen. Er folgte ihm, ward ſein treuſter Schüler, und man weiß, wie viel er ihm zu verdanken gehabt.

nes Ehemannes u. ſ. w. Alles dieſes niemals in dem aufdringenden Ton eines Lehrers, ſondern als ein Freund, der die Wahrheit ſelbſt erſt mit uns ſuchen will. Er wußte es aber durch die einfältigſten Kinderfragen ſo einzuleiten, daß man von Frage zu Frage, ohne ſonderliche Anſtrengung, ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber ſich am Ziele ſah, und die Wahrheit nicht gelernet, ſondern ſelbſt erfunden zu haben glaubte. Ich ahme hierinn meiner Mutter nach, pflegte er im Scherze zu ſagen: Sie gebieret ſelbſt nicht mehr, aber ſie beſitzet Kunſtgriffe, wodurch ſie andern ihre Geburten zur Welt bringen hilft. Auf eine ähnliche Weiſe verſehe ich bey meinen Freunden das Amt eines Geburtshelfers. Ich frage und forſche ſo lange, bis die verborgene Frucht ihres Verſtandes ans Licht kömmt.

Dieſe Methode, die Wahrheit zu erfragen, war auch die glücklichſte, die Sophiſten zu widerlegen. Wenn es zu einem ausführlichen Vortrage kam, ſo war ihnen nicht beyzukommen. Denn da ſtanden ihnen ſo viel Ausſchweifungen, ſo viel Mährchen, ſo viel Scheingründe, und ſo viel redneriſche Figuren zu Gebote, daß die Zuhörer verblendet wurden, und überzeugt zu ſeyn glaubten. Ein allgemeines Händeklatſchen pflegte ihnen ſelten zu entſtehen. Und man ſtelle ſich den triumphirenden Blick vor, mit welchem ſolche **Lehrer** alsdann auf ihre **Schüler**, oder wohl

gar

gar Widerſacher, herabſahen. Was that Sokrates bey einer ſolchen Gelegenheit? Er klatſchte mit; wagte aber einige gar leichte, von der Sache etwas entfernte Fragen, die der hochgelehrte Mann für albern hielt, und aus Mitleiden beantwortete. Nach und nach ſchlich er ſich der Sache näher, immer mit Fragen, und immer indem er ſeinem Gegner die Gelegenheit abſchnitt, in anhaltende Reden auszuſchweifen. Dadurch wurden ſie genöthigt, die Begriffe deutlich auseinander zu ſetzen, richtige Erklärungen gelten, und aus ihren falſchen Vorausſetzungen ungereimte Folgen ziehen zu laſſen. Zuletzt ſahen ſie ſich ſo in die Enge getrieben, daß ſie ungeduldig wurden. Er aber ward es niemals, ſondern ertrug ihre Unart ſelbſt mit der größten Gelaſſenheit, fuhr fort die Begriffe zu entwickeln, bis endlich die Ungereimtheiten, die aus den Grundſätzen der Sophiſten folgten, dem einfältigſten Zuhörer handgreiflich wurden. Auf ſolche Weiſe wurden ſie ihren eignen Schülern zum Gelächter.

In Anſehung der Religion ſcheint er folgende Maxime vor Augen gehabt zu haben. Jede falſche Lehre oder Meynung, die offenbar zur Unſittlichkeit führet, und alſo der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts entgegen iſt, wurde von ihm auf keinerley Weiſe verſchont, ſondern öffentlich, im Beyſeyn der Heuchler, Sophiſten und des gemeinen Volks, beſtritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungereimten

Solche Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſtanden dem Sokrates im Wege, als er den großen Entſchluß faßte, Tugend und Weisheit unter ſeinen Nebenmenſchen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, ſeine eignen Vorurtheile der Erziehung zu beſiegen, die Unwiſſenheit anderer zu beleuchten, Sophiſterey zu beſtreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beſchimpfung von Seiten ſeiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, feſtgeſetzte Macht zu bekämpfen, und, was das ſchwerſte war, die finſtern Schreckniſſe des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die ſchwachen Gemüther ſeiner Mitbürger zu ſchonen, Aergerniſſe zu vermeiden, und der gute Einfluß, den ſelbſt die albernſte Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verſcherzen. Alle dieſe Schwierigkeiten überſtand er mit der Weisheit eines wahren Philoſophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menſchenfreundes, mit der Entſchloſſenheit eines Helden, auf Unkoſten und mit Verluſt aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Geſundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe und zuletzt das Leben ſelbſt, gab er auf die liebreichſte Weiſe für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtſchaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den **Schöpfer** und **Erhalter** der Dinge, den er durch das unverfälſchte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte.

Dieſe höheren Ausſichten des Weltbürgers hielten ihn indeſſen nicht ab, die gemeineren Pflichten gegen ſein Vaterland zu erfüllen. In ſeinem ſechs und dreyßigſten Jahre that er Kriegsdienſte wider die Potidäer, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die ſich wider ihre Tributherren, die Athenienſer, empört hatten. Allhier verſäumete er die Gelegenheit nicht, ſeinen Körper wider alle Beſchwerlichkeiten des Kriegs und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und ſeine Seele in Unerſchrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch die allgemeine Einſtimmung ſeiner Mitwerber ſelbſt, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denſelben dem Alcibiades, den er liebte, und hiedurch aufmuntern wollte, ſolche Ehrenbezeigungen von ſeinem Vaterlande künftighin durch eigene Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. — Man belagerte die Stadt Potidäa in der ſtrengſten Kälte. Andere verwahrten ſich wider den Froſt, er blieb bey ſeiner gewöhnlichen Kleidung, und gieng mit bloßen Füßen über das Eis. Die Peſt wütete in dem Lager und in Athen ſelbſt. Es iſt faſt nicht zu glauben, was Diogenes Laertius und Aelian verſichern: Sokrates ſoll der einzige geweſen ſeyn, den ſie gar nicht angegriffen. Ohne aus dieſem Umſtande, der allenfalls ein bloßer Zufall hat ſeyn können *), etwas

*) Die Arzeneyverſtändigen wollen aus der Erfahrung wiſ-

etwas zu ſchließen, kann man überhaupt mit Zuverläßigkeit ſagen, daß er von einer ſtarken und dauerhaften Leibesbeſchaffenheit geweſen, und ſolche durch Mäßigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weichlichkeit ſo zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beſchwerlichkeit des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unterlaſſen, ſeine Seelenkräfte nicht nur zu üben, ſondern äußerſt anzuſtrengen. Man ſah ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft ſtehen, **als wenn der Geiſt von ſeinem Körper abweſend wäre**, ſagt Aulus Gellius. Man kann nicht läugnen, daß dieſe Entzückungen eine, wenigſtens entfernte, Anlage zur Schwärmerey geweſen, und man findet in ſeinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreyet geblieben. Indeſſen war es eine unſchädliche Schwärmerey, die weder Hochmuth noch Menſchenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfaſſung, in welcher er ſich befand, ihm ſehr nützlich geweſen ſeyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menſchen zu ſo großen Gedanken und ſtandhaften Entſchließungen zu erheben.

Nach

wiſſen, daß die Peſt die ſtärkſte Leibesbeſchaffenheit gerade am wenigſten verſchone.

Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und fieng an mit Nachdruck Sophiſterey und Aberglauben zu bekämpfen, und ſeine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Straßen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäuſern, Werkſtätten der Künſtler, wo er nur Menſchen fand, die er beſſern zu können glaubte, da hielt er ſie an, ließ ſich mit ihnen in Geſpräche ein *), erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böſe, heilig und unheilig ſey; unterhielt ſie von der Vorſehung und Regierung Gottes, von den Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückſeligkeit des Menſchen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines

*) Mit dem Xenophon ward er auf folgende Weiſe bekannt. Er begegnete ihm in einem engen Durchgange. Der ſchöne und beſcheidene Anſtand des jungen Menſchen gefiel ihm ſo wohl, daß er ihm den Stock vorhielt, und ihn nicht weiter gehen laſſen wollte. Jüngling! ſprach er, weißt du, wo die Bedürfniſſe des Lebens zu bekommen ſind? — O ja! anwortete Xenophon. — Weißt du aber auch, wo Tugend und Rechtſchaffenheit zu erhalten iſt? — Der junge Menſch ſtutzte und ſah ihn an? — So folge mir, fuhr Sokrates fort, ich will es dir zeigen. Er folgte ihm, ward ſein treuſter Schüler, und man weiß, wie viel er ihm zu verdanken gehabt.

nes Ehemannes u. ſ. w. Alles dieſes niemals in dem aufdringenden Ton eines Lehrers, ſondern als ein Freund, der die Wahrheit ſelbſt erſt mit uns ſuchen will. Er wußte es aber durch die einfältigſten Kinderfragen ſo einzuleiten, daß man von Frage zu Frage, ohne ſonderliche Anſtrengung, ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber ſich am Ziele ſah, und die Wahrheit nicht gelernet, ſondern ſelbſt erfunden zu haben glaubte. Ich ahme hierinn meiner Mutter nach, pflegte er im Scherze zu ſagen: Sie gebieret ſelbſt nicht mehr, aber ſie beſitzet Kunſtgriffe, wodurch ſie andern ihre Geburten zur Welt bringen hilft. Auf eine ähnliche Weiſe verſehe ich bey meinen Freunden das Amt eines Geburtshelfers. Ich frage und forſche ſo lange, bis die verborgene Frucht ihres Verſtandes ans Licht kömmt.

Dieſe Methode, die Wahrheit zu erfragen, war auch die glücklichſte, die Sophiſten zu widerlegen. Wenn es zu einem ausführlichen Vortrage kam, ſo war ihnen nicht beyzukommen. Denn da ſtanden ihnen ſo viel Ausſchweifungen, ſo viel Mährchen, ſo viel Scheingründe, und ſo viel redneriſche Figuren zu Gebote, daß die Zuhörer verblendet wurden, und überzeugt zu ſeyn glaubten. Ein allgemeines Händeklatſchen pflegte ihnen ſelten zu entſtehen. Und man ſtelle ſich den triumphirenden Blick vor, mit welchem ſolche **Lehrer** alsdann auf ihre **Schüler**, oder wohl

gar

gar Widerſacher, herabſahen. Was that Sokrates bey einer ſolchen Gelegenheit? Er klatſchte mit; wagte aber einige gar leichte, von der Sache etwas entfernte Fragen, die der hochgelehrte Mann für albern hielt, und aus Mitleiden beantwortete. Nach und nach ſchlich er ſich der Sache näher, immer mit Fragen, und immer indem er ſeinem Gegner die Gelegenheit abſchnitt, in anhaltende Reden auszuſchweifen. Dadurch wurden ſie genöthigt, die Begriffe deutlich auseinander zu ſetzen, richtige Erklärungen gelten, und aus ihren falſchen Vorausſetzungen ungereimte Folgen ziehen zu laſſen. Zuletzt ſahen ſie ſich ſo in die Enge getrieben, daß ſie ungeduldig wurden. Er aber ward es niemals, ſondern ertrug ihre Unart ſelbſt mit der größten Gelaſſenheit, fuhr fort die Begriffe zu entwickeln, bis endlich die Ungereimtheiten, die aus den Grundſätzen der Sophiſten folgten, dem einfältigſten Zuhörer handgreiflich wurden. Auf ſolche Weiſe wurden ſie ihren eignen Schülern zum Gelächter.

In Anſehung der Religion ſcheint er folgende Maxime vor Augen gehabt zu haben. Jede falſche Lehre oder Meynung, die offenbar zur Unſittlichkeit führet, und alſo der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts entgegen iſt, wurde von ihm auf keinerley Weiſe verſchont, ſondern öffentlich, im Beyſeyn der Heuchler, Sophiſten und des gemeinen Volks, beſtritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungereimten

ten und abſcheulichen Folgen gezeigt. Von dieſer Art waren die Lehren der Fabeldichter von den Schwachheiten, Ungerechtigkeiten, ſchändlichen Begierden und Leidenſchaften, die ſie ihren Göttern zuſchrieben. Ueber dergleichen Sätze, ſo wie über unrichtige Begriffe von der Vorſehung und Regierung Gottes, auch über die Belohnung des Guten und die Beſtrafung des Böſen, war er niemals zurückhaltend, niemals, ſelbſt zum Scheine nicht, zweifelhaft; ſondern allezeit entſchloſſen, die Sache der Wahrheit mit der größten Unerſchrockenheit zu verfechten, und, wie der Erfolg gezeigt, ſein Bekentniß mit dem Tode zu verſiegeln. Eine Lehre aber, die bloß theoretiſch falſch, und den Sitten ſo großen Schaden nicht bringen konnte, als von einer Neuerung zu befürchten war, ließ er unangefochten, bekannte ſich vielmehr öffentlich zu der herrſchenden Meynung, beobachtete die darauf gegründeten Ceremonien und Religionsgebräuche, vermied hingegen alle Gelegenheit zu einer entſcheidenden Erklärung; und wann ihr nicht auszuweichen war, ſo hatte er eine Zuflucht in Bereitſchaft, die ihm niemals entſtehen konnte: er ſchützte ſeine Unwiſſenheit vor.

Hierunter begünſtigte ihn vorzüglich die Methode zu lehren, die er, wie wir geſehen, aus andern Abſichten gewählt hatte. Denn da er ſeine Lehren niemals mit dem Hochmuthe eines alleswiſſenden Mannes ankündigte, da er vielmehr nichts ſelbſt behaupte-

te,

te, ſondern allezeit die Wahrheit durch Fragen von ſeinen Zuhörern herauszulocken ſuchte: ſo war ihm erlaubt, das nicht zu wiſſen, was er nicht wiſſen konnte, oder durfte. Die Eitelkeit, auf alle Fragen eine Antwort zu wiſſen, hat ſo manchen großen Geiſt verführt, Dinge zu behaupten, die er in dem Munde eines andern getadelt haben würde. **Sokrates** war von dieſer Eitelkeit weit entfernt. Von Dingen, die über ſeinen Horizont waren, geſtand er mit der naiveſten Freymüthigkeit: **Dieſes weiß ich nicht**; und wann er merkte, daß ihm Fallen gelegt wurden, und gewiſſe Geſtändniſſe abgelockt werden wollten, ſo zog er ſich aus dem Spiele, und ſagte: **Nichts weiß ich!** Das Orakel zu Delphi erklärte ihn, vermuthlich nicht ohne Abſichten, für den weiſſeſten unter allen Sterblichen. „Wißt ihr, ſprach **Sokrates**, war„um Apollo mich für den größten Weiſen auf Erden „hält? Weil andere mehrentheils etwas zu wiſ„ſen glauben, das ſie nicht wiſſen; ich aber ſehe wohl „ein und geſtehe, daß alles, was ich weiß, darauf „hinausläuft, **daß ich nichts weiß.**"

Der Ruhm des Sokrates verbreitete ſich in ganz Griechenland, und es kamen die angeſehenſten und gelehrteſten Männer von allen Gegenden zu ihm, um ſeines freundſchaftlichen Umgangs und Unterrichts zu genießen. Die Begierde ihn zu hören, war unter ſeinen Freunden ſo groß, daß mancher ſein Leben wagte,

um nur täglich bey ihm zu ſeyn. Die Athenienſer hatten bey Lebensſtrafe verboten, daß ſich kein Megarenſer auf ihrem Gebiete betreten laſſen ſollte. **Euklides von Megara**, ein Freund und Schüler des **Sokrates**, ließ ſich dadurch nicht abhalten, ſeinen Lehrer zu beſuchen. Des Nachts gieng er, in bunte Weiberkleider gehüllt, von Megara nach Athen, und des Morgens, ehe es Tag war, gieng er wieder ſeine zwanzig tauſend Schritte zurück nach Hauſe. Bey dem allen lebte **Sokrates** in der äußerſten Armuth und Dürftigkeit, und wollte ſich nichts für ſeinen Unterricht bezahlen laſſen, obgleich die Athenienſer ſo lehrbegierig waren, daß ſie ſichs große Summen würden haben koſten laſſen, wann er auf Belohnung gedrungen hätte. Die Sophiſten wußten von dieſer Bereitwilligkeit ſchon beſſern Gebrauch zu machen.

Es muß ihm deſto mehr Ueberwindung gekoſtet haben, dieſe Dürftigkeit zu ertragen, da ſeine Frau, die berüchtigte **Xantippe**, eben nicht die genügſamſte Hausfrau geweſen, und er auch für Kinder zu ſorgen gehabt, die ihre Verpflegung von ſeiner Hand erwarteten. Es iſt zwar noch nicht ausgemacht, daß die Xantippe von ſo böſer Gemüthsart geweſen, als man gemeiniglich glaubet. Die Mährchen, die zu ihrer Beſchimpfung bekannt ſind, rühren von ſpätern Schriftſtellern her, die ſie nur vom Hörenſagen haben konnten. Plato und Xenophon, die am beſten

davon unterrichtet ſeyn mußten, ſcheinen ſie als eine mittelmäßige Frau gekannt zu haben, von der ſich weder viel gutes noch viel böſes ſagen läßt. Ja man wird in folgendem Geſpräche nach dem Plato finden, daß ſie, an dem letzten Tage des Sokrates, mit ihrem Kinde bey ihm im Kerker geweſen, und ſich auſſerordentlich über ſeinen Tod betrübt hat. Alles, was man ſonſt bey dieſen glaubwürdigſten Schriftſtellern zu ihrem Nachtheile findet, iſt etwa eine Stelle in dem Tiſchgeſpräche **Xenophons**, wo jemand den Sokrates fragt, warum er ſich eine Frau genommen, die ſo wenig umgänglich wäre? worauf dieſer in ſeinem gewöhnlichen Tone antwortet: „Wer mit Pferden umgehen lernen will, der wählet ſich zu ſeiner „Uebung kein geduldiges Laſtthier, ſondern ein muthiges Roß, das ſchwer zu bändigen iſt. Ich, der „ich mit Menſchen umgehen lernen will, habe mir „aus eben der Urſache eine Hausfrau gewählt, die unverträglich iſt, um die verſchiedene Laune der Menſchen deſto beſſer ertragen zu lernen.“ An einer andern Stelle läßt eben dieſer Schriftſteller den Sohn des Sokrates, den **Lamproklus**, ſich gegen ſeinen Vater über die harte Begegnung, mürriſche Gemüthsart und unerträgliche Laune ſeiner Mutter beſchweren. Allein aus der Antwort des Sokrates erhellet, zu ihrem Lobe, daß ſie, bey ihrem zänkiſchen Gemüthe, die Pflichten einer Hausmutter gleichwohl ſorgfältig beobachtet, und ihre Kinder ge-

liebt, und gehörig verpflegt hat. Dieſes Zeugniß ihres Ehemannes widerlegt offenbar alle ſchimpfliche Hiſtörchen, die man auf ihre Unkoſten erſonnen, und wodurch man ſie der Nachwelt als ein Beyſpiel eines böſen Weibes aufgeſtellt hat. Man kann mit gutem Grunde glauben, daß Sokrates ſeine Kunſt mit Menſchen umzugehen an ſeiner Ehegenoßinn nicht vergebens geübt hat; daß er vielmehr durch unermüdete Geduld, Gefälligkeit, Sanftmuth, und durch ſeine unwiderſtehlichen Ermahnungen die Härte ihres Temperaments überwunden, ihre Liebe gewonnen, und ſie dergeſtalt gebeſſert haben wird, daß ſie aus einem unverträglichen Weibe eine gute Hausmutter, und, wie ihre Aufführung vor ſeinem Ende ausweiſet, eine zärtliche Ehefrau geworden. Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo müſſen ihm ſeine häußlichen Umſtände die Armuth weit beſchwerlicher gemacht haben; da er nicht ſich allein, ſondern einer ganzen Familie, und vielleicht einer unzufriedenen und über ſeine ſtrenge Genügſamkeit ſich beklagenden Familie, von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft zu geben hatte. Niemand war beſſer von den Pflichten eines Hausvaters unterrichtet, als Sokrates. Er wußte wohl, daß ihm obliege, ſo viel zu erwerben und anzuſchaffen, als zum ehrlichen Auskommen für ſeine Familie nöthig ſey, und er hat dieſe natürliche Pflicht ſeinen Freunden ſehr oft eingeſchärft. Allein was ihn ſelbſt betraf, ſo ſtand ihm eine höhere Pflicht im Wege, die

ihn

ihn verhinderte, jener Genüge zu leiſten. Das Verderbniß der Zeiten, da alles des feilen Gewinnſtes halber geſchahe, und insbeſondere die niederträchtige Habſucht der Sophiſten, die ihre verderblichen Lehren um baares Geld verkauften, und die ſchändlichſten Mittel anwendeten, ſich auf Unkoſten des betrogenen Volks zu bereichern: dieſe legten ihm die Verbindlichkeit auf, der niedrigen Gewinnſucht die äußerſte Uneigennützigkeit entgegen zu ſetzen, damit ſeine reinen und unbefleckten Abſichten keiner übeln Auslegung fähig ſeyn möchten. Er wollte lieber darben, und, wenn ihn der Mangel zu ſehr drückte, von Almoſen leben, als durch ſein Beyſpiel den ſchmuzigen Geldgeiz dieſer falſchen Weisheitslehrer nur einigermaßen rechtfertigen.

Er unterbrach dieſe wohlthätigen Beſchäftigungen, und zog abermals freywillig mit zu Felde wider die Boeotier. Die Athenienſer verloren eine Schlacht bey **Delium**, und wurden aufs Haupt geſchlagen. **Sokrates** zeigte ſeine Tapferkeit ſo wohl im Treffen, als auf dem Rückzuge. „Hätte jedermann ſeine Pflicht ſo gethan, „wie **Sokrates**, ſpricht der Feldherr **Laches** beym „**Plato**, ſo wäre der Tag gewiß nicht unglücklich für „uns geweſen.“ Als alles floh, gieng er auch zurück, aber Schritt vor Schritt, und indem er ſich öfters umkehrte, um einem Feinde, der ihm etwa auf den Hals käme, Widerſtand zu thun. Er fand

den **Xenophon**, der vom Pferde gefallen und verwundet war, unterwegens liegend, nahm ihn auf ſeine Schulter, und brachte ihn in Sicherheit.

Die Prieſter, Sophiſten, Redner und andre, die dergleichen feile Künſte trieben, Leute, denen Sokrates ein Dorn im Auge ſeyn mußte, machten ſich deſſelben Abweſenheit zu Nutz, und ſuchten die Gemüther wider ihn aufzubringen. Bey ſeiner Zurückkunft fand er eine geſchloſſene Partey, der kein Mittel ihm zu ſchaden zu niederträchtig war. Sie mietheten, wie man zu glauben Urſach hat, den Komödienſchreiber **Ariſtophanes**, daß er durch ein Poſſenſpiel, das man damals Komödie nannte, den **Sokrates** verhaßt und lächerlich zu machen ſuchte, um das gemeine Volk theils auszuholen, theils vorzubereiten, und wann der Streich gelänge, ein mehreres zu wagen. Dieſe Fratze führte den Namen **die Wolken. Sokrates** war die Hauptperſon, und die Figur, die dieſe Rolle machte, gab ſich Mühe, ihn nach dem Leben zu konterfeyen. Kleidung, Gang, Geberde, Stimme, alles äffte er natürlich nach. Das Stück ſelbſt hat ſich, zur Ehre des verfolgten Weltweiſen, bis auf unſre Zeiten erhalten. Man kann ſich kaum etwas ungezogeners gedenken.

Sokrates pflegte ſonſt niemals das Theater zu beſuchen, außer wann die Stücke des **Euripides**

(daran er ſelbſt, wie einige wollen, Antheil gehabt,) aufgeführet wurden. Den Tag, da dieſes Pasquill aufgeführt werden ſollte, gieng er gleichwohl hinein. Er hörte, daß viele Fremde, die zugegen waren, ſich erkundigten, wer dieſer Sokrates im Originale ſey, der auf der Bühne ſo gehöhnt werde? Er trat mitten im Schauſpiel hervor, und blieb, bis ans Ende des Stücks, auf einer Stelle ſtehn, wo ihn jedermann ſehen und mit der Kopey vergleichen konnte. Dieſer Streich war für den Dichter und ſeine Komödie tödtlich. Die poſſenhafteſten Einfälle thaten keine Wirkung mehr: denn das Anſehen des Sokrates erregte Hochachtung und eine Art von Erſtaunen über ſeine Unerſchrockenheit. Auch fand das Stück keinen Beyfall. Der Dichter veränderte es, und brachte es das folgende Jahr wieder auf die Bühne, aber mit eben ſo ſchlechtem Erfolge. Die Feinde des Weltweiſen ſahen ſich genöthiget, die vorgehabte Verfolgung bis auf eine günſtigere Zeit zu verſchieben.

Kaum war der Krieg mit den Boeotiern geendiget, ſo mußten die Athenienſer ſchon ein neues Heer anwerben, um dem Lacedämoniſchen Feldherrn Braſidas Einhalt zu thun, der in Thrazien verſchiedene Städte, und unter andern die wichtige Stadt Amphipolis ihrer Herrſchaft entzogen hatte. Sokrates ließ ſich die Gefahr, in die ihn ſeine letzte Abweſenheit geſetzt, nicht abhalten, dem Vaterlande abermals

mals zu dienen. Dieſes war das letzte mal, daß er ſeine Vaterſtadt verlaſſen hatte. Nach der Zeit kam er, bis an ſein Ende, nicht aus dem Gebiete der Athenienſer, und unterließ niemals, der Jugend, die ihn ſuchte, ſeinen freundſchaftlichen Umgang zu gönnen, und ihr durch Lehren und gutes Exempel die Liebe zur Tugend einzuflößen. Wie er aber überall ein großer Freund und Liebhaber der Schönheit war, ſo ſchien er in der Wahl ſeiner Freunde auch auf körperliche Schönheit zu ſehen. Ein ſchöner Körper, pflegte er zu ſagen, verſpricht eine ſchöne Seele, und wenn ſie der Erwartung nicht zuſagt, ſo muß ſie verwahrloſt worden ſeyn. Daher er ſich denn viele Mühe gab, das Inwendige dieſer Perſonen mit ihrem wohlgebildeten Aeußerlichen übereinſtimmend zu machen. Niemand aber war ihm ſo angelegen, als Alcibiades, ein junger Menſch von ungemeiner Schönheit und von großen Talenten, der hochfahrend, muthig, leichtſinnig und überaus feuriges Temperaments war. Dieſen verfolgte er unermüdet, ließ ſich bey allen Gelegenheiten mit ihm in Unterredung ein, um ihn durch freundſchaftliche Ermahnungen und liebreiche Verweiſe von den Ausſchweifungen des Ehrgeizes und der Wolluſt, wozu er von Natur ſehr geneigt war, abzuhalten. Plato läßt ihn bey dieſer Gelegenheit öfters Ausdrücke brauchen, die beynahe verliebt ſcheinen: daher man in ſpätern Zeiten Gelegenheit genommen, den Sokrates eines ſträflichen

Um-

Umgangs mit jungen Leuten zu beſchuldigen. Allein die Feinde des Sokrates ſelbſt, Ariſtophanes in der Komödie, und Melitus in ſeiner Anklage, thun hiervon nicht die geringſte Erwähnung. Melitus beſchuldigt ihn zwar, daß er die Jugend verderbe; allein, wie aus der Antwort des Sokrates gar deutlich erhellet, gieng dieſes auf die Geſetze der Religion und der Politik, gegen welche er die Jugend gleichgültig gemacht haben ſollte. Geſetzt auch, die damalige Verderbniß der Sitten wäre ſo weit gegangen, daß man dieſes widernatürliche Laſter beynahe für natürlich gehalten, ſo hätten ſeine Feinde dennoch dieſen Umſtand nicht ganz verſchwiegen, wenn es nicht offenbar unmöglich geweſen wäre, das Muſter der Keuſchheit und Enthaltſamkeit einer ſo viehiſchen Geilheit zu beſchuldigen. Man leſe die ſtrengen Vorwürfe, die er dem Kritias und Kritobulus machet; man leſe das Zeugniß, das ihm der muthwillige, halbberauſchte Alcibiades, in Platons Tiſchgeſpräche, giebt. Das Stillſchweigen der Feinde und Verläumder, und ſeiner Freunde poſitives Zeugniß vom Gegentheile, laſſen keinen Zweifel zurück, daß die Beſchuldigung ungegründet und eine ſtrafbare Verläumdung ſey. Die Ausdrücke des Plato, ſo fremde ſie auch in unſern Ohren klingen, beweiſen weiter nichts, als daß dieſe unnatürliche Galanterie damals die Modeſprache geweſen, wie etwa der ernſthafteſte Mann in unſern Zeiten ſich nicht entbrechen würde,

wenn er an ein Frauenzimmer ſchreibt, wie verliebt zu thun.

Ueber den Genius, den er zu beſitzen vorgab, und der ihn, wie er ſagte, allzeit abhielt, wenn er etwas Schädliches unternehmen wollte, ſind die Meynungen der Gelehrten getheilt. Einige glauben, Sokrates habe ſich hierinn eine kleine Erdichtung erlaubt, um bey dem abergläubiſchen Volke Gehör zu finden; allein dieſes ſcheint mit ſeiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit zu ſtreiten. Andre verſtehen unter dieſem Genius ein geſchärftes Gefühl vom Guten und Böſen, eine durch Nachdenken, durch lange Erfahrung und anhaltende Uebung zum Inſtinkt gewordene moraliſche Beurtheilungskraft, vermöge welcher er jede freye Handlung nach ihren muthmaßlichen Folgen und Wirkungen prüfen und beurtheilen konnte, ohne ſich ſelbſt von ſeinem Urtheile Rechenſchaft geben zu können. Man findet aber beym Xenophon ſo wohl als Plato verſchiedene Vorfälle, wo dieſer Geiſt dem Sokrates Dinge vorher geſagt haben ſoll, die ſich aus keiner natürlichen Kraft der Seele erklären laſſen. Vielleicht ſind dieſe von ſeinen Schülern aus guter Meynung hinzu geſetzt worden; vielleicht auch hatte Sokrates, der, wie wir geſehen, zu Entzückungen aufgelegt war, ſelbſt Schwachheit oder ſchwärmende Einbildungskraft genug, dieſes lebhafte moraliſche Gefühl, das er nicht zu erklären wußte, in einen **vertraulichen Geiſt** umzu-

umzuſchaffen, und ihm hernach auch diejenigen Ahndungen zuzuſchreiben, die aus ganz andern Quellen entſpringen. Muß denn ein vortrefflicher Mann nothwendig von allen Schwachheiten und Vorurtheilen frey ſeyn? In unſern Tagen iſt es kein Verdienſt mehr, Geiſtereingebungen zu verſpotten. Vielleicht hat zu den Zeiten des Sokrates eine Anſtrengung des Genies dazu gehört, die er nützlicher angewendet hat. Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unſittlichkeit führen konnte, wie bereits oben erinnert worden.

Die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts war ſein einziges Studium. So bald ein Vorurtheil oder Aberglaube zur offenbaren Gewaltthätigkeit, Kränkung der menſchlichen Rechte, Verderbniß der Sitten u. ſ. w. Anlaß gab: ſo konnte ihn nichts in der Welt abhalten, aller Drohung und Verfolgung zum Trotze, ſich dawider zu erklären. Es war unter den Griechen ein hergebrachter Aberglaube, daß die Schatten der unbegrabenen Todten am Ufer des Styx hundert Jahre raſtlos herumirren müßten, bevor ſie herüber gelaſſen würden. Dieſer Wahn mag dem rohen Volk von dem erſten Stifter der Geſellſchaft aus löblichen Abſichten beygebracht worden ſeyn. Indeſſen hat er zu den Zeiten des Sokrates, durch einen ſchändlichen Mißbrauch, manchen wackern Patrioten das Leben gekoſtet. Die Athenienſer hatten bey den Arginuſi-

niſchen Inſeln über die Lacedämonier einen vollkommenen Sieg erhalten. Die Befehlshaber der ſiegenden Flotte wurden aber durch einen Sturm abgehalten, ihre Todten zu begraben. Bey ihrer Rückkunft nach Athen wurden ſie, auf die undankbarſte Weiſe, dieſer Unterlaſſung halben öffentlich angeklagt. Sokrates hatte denſelben Tag den Vorſitz in dem Senat der **Prytanen**, welche die öffentlichen Angelegenheiten zu beſorgen hatten. Die Bosheit einiger Mächtigen im Reiche, die Heucheley der Prieſter und die Niederträchtigkeit feiler Redner und Demagogen, hatten ſich vereinigt, den blinden Eyfer des Volks wider dieſe Beſchützer des Staats aufzubringen. Das Volk drang mit Ungeſtüm auf ihre Verdammung. Ein Theil des Senats war ſelbſt von dieſem pöbelhaften Wahne bethört; und der Ueberreſt hatte nicht Muth genug, ſich der allgemeinen Raſerey zu widerſetzen. Alles willigte darein, dieſe unglücklichen Patrioten zum Tode zu verurtheilen. Nur Sokrates allein hatte die Herzhaftigkeit, ihre Unſchuld zu vertheidigen. Er verachtete die Drohungen der Mächtigen, und die Wut des aufgebrachten Pöbels, ſtand ganz allein auf der Seite der verfolgten Unſchuld, und wollte lieber das Aergſte über ſich ergehen laſſen, als in eine ſo heilloſe Ungerechtigkeit willigen. Wiewohl alle ſeine Bemühungen zu ihrem Beſten dennoch fruchtlos abliefen. Er hatte den Verdruß, zu ſehen, daß der blinde Eyfer die Oberhand erhielt, und daß die Re-

publik ſich ſelbſt die Schmach anthat, ihre tapferſten Beſchützer einem übelverſtandenen Vorurtheil aufzuopfern. Das Jahr darauf wurden die Athenienſer von den Lacedämoniern auf das Haupt geſchlagen, ihre Flotte zu Grunde gerichtet, ihre Hauptſtadt belagert und dergeſtalt aufs Aeußerſte gebracht, daß ſie ſich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Mangel an erfahrnen Anführern auf Seiten der Athenienſer an dieſer Niederlage nicht wenig Schuld geweſen.

Lyſander, der Feldherr der Lacedämonier, der die Stadt eingenommen hatte, begünſtigte eine in derſelben entſtandene Empörung, verwandelte die demokratiſche Regierungsform in eine Oligarchie, und ſetzte einen Rath von dreyßig Männern, die unter dem Namen der dreyßig Tyrannen bekannt ſind. Die grauſamſten Feinde hätten in der Stadt ſo nicht wüten können, als dieſe Ungeheuer gewütet haben. Unter dem Vorwande, Staatsverbrechen und Meuterey zu beſtrafen, wurden die rechtſchaffenſten Leute im Staat ihres Lebens oder ihres Vermögens beraubt. Plündern, rauben, verbannen, dieſen öffentlich, jenen meuchelmörderiſch hinrichten laſſen, waren Thaten, mit welchen ſie ihre Regierung bezeichneten. Wie mußte das Herz des Sokrates bluten, den **Kritias**, der vormals ſein Schüler war, an der Spitze dieſer Scheuſale zu ſehen! Ja, dieſer **Kritias**, ſein vor-

mali-

maliger Freund und Zuhörer, zeigte ſich nunmehr als ſeinen offenbaren Feind, und ſuchte Gelegenheit, ihn zu verfolgen. Der weiſe Mann hatte ihm einſt ſeine viehiſche und widernatürliche Geilheit mit harten Worten verwieſen, und ſeit der Zeit trug ihm der Unmenſch einen heimlichen Groll nach, der jetzo auszubrechen Gelegenheit ſuchte.

Als er und Charikles zu Geſetzgebern ernennt wurden, führten ſie, um eine Urſach an dem Sokrates zu finden, das Geſetz ein, daß niemand in der Redekunſt unterrichten ſollte. Sie erfuhren darauf, daß ſich Sokrates mit Worten wider ſie vergangen, und verſchiedentlich habe verlauten laſſen, es wäre zwar wunderbar, wenn Hirten die ihnen anvertraute Heerde kleiner und magerer machten, und dennoch nicht für ſchlechte Hirten wollten gehalten ſeyn; aber weit wunderbarer wäre es, wenn die Vorſteher eines Staats die Bürger weniger und ſchlechter machten, und dennoch nicht ſchlechte Vorſteher ſeyn wollten. Sie ließen ihn kommen, zeigten ihm das Geſetz, und verboten ihm, mit jungen Leuten ſich in Unterredung einzulaſſen. „Iſt es erlaubt, verſetzte Sokrates, eines „und das andere zu fragen, das mir in dieſem Verbote nicht deutlich genung iſt? — O ja! antwortete „man. — Ich bin bereit, erwiederte er, dem Geſetze „zu folgen, und befürchte nur aus Unwiſſenheit dawider zu verſtoßen: ich bitte daher um eine deutli-

„chere

„chere Erklärung, ob ihr unter der Redekunſt eine „Kunſt recht zu reden, oder un'`cht zu reden verſteht? „Iſt jenes: ſo muß ich mich enthalten, jemanden zu „ſagen, wie er recht reden ſoll; iſt aber dieſes: ſo „werde ich niemand unterweiſen, wie er unrecht re= „den ſoll.

„Charikles entrüſtete ſich, und ſprach: Wenn du „dieſes nicht verſteheſt, ſo haben wir dir es faßlicher „gemacht, und ſchlechterdings verboten, mit jungen „Leuten zu reden. — Damit ich aber auch hierinn „wiſſe, wie ich mich zu verhalten habe, ſprach So= „krates: ſo beſtimmt mir die Zeit, wie lange ihr die „Menſchen für junge Leute haltet? So lange ſie nicht „im Rathe ſitzen können, antwortete Charikles, das „iſt, ſo lange ſie nicht zu reifem Verſtande gekommen „ſind, nehmlich bis zu dreyßig Jahren.

„Wenn ich aber etwas kaufen will, erwiederte „Sokrates, das ein junger Menſch unter dreyßig „Jahren zu verkaufen hat, ſoll ich nicht fragen, wie „theuer? Dieſes iſt dir nicht verboten, ſprach Charikles; „aber du fragſt manchmal Dinge, die du gar wohl „weißt: ſolcher Fragen enthalte dich ferner! — Und „antworten? ſprach Sokrates weiter. Wenn ein „junger Menſch mich fragt, wo Charikles oder Kri= „tias wohne? darf ich ihm hierauf antworten? — Ja, „ja, ſprach Kritias; aber enthalte dich der abgenutz=

„ten

„ten Beyſpiele und Gleichniſſe von Riemenſchneidern, „Zimmerleuten und Schmieden. Vermuthlich, er„wiederte Sokrates, auch der Begriffe, die ich durch „dieſe Beyſpiele zu erläutern pflege, von der Gerech„tigkeit, Heiligkeit, Frömmigkeit, u. ſ. w.? Ganz „recht! antwortete Charikles, und vor allen Dingen „auch der Viehhirten. Merke dir das! oder ich be„fürchte, du wirſt auch die Heerde kleiner machen."

Sokrates achtete ihre Drohungen ſo wenig, als ihr ungereimtes Geſetz, das ſie, der geſunden Vernunft und dem Geſetz der Natur ſchnurſtracks zuwider, keine Befugniß gehabt einzuführen. Er ſetzte ſeine Bemühungen zum Beſten der Tugend und Gerechtigkeit mit dem unermüdeteſten Eifer fort, und die Tyrannen unterſtunden ſich gleichwohl nicht, ihm ſo gerade auf den Leib zu kommen. Sie ſuchten Umwege, und wollten ihn mit in ihre Ungerechtigkeiten verwickeln: trugen ihm daher nebſt vier andern Bürgern auf, den **Leon** von **Salamin** nach Athen zu bringen, um ihn hinrichten zu laſſen. Die andern übernahmen den Auftrag; Sokrates aber erklärte ſich, daß er niemals zu einer ungerechten Sache die Hände bieten werde. So willſt du denn, ſprach Charikles, Freyheit haben, zu reden, was du willſt, und gar nichts dafür leiden? **Alles mögliche Uebel**, antwortete er, **will ich dafür leiden, nur das nicht, jemanden Unrecht zu thun.** Charikles ſchwieg, und

und die übrigen ſahen ſich einander an. Dieſe Freyheiten würden den Sokrates am Ende dennoch das Leben gekoſtet haben, wenn nicht das Volk, der Grauſamkeit dieſer Tyrannen müde, einen Aufſtand erregt, ihre vornehmſten Anführer umgebracht, und die übrigen zur Stadt hinaus gejagt hätte.

Unter der wiederhergeſtellten demokratiſchen Regierung gieng es dem Sokrates gleichwohl nicht beſſer. Die alten Feinde deſſelben, die Sophiſten, Prieſter und Redner, fanden nunmehr die längſt erwünſchte Gelegenheit, ihn mit beſſerm Glück zu verfolgen, und endlich gar aus dem Wege zu räumen. **Anytus**, **Melitus** und **Lykon**, ſind die drey zu ihrer Schmach unvergeßliche Namen derer, die ſich zur Ausführung dieſes ſchändlichen Vorhabens haben brauchen laſſen. Sie brachten die Verläumdung unter das Volk: Sokrates habe dem Kritias die Grundſätze der Tyranney beygebracht, die er neulich mit ſo unerhörter Grauſamkeit ausgeübt hätte. Wer die Leichtgläubigkeit und Unbeſtändigkeit des Pöbels kennt, wird ſich nicht verwundern, daß die Athenienſer einer ſo offenbaren Falſchheit Gehör gegeben, ob gleich jedermann wußte, was zwiſchen dem Sokrates und den Tyrannen vorgefallen. Einige Jahre vorher hatte Alcibiades, der große Talente, aber einen ſehr wilden Charakter hatte, in Geſellſchaft anderer muthwilligen Jünglinge, die Bildſäule des Merkurs zerſchlagen, die Eleuſiniſchen Geheim-

heimniſſe öffentlich verſpottet, und wegen dieſes Uebermuths aus ſeiner Vaterſtadt entweichen müſſen. Anjetzo wurde dieſe Geſchichte wieder rege gemacht, und von den Feinden des Sokrates ausgeſtreut, er habe dem jungen Menſchen die Verachtung der Religion beygebracht. Nichts war den Lehren und der Aufführung des Sokrates mehr zuwider, als ein ſolcher Frevel. Den öffentlichen Gottesdienſt, ſo abergläubiſch er auch ſeyn mochte, hat er allezeit in Ehren gehalten; und was die Eleuſiniſchen Geheimniſſe betrifft, ſo rieth er allen ſeinen Freunden, ſich in denſelben einweihen zu laſſen; ob er gleich ſelbſt ſeine Urſachen haben mochte, es nicht zu thun. Man hat ſehr guten Grund, zu glauben, daß die größern Geheimniſſe zu Eleuſis nichts anders waren, als die Lehren der wahren natürlichen Religion, und eine vernünftige Auslegung der Fabeln. Wenn Sokrates ſich weigerte, die Einweihung anzunehmen, ſo geſchah, es wahrſcheinlicher Weiſe, um die Freyheit zu behalten, dieſe Geheimniſſe ungeſtraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Prieſter durch die Einweihung zu entziehen ſuchten.

Als die Verläumder, durch dergleichen boshafte Ausſtreuungen, das Volk genugſam vorbereitet zu haben glaubten, brachte **Melitus** eine förmliche Anklage wider den Sokrates an die Obrigkeit der Stadt, welche alſofort dem Volk davon Nachricht gab. Das Gericht der **Heliäa** wurde zuſammen berufen und die

gewöhn-

gewöhnliche Anzahl der Bürger durch das Loos be⸗ſtimmt, die den Angeklagten richten ſollten. Die An⸗klage war: Sokrates handelt wider die Ge⸗ſeze, indem er 1) die Götter der Stadt nicht verehrt und eine neue Gottheit ein⸗führen will, und 2) die Jugend verderbet, der er eine Verachtung alles deſſen, was hei⸗lig iſt, beybringet. Seine Strafe ſey der Tod.

Seine Freunde brachten ihm wohlausgearbeitete Reden zu ſeiner Vertheidigung. „Sie ſind ſehr ſchön, „ſprach er, aber für mich alten Mann ſchicken ſich „dergleichen Künſte nicht.“ Willſt du nicht ſelbſt et⸗was zu deiner Vertheidigung aufſetzen? fragten ſie ihn. „Die beſte Vertheidigung, die ich machen kann, „antwortete er, iſt, daß ich in meinem Leben nieman⸗„den Unrecht gethan. Ich habe zu verſchiedenen ma⸗„len angefangen auf eine Schutzrede zu denken, bin „aber allemal von Gott daran verhindert worden. „Vielleicht iſt es ſein Wille, daß ich in dieſen Jah⸗„ren, bevor das hinfällige und einer Krankheit ähn⸗„liche Alter kömmt, eines leichtern Todes ſterben, „und weder meinen Freunden noch mir ſelbſt zur Laſt „werden ſoll.“ In dieſen Worten hat jemand vor einiger Zeit den Beweis finden wollen, daß Sokrates feigherzig geweſen, und die Unbequemlichkeiten des Al⸗ters, mehr als den Tod, gefürchtet habe. Es gehö⸗

ret nicht wenig Dreuſtigkeit dazu, dem Leſer ſo was einbilden zu wollen!

An dem zu dieſer Unterſuchung öffentlich anberaumten Tage erſchienen Melitus, Anytus und Lyko, der erſte für die Dichter, der zweyte für das Volk, und der letzte für die Redner, beſtiegen einer nach dem andern den Rednerſtul, und hielten die giftigſten und verleumderiſchſten Reden wider den Sokrates. Er betrat nach ihnen den Platz, ohne zu zittern oder zu zagen, ohne, nach der damaligen Gewohnheit auf Gerichtsſtuben, ſeine Richter durch einen jämmerlichen Anblick zum Mitleiden bewegen zu wollen; ſondern mit dem geſetzten und zuverſichtlichen Weſen, das ſeiner Weisheit anſtändig war. Er hielt eine zwar ungekünſtelte und unvorbereitete, aber männliche und ſehr nachdrückliche Rede, in welcher er alle Verleumdungen und boshaften Gerüchte, die man zu ſeinem Nachtheil ausgeſtreut, ohne Bitterkeit widerlegte, ſeine Ankläger beſchämte und in ihren eigenen Beſchuldigungen Widerſprüche und Ungereimtheiten zeigte. Seinen Richtern begegnete er zwar mit der erfoderlichen Ehrerbietigkeit, ſprach aber in einem ſo feſten und ſeines Vorzugs ſich bewußten Tone, daß ſeine Rede öfters durch unzufriedenes Murmeln unterbrochen ward. Er beſchloß mit folgenden Worten:

„Wer-

„Werdet nicht ungehalten, Athenienſer! daß ich, „wider die Gewohnheit der Verklagten, nicht in Thrä„nen zu euch rede, oder meine Kinder, Verwandten „und Freunde in einem kläglichen Aufzuge erſcheinen „laſſe, um euch zum Mitleiden zu bewegen. Nicht „aus Hochmuth oder Trotz habe ich dieſes unterlaſ„ſen; ſondern weil ich es für unanſtändig halte, einen „Richter anzuflehen, und ihn anders, als durch die „Rechtmäßigkeit der Sache, einnehmen zu wollen. „Der Richter hat ſich durch einen Eid verpflichtet, „nach Geſetz und Billigkeit zu urtheilen, und ſein Mit„leiden ſo wenig als ſeinen Zorn den Ausſpruch thun „zu laſſen. Wir Angeklagten handeln alſo wider Recht „und Billigkeit, wenn wir euch durch unſre Klagen „eidbrüchig zu machen ſuchen, und wider die Achtung, „die wir euch ſchuldig ſind, wenn wir euch fähig hal„ten, es zu werden. Ich will auf keinerley Weiſe „meine Errettung ſolchen Mitteln zu verdanken ha„ben, die weder recht, noch billig, noch gottesfürch„tig ſind; vornehmlich da ich vom **Melitus** ſo eben „der Gottloſigkeit beſchuldiget worden bin. Wenn „ich durch mein Flehen euch meyneidig zu machen „ſuchete, ſo wäre dieſes der überzeugendſte Beweis, „daß ich keine Götter glaube; mithin würde mich die„ſe Vertheidigung ſelbſt der Atheiſterey überführen. „Aber nein! ich bin mehr als alle meine Ankläger, von „dem Daſeyn Gottes überzeugt, und ergebe mich da„her Gotte und euch, mich nach Wahrheit zu rich-

„ten, und über mich zu verhängen, was ihr ſo wohl „für euch, als für mich für das Beſte haltet.“

Die Richter waren höchſt unzufrieden über dieſes geſetzte und unerſchütterte Weſen, und unterbrachen den Plato, der nach ihm hervortrat, und zu reden begonn. „Ob ich ſchon der jüngſte bin, Athenienſer! „fieng Plato an, von denen, welche dieſen Ort hin= „aufgeſtiegen —“ Heruntergeſtiegen riefen ſie ihm zu, und ließen ihn ſeine Rede nicht fortſetzen. Sokra= tes wurde durch die Mehrheit von drey und dreyßig Stimmen für ſchuldig erkannt.

Es war die Gewohnheit zu Athen, daß die Ver= urtheilten ſich ſelbſt eine gewiſſe Strafe, Geldbuße, Gefängniß oder Verbannung auflegen mußten, um dadurch die Billigkeit des Urtheils zu bekräftigen, oder vielmehr ihre Verbrechen einzugeſtehen. Sokrates ſoll= te wählen; aber er wollte auf keinerley Weiſe gegen ſich ſelbſt ſo ungerecht ſeyn, ſich für ſchuldig zu erken= nen, und ſprach:

„Wenn ich frey ſagen ſoll, was ich verdient zu „haben glaube, ſo wiſſet, Athenienſer! ich glaube, „durch die Dienſte, die ich der Republik geleiſtet, „wohl werth zu ſeyn, daß man mich auf öffentliche „Koſten im Prytaneum unterhalte.“ Auf Zure= den ſeiner Freunde verſtand er ſich gleichwohl zu ei= ner

ner kleinen Geldbuße, wollte aber nicht zugeben, daß ſie unter ſich eine größere Summe zuſammen ſchießen ſollten.

Die Richter berathſchlageten ſich, welche Strafe ſie ihm zuerkennen ſollten, und die Bosheit ſeiner Feinde brachte es dahin, daß er zum Tode verurtheilt wurde: „Ihr ſeyd mit eurem Urtheil ſehr voreilig gewe„ſen, Athenienſer! ſprach Sokrates, und habt da„durch den Verleumdern dieſer Stadt Stoff gegeben, „euch vorzuwerfen, daß ihr den weiſen Sokrates „ums Leben gebracht; denn ſie werden mich weiſe „nennen, wenn ich es ſchon nicht bin, um euch deſto„mehr tadeln zu können. Ihr hättet nicht lange war„ten dürfen, ſo wäre ich, ohne euer Zuthun, geſtor„ben. Ihr ſehet, wie nahe ich ſchon dem Tode bin *). „Euch meyne ich hiermit, die ihr mir den Tod zu„erkannt habet! Glaubet ihr etwa, Männer von Athen! „daß es mir an Worten gefehlt, euch einzunehmen „und zu überreden, wenn ich der Meynung geweſen „wäre, man müßte alles thun und alles ſprechen, um „ein günſtiges Urtheil zu erhalten? Gewißlich nicht! „Wenn ich unterliege, ſo iſt es nicht aus Mangel an „Worten und Vorſtellungen, ſondern aus Mangel „an Unverſchämtheit und Niederträchtigkeit, euch ſol„che

*) Er war damals 70 Jahr alt.

„che Dinge hören zu laſſen, die euch angenehm zu verneh„men, aber einem rechtſchaffenen Manne unanſtändig „ſind zu ſagen. Heulen, ſchreyen und andere ſolche krie„chende Ueberredungsmittel, die ihr an andern gewohnt „ſeyd, ſind meiner höchſt unwürdig. Ich hatte mir „gleich Anfangs vorgenommen, lieber das Leben zu „verlieren, als es auf eine unedle Weiſe zu retten. „Denn ich halte dafür, daß man eben ſo wenig be„rechtiget ſey, vor Gericht alles zu thun, um dem „Tode zu entfliehen, als im Kriege. Wie oft hat „ein Mann nicht in einem Gefechte Gelegenheit ſein „Leben zu erretten, wenn er die Waffen von ſich wer„fen und denjenigen, der ihm nachſetzt, um Gnade „bitten will. Und ſo giebt es im menſchlichen Leben „viele Vorfälle, wo der Tod gar wohl vermieden „werden kann, wenn man nur unverſchämt genug „iſt, alles zu thun und zu ſagen, was dazu erfor„dert wird. Dem Tode zu entfliehen, Männer von „Athen! iſt zuweilen ſo ſchwer nicht, aber der Schan„de zu entkommen, iſt weit ſchwerer: denn ſie iſt „ſchneller, als der Tod. Daher kömmt es auch, daß „ich langſamer, alter Mann von dem langſamſten „ergriffen worden; da hingegen meine Ankläger, die „ganz munter und lebhaft ſind, von der ſehr ſchnel„len Schande eingeholt worden ſind. Ich gehe zum „Tode, zu welchem ihr mich verurtheilt habet, und „ſie zur Schmach und Unehre, zu welcher ſie von „der Wahrheit und Gerechtigkeit verdammt werden.

„Ich

„Ich bin mit dem Urtheilsſpruche zufrieden, vermuth-
„lich ſie auch: mithin gehen die Sachen, recht wie
„ſie ſollten, und ich für mein Theil finde die Wege
„des Schickſals auch hierinn gerecht und verehrungs-
„werth.“

Nachdem er hierauf den Richtern, die ihn verur-
theilt, freymüthig, aber ohne Galle, einige Wahrhei-
ten geſagt, wendete er ſich zu denenjenigen, die für ſei-
ne Losſprechung geſtimmet hatten, und unterhielt ſie
mit einer Art von Betrachtung über Leben, Tod und
Unſterblichkeit, die damals ziemlich der Faſſungskraft
des gemeinen Volks angemeſſen geweſen ſeyn mag:
Als er aber mit ſeinen Schülern und vertrauten Freun-
den allein war, ließ er ſich über eben dieſe Materie
mit mehrerer Gründlichkeit heraus: daher wir unſre
Leſer, die in folgenden Geſprächen mit den reifern
Gedanken dieſes Weltweiſen unterhalten werden ſollen,
mit jener exoteriſchen Philoſophie billig verſchonen.

Man führte ihn ins Gefängniß, das, wie Sene-
ka ſagt, durch die Gegenwart dieſes Mannes ſeine
Schmach verlor, indem das kein Kerker ſeyn kann,
wo ein Sokrates iſt. Unterwegs begegneten ihm ei-
nige von ſeinen Schülern, die über dasjenige, was ihm
wiederfahren, ganz untröſtlich waren. „Warum wei-
„net ihr? fragte ſie der Weiſe. Hat mich die Natur
„nicht gleich bey meiner Geburt zum Tode verurtheilt?

„Wenn mich der Tod einem wahren und erſprießlichen „Gute entriſſen, ſo hätte ich und diejenigen, die mich „lieben, Urſache, mein Schickſal zu bedauren. Da „ich aber hienieden nichts, als Jammer und Elend „zurücklaſſe: ſo ſollten mir meine Freunde zu meiner „Reiſe vielmehr Glück wünſchen."

Apollodorus, der als ein ſehr gutherziger Menſch, aber etwas ſchwacher Kopf, beſchrieben wird, konnte ſich gar nicht zufrieden geben, daß ſein Lehrer und Freund ſo unſchuldig ſterben müßte. **Guter Apollodorus!** ſprach Sokrates lächelnd, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte, **würdeſt du es lieber ſehen, wenn ich ſchuldig ſterben müßte?** —

Was übrigens im Gefängniſſe und in den letzten Stunden des ſterbenden Sokrates vorgegangen, wird der Leſer in folgenden Geſprächen erfahren. Nur iſt noch eine Unterredung mit dem Krito nicht aus der Acht zu laſſen, aus welcher Plato ein beſonderes Geſpräch gemacht hat. Einige Tage vor der Hinrichtung des Sokrates, kam Krito vor Anbruch des Tages zu ihm ins Gefängniß, fand ihn in ſüßem Schlafe, und ſetzte ſich leiſe neben ſein Bett, um ihn nicht zu ſtören. Als Sokrates erwachte, fragte er ihn, „warum heute ſo früh, Freund Krito?" Dieſer meldete ihm, er hätte Nachricht, daß den nächſten Tag das Todesurtheil vollzogen werden ſollte. „Wenn es

„der

„der Wille Gottes iſt, antwortete Sokrates, mit ſeiner „gewöhnlichen Gelaſſenheit, ſo ſey es! Indeſſen glau„be ich nicht, daß es morgen vor ſich gehen werde. „Ich hatte, ſo eben als du zu mir kamſt, einen an„genehmen Traum. Mir erſchien ein Frauenzim„mer von ungemeiner Schönheit, in einem langen „weißen Gewande, rief mich beym Namen und „ſprach: **In drey Tagen wirſt du in dein frucht„bares Phthia anlangen.**" — Eine feine Anſpielung! wodurch er zu verſtehen gab, daß er ſich nach jenem Leben, wie beym Homer der erzürnte Achilles ſich aus dem Lager weg, und nach **Phthia**, ſeinem Vaterlande, ſehnete. Krito aber, der ganz andre Abſichten hatte, entdeckte ſeinem Freunde, daß er die Wache beſtochen, und alles Nöthige vorgekehrt hätte, ihn bey nächtlicher Weile aus dem Gefängniſſe zu entführen; und daß es nunmehr nur auf ihn ankäme, ob er einem ſchimpflichen Tode entkommen wollte. Er ſuchte ihn auch durch die wichtigſten Vorſtellungen zu überführen, daß dieſes ſeine Pflicht und Schuldigkeit ſey. Da er ſeine Liebe für ſein Vaterland kannte: ſo ſtellte er ihm vor, wie er verbunden wäre zu verhüten, daß die Athenienſer nicht unſchuldiges Blut vergöſſen; er führte überdem an, daß ers um ſeiner Freunde willen thun müßte, die, außer dem Schmerz über ſeinen Verluſt, auch der ſchmählichen Nachrede würden ausgeſetzt bleiben, daß ſie ſeine Befreyung vernachläßiget. Endlich unterließ er

auch nicht, ihm ein bewegliches Bild von dem Unglück ſeiner hülfloſen Kinder vorzuhalten, die alsdann ſeines väterlichen Unterrichts, Beyſpiels und Schutzes beraubt ſeyn würden. Hierauf antwortete Sokrates: „Mein lieber Krito! deine freundſchaftliche Vorſorge „iſt löblich, und daher mit Dank anzunehmen, wenn „ſie ſich mit der geſunden Vernunft verträgt. Iſt „ſie aber derſelben zuwider, ſo haben wir uns um ſo „viel mehr dafür zu hüten. Wir ſollten daher erſt „in Ueberlegung nehmen, ob dein Vorſchlag gerecht „und mit der Vernunft übereinſtimmig ſey, oder nicht. „Ich habe mich allzeit gewöhnt, mich zu nichts be„reden zu laſſen, als was ich, nach reiflicher Ueber„legung, für das Beſte gehalten, und ich ſehe kei„nen Grund, warum ich von meinen bisherigen Le„bensregeln anjetzo abwiche, ob ich gleich in der Ver„faſſung bin, in welcher du mich ſieheſt: ſie erſchei„nen mir noch immer in eben dem Lichte, und da„her kann ich nicht anders, als ſie immer noch werth „ſchätzen und verehren." Nachdem er ſeine falſchen Bewegungsgründe widerlegt, und ihm gezeigt, was ein vernünftiger Mann den Geſetzen und dem Vaterlande ſchuldig ſey, fährt er fort: „Wenn ich jetzt im „Begriffe wäre, davon zu laufen, und die Repu„blik ſamt ihren Geſetzen erſchienen, um mich zu fra„gen: Sprich, Sokrates! was biſt du Willens zu „thun? Bedenkſt du nicht, daß dieſes uns, den „Geſetzen und dem geſamten Staate, ſo viel an dir

„liegt,

„liegt, den Untergang bereiten heißt? Oder glaubeſt „du, daß ein Staat Beſtand habe, und nicht noth„wendig zerrüttet werden müſſe, in welchem die Ge„richtsurtheile keine Kraft haben, und von jeder Pri„vatperſon vereitelt werden können? Was kann ich „hierauf antworten, mein Werther?! — Etwa, daß „mir Unrecht geſchehen, und ich das Urtheil nicht „verdiene, das wider mich geſprochen worden? Soll „ich dieſes antworten? — **Krit.** Beym Jupiter! „ja, o Sokrates! — **Sokr.** Wenn aber die „Geſetze erwiederten: Wie? Sokrates, haſt du dich „gegen uns nicht anheiſchig gemacht, alle Rechtsſprü„che der Republik zu genehmigen? — Ich würde „über dieſen Antrag ſtutzen; allein ſie würden fort„fahren: Laß dich dieſes nicht befremden, Sokra„tes! ſondern antworte nur; du biſt ja ſonſt ein „Freund von Fragen und Antworten; ſag an, was „mißfällt dir an uns und an der Republik, daß du „uns zu Grunde richten willſt? Mißfallen dir etwa „die Geſetze der Ehe, durch welche dein Vater deine „Mutter geheyrathet, und dich zur Welt gebracht; „mißfallen dir dieſe? — Keineswegs! würde ich ant„worten. So mißbilligeſt du etwa unſre Weiſe die „Kinder zu erziehen und zu unterrichten? Iſt die „Einrichtung nicht löblich, die wir zu dieſem Behufe „gemacht, und die deinen Vater veranlaßt hat, dich

„in

„in der Muſik und Gymnaſtik *) unterrichten zu laſ-
„ſen? — Sehr löblich! müßte ich antworten. — Du
„geſteheſt alſo, daß du uns deine Geburt, deine Auf-
„erziehung und deine Unterweiſung zu verdanken haſt,
„und folglich können wir dich ſo wohl, als jeden von
„deinen Vorfahren, als unſern Sohn und Unterge-
„benen betrachten. Iſt dem aber alſo, ſo fragen
„wir: kömmt dir mit uns ein gleiches Recht zu? und
„biſt du befugt, uns alles, was wir dir thun, mit glei-
„cher Münze zu bezahlen? Du wirſt dir kein glei-
„ches Recht mit deinem Vater anmaßen, kein glei-
„ches Recht mit deinem Gebieter, wenn du einen
„haſt: ſie alles, was du von ihnen leideſt, wieder
„empfinden zu laſſen, dich mit Worten oder Thaten
„wider ſie zu vergehen, wenn ſie dir etwa zu nahe
„treten; und mit dem Vaterlande, und mit den
„Geſetzen willſt du gleiches Recht haben? Gegen uns
„willſt du dich für befugt halten, ſo bald wir etwas
„wider dich beſchloſſen, dich wider uns aufzulehnen?
„den Geſetzen, dem Vaterlande, ſo viel bey dir ſteht,
„den Untergang anzurichten? und du glaubſt recht-
„ſchaffen zu handeln? du, der du dich im Ernſte der
„Tugend befleißigen willſt? Steht es ſo um deine
„Weis-

*) Die Uebungen der Seelenkräfte wurden Muſik, und der Leibesgeſchicklichkeiten Gymnaſtik genannt.

„Weisheit, daß du nicht einmal einſieheſt, daß Vater und Mutter und Vorfahren lange nicht ſo ehrwürdig, nicht ſo hoch zu ſchätzen, nicht ſo heilig ſind, „bey den Göttern ſowohl, als bey allen Menſchen, „die bey Verſtande ſind, in keinem ſolchen Anſehen „ſtehen, als das Vaterland?“ Sie fahren in dieſem „Tone fort, und ſetzen endlich hinzu: „Bedenke, „Sokrates! ob du nicht unbillig gegen uns verfährſt? Wir haben dich gezeugt, erzogen und unterrichtet; wir haben dich, und jeden atheniensiſchen „Bürger, ſo viel bey uns geſtanden, aller Wohlthaten theilhaftig gemacht, die das geſellſchaftliche Leben gewähren kann; und gleichwohl haben wir dir, „und jedwedem, der ſich zu Athen niedergelaſſen, die „Erlaubniß gegeben, wenn ihm unſre Staatsverfaſſung, nach einer hinlänglichen Prüfung, nicht anſteht, mit den Seinigen davon zu gehen, und ſich, „wohin er will, zu begeben. Die Thore von Athen „ſtehen einem jeden offen, dem es in der Stadt nicht „gefällt, und er kann das Seinige ungehindert mitnehmen. Wer aber geſehen, wie es bey uns zugehet, und wie wir Recht und Gerechtigkeit handhaben, und dennoch bey uns geblieben, der iſt ſtillſchweigend einen Vertrag eingegangen, ſich alles gefallen zu laſſen, was wir ihm befehlen; und wenn „er ungehorſam iſt, ſo begehet er eine dreyfache Un-

„ge-

„gerechtigkeit. Er iſt ungehorſam gegen ſeine Eltern,
„ungehorſam gegen ſeine Zucht und Lehrmeiſterer,
„und er übertritt den Vertrag, den er mit uns ein-
„gegangen iſt. Liebſter Freund Krito! dieſe Reden
„glaube ich zu hören, wie die Korybanten ſich ein-
„bilden, den Ton der Flöten zu hören, und die
„Stimme klinget ſo ſtark in meinen Ohren, daß ich
„nichts anders darüber vernehmen kann.“ Krito
gieng weg, überzeugt, aber unwillig, daß die Ver-
nunſt ſeinen Vorſchlag gemißbilliget hatte.

Phä-

Phädon,

oder

über die Unſterblichkeit der Seele.

Digitized by Google

Phädon,

oder

über die Unſterblichkeit der Seele.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Krito, Simmias.

Erſtes Geſpräch.

Echekrates.

Warſt du ſelbſt, mein Phädon! denſelben Tag beym Sokrates, als er im Kerker den Gift zu ſich nahm, oder hat es dir jemand erzählet?

Phädon.

Ich ſelbſt, Echekrates! war da.

Echekrates.

Was ſprach der Mann von ſeinem Tode? wie ſtarb er? Wenn mir doch jemand alles umſtändlich erzählen wollte! Die Phliaſiſchen Bürger kommen itzt ſelten nach Athen, und auch von daher iſt ſchon lange kein Gaſt zu uns gekommen, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken und iſt geſtorben; nicht den geringſten Umſtand mehr.

Phädon.

Nichts von ſeiner Verurtheilung?

Echekrates.

O ja! das hat uns jemand erzählet. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilet geweſen, noch ſo lange hat leben laſſen. Wie kam dieſes? Phädon!

Phädon.

Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf ſich eben, daß das Schiff, welches die Athenienſer jährlich nach Delos zu ſchicken pflegen, den Tag vor ſeiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und dieſes Schiff —

Phädon.

ſoll, wie die Athenienſer ſagen, daſſelbe Fahrzeug ſeyn, in welchem einſt Theſeus die ſieben Paar Kinder unbeſchädigt nach Kreta hin und wieder zurück gebracht hatte. Die Stadt ſoll, wie man hinzuſetzt, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, ihm jährlich in dieſem Schiffe ſtattliche Geſchenke nach Delos zu ſchicken, wenn dieſe anders ohne Schaden zurück kommen würden; und ſeit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn

Wenn das heilige Schiff abgehen ſoll, ſo behänget der Prieſter des Apollo das Hintertheil deſſelben mit Kränzen, und ſofort nimmt die Feyer der Theorie ihren Anfang. Dieſes Feſt dauert ſo lange, bis das Schiff zu Delos angelangt, und von da wieder zurück gekommen iſt, binnen welcher Zeit die Stadt gereiniget wird, und nach dem Geſetze niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, ſo können die Verurtheilten hierdurch lange Friſt gewinnen.

Der Zufall fügte es, wie ich ſchon vorhin geſagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geſchahe, ehe Sokrates verurtheilet worden; und darum verſtrich eine ſo geraume Zeit zwiſchen ſeiner Verurtheilung und ſeinem Tode.

Echekrates.

Aber den letzten Tag, **Phädon**! wie gieng es da? Was hat er geſprochen? Was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesſtunde bey ihm? Oder wollten die Archonten niemanden zu ihm laſſen? und verſchied er, ohne einen Freund um ſich zu haben?

Phädon.

Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates.

Halten dich keine Geſchäfte ab, Phädon! ſo erzähle mir, was ſich dabey zugetragen. Ich bin ſehr begierig, alle Umſtände von dieſer wichtigen Begebenheit zu erfahren.

Phädon.

Und ich eben ſo willig, ſie dir zu berichten. Ich habe niemals Geſchäfte, ſo oft ich mich vom Sokrates unterhalten kann. Was iſt angenehmer, als ſich dieſes Mannes zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören?

Echekrates.

Deine Zuhörer, Phädon! ſind der nehmlichen Geſinnung. Erzähle alſo alles, ſo genau und ſo umſtändlich, als es dir möglich iſt.

Phädon.

Ich war zugegen, Freund! aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleiden, kein ſolches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unſern Armen erblaſſet. Der Mann ſchien mir glückſelig, beneidenswerth, Echekrates! ſo ſanft, ſo ruhig war ſein Betragen in der Todesſtunde, ſo gelaſſen waren ſeine letzten Worte. Sein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menſchen, der vor ſeiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt; ſondern wie eines Unſterblichen, der

ver-

verſichert iſt, da wo er hinkömmt, ſo glückſelig zu ſeyn, als je einer geweſen. Wie konnte ich alſo die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unſer Gemüth zu verwunden pflegt? Gleichwohl hatten die philoſophiſchen Unterredungen unſers Lehrers damals die reine Wolluſt nicht, die wir an ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine ſeltſame, nie gefühlte Miſchung von Luſt und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beſtändig von der nagenden Empfindung unterbrochen: „**Bald werden wir ihn auf ewig verlieren.**"

Wir Anweſenden befanden uns alle in dieſem ſonderbaren Gemüthszuſtande, und die entgegengeſetzten Wirkungen deſſelben zeigten ſich gar bald eben ſo ſonderbar auf unſern Geſichtern. Man ſah uns jetzt lachen, jetzt Thränen vergießen, und öfters zeigte ſich ein Lächeln um die Lippen, und heiße Zähren in den Augen. Jedoch übertraf **Apollodorus** hierinnen uns alle. Du kenneſt ihn, und ſein weichmüthiges Weſen.

Echekrates.

Wie ſollte ich ihn nicht kennen?

Phädon.

Dieſer machte die ſeltſamſten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wenn wir

lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da ſchwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn faſt mehr gerührt, als durch den Anblick unſers ſterbenden Freundes.

Echekrates.

Wer waren denn die Anweſenden alle?

Phädon.

Von den hieſigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus und ſein Vater Krito, Hermogenes, Epigenes, Aeſchines, Antiſthenes, Kteſippus, Menexenus und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates.

Waren auch Fremde da?

Phädon.

Ja! aus Theben; Simmias, Cebes und Phädondes, und aus Megara; Euklides und Terpſion.

Echekrates.

Wie? waren denn Ariſtippus and Alcombrotus nicht da?

Phädon.

O nein! Dieſe ſollen ſich damals zu Aegine aufgehalten haben.

Eche-

Echekrates.

Sonſt war alſo niemand dabey?

Phädon.

Ich weiß mich auf keinen mehr zu beſinnen.

Echekrates.

Nun, mein Lieber! was für Unterredungen ſind dabey vorgefallen?

Phädon.

Ich werde dir alles vom Anfange bis zum Ende erzählen.

Wir waren gewohnt, ſo lange Sokrates im Gefängniſſe ſaß, ihn täglich zu beſuchen. Wir pflegten zu dieſem Ende in der Gerichtsſtube zuſammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn geſprochen worden (denn dieſe iſt ſehr nahe am Gefängniſſe), und allda uns ſo lange mit Geſprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn nicht ſehr früh zu geſchehen pflegt. So bald dieſe aufgieng, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten mehrentheils den ganzen Tag bey ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein, denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hauſe giengen, daß das Schiff von Delos angekommen ſey, und beſchloſſen, das letzte mal uns ſo früh als möglich einzuſtellen.

Als wir zuſammen waren, kam uns der Schlieſſer, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die eilf Männer, ſprach er, nehmen izt dem Sokrates die Feſſel ab, und melden ihm, daß er heute ſterben müſſe. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein giengen, fanden wir den ſo eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegend. Xantippe, du kenneſt ſie, ſaß neben ihm in ſtiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als ſie uns erblickte, fieng ſie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! **Sokrates! dich ſehen heute deine Freunde, und du ſie zum letzten male!** und ein Strom von Thränen folgte auf dieſe Worte. Sokrates wandte ſich zum **Krito**, und ſprach: Freund! laß ſie nach Hauſe bringen. —

Kritons Bedienten führten ſie hinweg: ſie gieng und heulete, und zerſchlug ſich jämmerlich die Bruſt. Wir ſtanden wie betäubt. Endlich richtete ſich Sokrates im Bette auf, krümmte das Bein, das vorhin gefeſſelt war, und indem er daſſelbe mit der Hand rieb, ſprach er: O meine Freunde! welch ein ſeltſames Ding ſcheinet das zu ſeyn, was die Menſchen angenehm nennen! wie wunderbar! Dem erſten Anblicke nach iſt es dem Unangenehmen entgegen geſetzt, indem keine Sache dem Menſchen zu gleicher Zeit an-

genehm und unangenehm ſeyn kann; und dennoch kann niemand eine von dieſen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengeſetzte zu fühlen, als wenn ſie an beiden Enden an einander befeſtiget wären. Hätte Aeſopus dieſes bemerkt, fuhr er fort, ſo hätte er vielleicht folgende Fabel erdichtet. „Die Götter wollten die ſtreitenden „Empfindungen mit einander vereinigen: als aber „dieſes ſich nicht thun ließ, knüpften ſie dieſelben an „beiden Enden zuſammen, und ſeit der Zeit folgen „ſie ſich einander beſtändig auf dem Fuße nach." So ergehet es mir auch itzt. Die Feſſel hatten mir Schmerzen verurſacht, und itzt, da ſie hinweg ſind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beym Jupiter! ergriff **Cebes** das Wort, gut, daß du mich erinnerſt, Sokrates! Du ſollſt, wie man ſagt, hier im Gefängniſſe einige Gedichte verfertiget, nehmlich Aeſopiſche Fabeln poetiſch ausgeführet, und eine Hymne an den Apollo aufgeſetzet haben. Nun fragen mich viele, und vornehmlich der Dichter **Evenus**, was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch ſolches vorher niemals gethan? Soll ich dem **Evenus** Beſcheid geben, wenn er mich wieder fragt: (und fragen wird er gewiß,) ſo ſage mir, was ich ihm antworten ſoll?

Sage ihm, o Cebes! erwiederte Sokrates, nichts als die Wahrheit: daß ich dieſe Gedichte keinesweges in der Abſicht verfertiget, ihm in der Dichtkunſt den Rang abzulaufen; denn ich weiß, wie ſchwer dieſes iſt; ſondern bloß um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben, und daher auch in dieſer Art von Muſik, in der Dichtkunſt, meine Kräfte zu verſuchen. Die Sache verhält ſich aber folgender Geſtalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten ſehr oft einen Traum, der mir unter vielerley Geſtalten erſchien, aber immer eben denſelben Befehl gab: **Sokrates! befleiße dich der Muſik und übe ſie aus!** Bisher hielt ich dieſe Ermahnung bloß für eine Aufmunterung und Anfriſchung, wie man ſie den Wettläufern nachzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts neues zu thun befehlen; denn die Weltweisheit iſt ja die vortreflichſte Muſik, und dieſer habe ich mich ſtets befliſſen; er will alſo bloß meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit ſie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich geſprochen worden, und das Feſt des Apollo meinen Tod eine zeitlang aufgeſchoben, kam mir der Gedanke ein, ob man mir nicht vielleicht der gemeinen Muſik obzuliegen befohlen, und ich hatte Muße genug, dieſen Gedanken nicht fruchtlos verſchwinden zu laſſen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgeſange auf den Gott, deſſen Feſt damals ge-

gefeyert ward. Allein mir fiel nachher bey, daß, wer Poet ſeyn will, Erdichtungen, aber nicht Vernunftſätze behandeln müſſe; daß aber ein Lobgeſang keine Erdichtungen enthielte. Da ich nun ſelbſt keine Gabe zu dichten beſitze; ſo bediente ich mich anderer Leute Erfindungen, und brachte einige Fabeln des Aeſops, die mir zuerſt vor die Hand kamen, in Verſe. — Dieſes kannſt du, mein Cebes! dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weiſe iſt, ſo mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Anſehen nach, auf Befehl der Athenienſer noch heute abreiſen.

Und dieſes wünſcheſt du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne dieſen Mann ſehr gut, und ſo viel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für dieſen Wunſch ſchlechten Dank wiſſen. — Wie? verſetzte jener, iſt denn Evenus kein Weltweiſer? Mich dünkt, ja, ſprach Simmias. — Nun ſo wird er mir gewiß gerne folgen, erwiederte Sokrates, er, und jedermann, der dieſen Namen verdienet. Er wird zwar nicht ſelbſt Hand an ſich legen; denn dieſes iſt unerlaubt, wie einem jeden bekannt iſt. — Indem er dieſes ſagte, ließ er beide Füße vom Bette auf die Erde herab, um in dieſer Stellung die Unterredung fortzuſetzen. Cebes fragte: Wie iſt dieſes zu verſtehen? Sokrates! Es iſt nicht erlaubt, ſagſt du, ſich ſelbſt zu entleiben, und dennoch ſoll jeder Weltweiſe einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! ſprach Sokrates: Du und Simmias, ihr habet beide den Weltweiſen Philo-

laus gehört, hat er euch denn niemals hiervon et⸗ was geſagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe verſchiedenes von der Sache gehöret, und will euch ſolches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reiſen will, habe Urſach, ſich nach der Beſchaffenheit des Landes, dahin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um ſich einen richtigen Begriff davon zu machen. Dieſe Unterredung iſt alſo meinen jetzigen Umſtänden angemeſſen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnen Un⸗ tergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweiſet man, fragte **Cebes**, daß der Selbſtmord unerlaubt ſey? **Philolaus** und andre Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeſchärft, daß er verboten ſey, aber mehr hat mir niemand davon beygebracht. —

Wohlan! Laß uns verſuchen, ob wir nicht ein mehreres davon heraus bringen können. Was mey⸗ neſt du, Cebes! ich behaupte, daß der Selbſtmord ſchlechterdings in allen möglichen Umſtänden unerlaubt ſey. Wir wiſſen, es giebt Leute, für welche es beſſer wäre, geſtorben zu ſeyn, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von dieſen Unglücklichen fodern ſollte, ſich nicht ſelbſt wohl zu thun, ſondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten. — Das mag eine Stimme vom Ju⸗ piter erklären! antwortete **Cebes** lächelnd.

Und

Und gleichwohl iſt es ſo ſchwer nicht, dieſe anſcheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimniſſen zu ſagen pflegt, **daß wir Menſchen hienieden wie die Schildwachen ausgeſtellt wären, und alſo unſere Poſten nicht verlaſſen dürften, bis wir abgelöſet würden,** iſt zwar nicht ohne Grund, dürfte aber ſo leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht ſchwer zu faſſen ſind. Ich glaube als ausgemacht vorausſetzen zu können, die Götter (laßt mich jetzt ſagen **Gott**, denn wen habe ich zu ſcheuen?) **Gott iſt unſer Eigenthumsherr, wir ſind ſein Eigenthum, und ſeine Vorſehung beſorgt unſer Beſtes.** Sind dieſe Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, ſprach Cebes.

Ein Leibeigner, der unter der Vorſorge eines gütigen Herrn ſtehet, handelt ſträflich, wenn er ſich den Abſichten deſſelben widerſetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielleicht wenn ein Funken von Rechtſchaffenheit in ſeinem Buſen glimmet, muß es ihm eine wahre Freude ſeyn, die Wünſche ſeines Gebieters durch ſich erfüllet zu ſehen, und um ſo vielmehr, wenn er von der Geſinnung ſeines Herrn überzeugt iſt, daß ſein eigenes Beſtes an dieſen Wünſchen Theil nimmt.

Unver=

Unvergleichlich! mein Sokrates! Aber wie? Cebes! als Gott den künſtlichen Bau des menſchlichen Leibes gewirkt, und ein vernünftiges Weſen hinein geſetzt, hatte er da böſe oder gute Abſichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müßte ſein Weſen, die ſelbſtändige Güte, verleugnen, wenn er mit ſeinem Thun und Laſſen böſe Abſichten verknüpfen könnte; und was iſt ein Gott, der ſein Weſen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates! ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Geſtalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bey einer andern Gelegenheit dieſen läſterlichen Irrthum beſtritten.

Derſelbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüſtet, die ihn ſtärken, erhalten, und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch dieſen Erhaltungskräften höchſt gütige Abſichten zum Ziele ſetzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugeſinnten Leibeigenen alſo muß es uns eine heilige Pflicht ſeyn, die Abſichten unſers Eigenthumsherrn zu ihrer Reife gedeihen zu laſſen, ſie nicht gewaltſamer Weiſe in ihrem Laufe zu hemmen; ſondern vielmehr alle unſere freywilligen Handlungen mit denſelben auf das vollkommenſte übereinſtimmen zu laſſen.

Dar-

Darum habe ich geſagt, mein lieber **Cebes**! daß die Weltweisheit die vortreflichſte Muſik ſey, denn ſie lehret uns, unſere Gedanken und Handlungen ſo einzurichten, daß ſie, ſo viel uns möglich iſt, mit den Abſichten des allerhöchſten Eigenthumsherrn vollkommen übereinſtimmen. Iſt nun die Muſik eine Wiſſenſchaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: ſo kann gewiß keine Muſik herrlicher und vortreflicher ſeyn, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unſere Gedanken und Handlungen unter ſich, ſondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Abſichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwiſſenden in eine große und wundervolle Harmonie zu ſtimmen. — O **Cebes**! und der verwegene Sterbliche ſollte ſich erdreiſten, dieſe entzückende Harmonie zu zerſtören?

Er würde den Abſchen der Götter und Menſchen verdienen, mein lieber **Sokrates**!

Sage mir aber auch dieſes, mein Trauter! Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollſtrecken?

Allerdings!

Sie ſind alſo auch Wahrſager, die uns den Willen und die Abſichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn

das

das iſt unſtreitig ein Rathſchluß des Allerhöchſten, wohin die von ihm erſchaffene Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieſes leugnen?

So lange uns alſo dieſe Wahrſager andeuten, daß die Erhaltung unſers Lebens zu den Abſichten Gottes gehöre, ſind wir verpflichtet, unſere freyen Handlungen denſelben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unſerer Natur Gewalt anzuthun, und die Diener der oberſten Weisheit in ihrer Verrichtung zu ſtören. Dieſe Schuldigkeit liegt uns ſo lange ob, bis Gott uns durch eben dieſelben Wahrſager den ausdrücklichen Befehl zuſchickt, dieſes Leben zu verlaſſen, ſo wie er ihn heute mir zugeſchickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, ſprach **Cebes**. Allein nunmehr begreife ich um ſo viel weniger, mein lieber **Sokrates**! wie du vorhin haſt ſagen können, ein jeder Weltweiſer müſſe einem Sterbenden gerne folgen wollen. Iſt dieſes wahr, was du itzt behaupteſt, daß wir ein Eigenthum Gottes ſind, und daß derſelbe unſer Beſtes beſorge: ſo ſcheinet jener Satz ungereimt. Wie? ſoll ein vernünftiger Mann ſich nicht betrüben, wenn er die Dienſte eines Oberherrn verlaſſen muß, der ſein beſter und gütigſter Verſorger iſt? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frey, und ſein eigener Herr zu werden: wie kann der

unver-

unverſtändige Mündel ſich ſchmeicheln, unter ſeiner eigenen Anführung beſſer zu ſtehen, als unter der Anführung des allerweiſeſten Vormundes? Ich ſollte meynen, es ſey vielmehr ein großer Unverſtand, wenn man ſich durchaus in Freyheit ſetzen, und auch den beſten Oberherrn nicht über ſich leiden will. Wer Vernunft beſitzet, wird ſich allezeit mit Vergnügen der Aufſicht eines andern unterwerfen, dem er beſſere Einſichten zutrauet, als ſich ſelbſt. Ich würde alſo gerade das Gegentheil von deiner Meynung herausbringen. Der Weiſe, würde ich ſagen, müſſe ſich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er ſterben ſoll.

Sokrates hörete ihm aufmerkſam zu, und ſchien ſich an ſeiner Scharfſinnigkeit zu ergetzen. Sodann kehrte er ſich zu uns, und ſprach: Cebes kann ſchon einem zu ſchaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beſtändig Ausflüchte.

Allein dieſesmal, ſprach Simmias, ſcheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiſer bewogen werden, ſich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorſorge des allerweiſeſten Aufſehers zu entziehen? — Und wo mir recht iſt, Sokrates! ſo zielet Cebes mit ſeinen Einwürfen eigentlich wider deine itzige Aufführung, der du ſo gelaſſen, ſo willig, nicht nur uns alle ver-

läſſeſt, denen dein Tod ſo ſchmerzlich fällt; ſondern dich auch der Aufſicht und Vorſorge eines ſolchen Beherrſchers entäußerſt, den du uns als das weiſeſte und gütigſte Weſen zu verehren gelehret haſt.

So? ſprach Sokrates, man hat mich angeklaget, wie ich höre? Ich werde mich alſo wohl förmlich vertheidigen müſſen?

Allerdings! ſprach Simmias.

Gut! verſetzte Sokrates: Ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede beſſer einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, Simmias! und du, Cebes! Hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erſtlich immer noch unter demſelben gütigſten Verſorger zu ſtehen, und zweytens, die Seelen der Verſtorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundſchaft hienieden vorzuziehen iſt; ſo wäre es freylich eine Thorheit, den Tod ſo wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen.

So aber habe ich die allertröſtlichſten Hoffnungen, daß mir beides nicht entſtehen wird. Das letztere zwar getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorſehung Gottes auch da noch über mich walten werde, dieſes, Freunde! behaupte ich ſo zuverſichtlich, ſo gewiß, als ich in meinen

nem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verſcheiden ſoll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht alles für uns aus iſt. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein ſolches, das, wie die alte Sage verſichert, für Tugendhafte weit glückſeliger ſeyn wird, als für Laſterhafte.

Wie da? ſprach Simmias, mein lieber Sokrates! Willſt du dieſe heilſame Verſicherung im Innerſten deiner Seele verſchloſſen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die ſo viel tröſtliches hat? Es iſt billig, ſeinen Freunden ein ſo herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du uns von deiner Meynung überzeugeſt, ſo iſt auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es verſuchen, verſetzte er. Doch laß uns erſt den Kriton hören, der ſchon lange etwas ſagen zu wollen ſcheinet.

Ich? nichts, mein Lieber! erwiederte Kriton. — Der Mann hier, der dir den Gift bringen ſoll, läßt mir keine Ruhe: ich ſoll dich bitten, nicht ſo viel zu reden. Man erhitzt ſich ſo ſehr, ſpricht er, und dann wirkt der Trank ſo gut nicht. Er hätte ſchon öfters einen zweyten oder dritten Gifttrunk bereiten müſſen, für Leute, die ſich das Reden nicht hätten verwehren laſſen.

Laß ihn, im Namen der Götter! ſprach Sokrates, hingehen und ſein Amt verſehen. Er halte den zwey-

zweyten Gifttrunk bereit, oder den dritten, wenn er meynet. —

Dieſe Antwort hatte ich mir vermuthet, ſprach Kriton; allein der Menſch will nicht ablaſſen. —

O laß ihn! verſetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenſchaft zu geben, warum ein Menſch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröhliches Muths ſeyn müſſe, indem er ſich nach dem Tode die größte Seligkeit zu verſprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes! ich dieſes behaupte, will ich zu erklären ſuchen. —

Das wiſſen vielleicht die wenigſten, meine Freunde! daß, wer ſich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, ſeine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, ſterben zu lernen. Iſt aber dieſes: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in ſeinem ganzen Leben, alle Wünſche, alle Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken, und ſich doch zu betrüben, wenn das längſt erwünſchte Ziel endlich erreicht wird?

Simmias lachte. Beym Jupiter! ſprach er, Sokrates! ich muß lachen, ſo wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier ſagſt, dürfte das Volk nicht ſo ſehr befremden, als du meyneſt. Das hieſige insbeſondre könnte dir ſagen: wie ſie gar wohl

wüßten, daß die Weltweiſen ſterben lernen wollten, daher ſie ihnen auch das wiederfahren ließen, was ſie verdieneten, und wornach ſie ſich ſehneten.

Ich würde ihnen alles einräumen, Simmias! nur das nicht, daß ſie es einſehen. Sie wiſſen nicht, was der Tod iſt, nach dem die Weltweiſen ſich ſehnen, und in wie weit ſie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede itzt mit meinen Freunden.

Iſt der Tod nicht etwas, das ſich beſchreiben und erklären läßt?

Freylich! verſetzte **Simmias.**

Iſt er aber etwas anders, als eine Trennung des Leibes und der Seele? — Sterben nehmlich heißt dieß nicht, wenn die Seele den Leib, und der Leib die Seele dergeſtalt verläßt, daß ſie keine Gemeinſchaft untereinander mehr haben, und jeder für ſich bleibet? Oder weißt du deutlicher anzuzeigen, was der Tod ſey?

Nein! mein Lieber!

Ueberlege einmal, Freund! ob es dir auch ſo vorkömmt, wie mir. Was meyneſt du? Wird der wahre Liebhaber der Weisheit den ſogenannten Wollüſten nachhängen, und nach köſtlichen Speiſen und Getränken ſo ſonderlich ſtreben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben ſeyn?

Eben ſo wenig!

Und in Anſehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er in ſeinen Kleidern z. B. auf Pracht und Ueppigkeit ſehen, oder wird er ſich mit dem Nothwendigen begnügen und das Ueberflüßige nicht achten?

Was man entbehren kann, ſprach jener, macht dem Weiſen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt ſagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweiſe ſuchet ſich aller unnöthigen Leibesſorgen zu entſchlagen, um mit mehrerer Achtſamkeit der Seele warten zu können?

Warum nicht?

Er unterſcheidet ſich alſo ſchon hierinn von den übrigen Menſchen, daß er ſein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten feſſeln läßt, ſondern ſeine Seele zum Theil der Gemeinſchaft des Leibes zu entwöhnen ſucht?

Es ſcheint ſo.

Der größte Haufe der Menſchen, o Simmias! wird dir ſagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer

die

die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genießen will. Das nennen ſie, ſich nach dem Tode ſehnen, wenn man dem ſinnlichen Wohlleben abſagt und ſich aller fleiſchlichen Wolluſt enthält.

Dieß iſt die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitliebenden im Nachdenken, und wird er ſich ſonderlichen Fortgang in der Weisheit verſprechen können, wenn er ſich nicht von den ſinnlichen Gegenſtänden zu erheben gelernet hat? — Ich erkläre mich — Die Eindrücke des Geſichts und des Gehörs ſind, ſo, wie ſie uns von den Gegenſtänden zugeſchickt werden, bloß einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn dieſe müſſen erſt durch allgemeine Vernunftgründe aus ihnen gezogen werden. Nicht?

Allerdings!

Auch als einzelnen Empfindungen iſt ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter ſingen mit Recht: die Sinne täuſchen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und ſehen, iſt voller Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber dieſe beiden Sinne keine deutlichen Einſichten gewähren: ſo wird der übrigen weit undeutlichern Sinnen gar nicht zu gedenken ſeyn.

Freylich nicht.

Wie muß es nun die Seele anfangen, wenn ſie zur Wahrheit gelangen will? Wo ſie ſich auf die Sinne verläßt, ſo iſt ſie betrogen.

Richtig!

Sie muß alſo nachdenken, urtheilen, ſchließen, erfinden; um durch dieſe Mittel, ſo viel möglich, in das wahre Weſen der Dinge einzudringen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am beſten von ſtatten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichſam nicht fühlen, wenn weder Geſicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns ſelbſt erinnern. Alsdann ziehet die Seele ihre Aufmerkſamkeit von dem Körper ab, verläßt, ſo viel ſie kann, ſeine Geſellſchaft, um in ſich verſammelt, nicht den Sinnenſchein, ſondern das Weſen, nicht die Eindrücke, wie ſie uns zugeführet werden, ſondern das, was ſie wahres enthalten, zu betrachten.

Richtig!

Abermals eine Gelegenheit, bey welcher die Seele des Weiſen den Leib zu meiden, und ſich, ſo viel ſie kann, von ihm zu entfernen ſuchen muß.

Allem Anſehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu machen: Iſt das Wort allerhöchſte Vollkommenheit ein bloſſer Begriff, oder bedeutet es ein wirkliches Weſen, das außer uns vorhanden iſt?

Freylich ein wirkliches, außer uns vorhandenes, ſchrankenloſes Weſen, dem das Daſeyn vorzugsweiſe zukommen muß, mein Sokrates!

Und die allerhöchſte Güte, und die allerhöchſte Weisheit? Sind dieſe auch etwas Wirkliches?

Beym Jupiter! ja! Es ſind unzertrennliche Eigenſchaften des allervollkommenſten Weſens, ohne welche jenes nicht da ſeyn kann.

Wer hat uns aber dieſes Weſen kennen gelehret? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie geſehen?

Gewiß nicht!

Wir haben es auch nicht gehört, nicht gefühlt; kein äußerlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkungsvermögen, u. ſ. w. zugeführet, und dennoch wiſſen wir, daß dieſe Dinge außer uns wirklich ſind, in dem allerhöchſten Grade wirklich ſind. Kann uns niemand erklären, wie wir auf dieſe Begriffe gekommen ſind?

Simmias ſprach, die Stimme Jupiters, mein lieber Sokrates! Ich werde mich abermals auf dieſelbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortrefliche Flötenſtimme höreten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenſpieler zu kennen, der unſer Ohr ſo ſehr zu entzücken weiß?

Vielleicht jetzo nicht, lächelte Simmias, da wir hier die vortreflichſte Muſik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrachten, fuhr Sokrates fort, ſo wünſchen wir, die Meiſterhand zu kennen, die es verfertiget hat. Nun liegt in uns ſelbſt das allervortreflichſte Bild, das Götteraugen und Menſchenaugen jemals geſehen, das Bild der allerhöchſten Vollkommenheit, Güte, Weisheit, Schönheit, u. ſ. w. und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der dieſe Bilder hineingezeichnet?

Cebes erwiederte: Ich erinnere mich einſt vom Philolaus eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.

Will Cebes ſeine Freunde, verſetzte Sokrates, nicht an dieſer Hinterlaſſenſchaft des glückſeligen Philolaus Theil nehmen laſſen?

Wenn dieſe, ſprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch

es

es ſey! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, ſprach Philolaus, hat die Seele nicht von den äuſſern Sinnen, ſondern durch ſich ſelbſt erlangt, indem ſie ihre eigenen Wirkungen beobachtet, und dadurch ihr eigenes Weſen und ihre Eigenſchaften kennen lernt. — Dieſes deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzuſetzen hören: Laßt uns vom Homer, pflegte er zu ſagen, die beiden Tonnen entlehnen, die in dem Vorſaale Jupiters liegen, aber zugleich uns die Freyheit ausbitten, ſie nicht mit Glück und Unglück, ſondern die zur Rechten mit wahrem Weſen, und die zur Linken mit Mangel und Unweſen anzufüllen. — So oft die Allmacht Jupiters einen Geiſt hervorbringen will, ſo ſchöpft er aus dieſen beiden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schickſal, und bereitet, nach deſſen Maßgebung, eine Miſchung von Weſen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geiſtes enthält. Daher findet ſich zwiſchen allen Arten von geiſtigen Weſen eine verwundernswürdige Aehnlichkeit; denn ſie ſind alle aus eben den Tonnen geſchöpft, und nur an der Miſchung unterſchieden. Wenn alſo unſere Seele, welche gleichfalls nichts anders iſt, als eine ſolche Miſchung von Weſen und Mangel, ſich ſelbſt beobachtet, ſo erlanget ſie einen Begriff von dem Weſen der Geiſter und ihren Schranken, von Vermögen und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verſtand, Weisheit, Kraft,

Abſicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tauſend andern unkörperlichen Dingen, über welche ſie die äuſſeren Sinne in der tiefſten Unwiſſenheit laſſen würden.

Wie unvergleichlich! verſetzte **Sokrates**. Siehe, **Cebes**! Du beſitzeſt einen ſolchen Schatz, und wollteſt mich ſterben laſſen; ohne mir denſelben einmal zu zeigen! — Doch laß ſehen, wie wir ihn noch vor dem Tode genieſen wollen. **Philolaus** ſagte alſo: Die Seele erkennet ihre Nebengeiſter, indem ſie ſich ſelbſt beobachtet. Nicht?

Ja!

Und ſie erlanget Begriffe von unkörperlichen Dingen, indem ſie ihre eigenen Fähigkeiten auseinander ſetzt, und jeder, um ſie deutlicher unterſcheiden zu können, einen beſondern Namen giebt?

Allerdings.

Wenn ſie aber ein höheres Weſen, als ſie ſelbſt iſt, einen Dämon z. B. ſich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Cebes ſchwieg, und **Sokrates** fuhr fort: Habe ich die Meynung des **Philolaus** anders recht begriffen, ſo kann ſich die Seele zwar niemals von einem höhern Weſen, als ſie ſelbſt iſt, oder nur von einer höhern Fähigkeit, als ſie ſelbſt beſitzet, einen der Sache gemäßen Begriff machen; allein ſie kann gar

wohl

wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreiſen, dem mehr Weſen und weniger Mängel zu Theile worden, als ihr ſelbſt, das heißt, welches vollkommener iſt, als ſie; oder haſt du es vielleicht vom Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchſten Weſen, von der allerhöchſten Vollkommenheit hat ſie auch nicht mehr, als dieſen Schimmer einer Vorſtellung. Sie kann das Weſen deſſelben nicht in ſeinem ganzen Umfange begreiffen *); aber ſie denkt ihr eigenes Weſen, das, was ſie

*) Einige Weltweiſe wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daß wir von Gott nicht wiſſen, was er iſt, ſondern was er nicht iſt, und ſtellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache ſo vor, als wenn wir von Gott und ſeinen Eigenſchaften gar nichts wüßten. Nun iſt es nicht zu läugnen, daß wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit entfernt ſeyn können, wenn wir auch wiſſen, daß ſie dieſes, oder jenes nicht ſey. Allein wie oft iſt nicht ſchon mit Grunde angemerkt worden, daß wir dem vollkommenſten Weſen nur Mängel und Einſchränkungen abſprechen, und dieſe Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe. Daß wir zuweilen für gut fin-

ſie Wahres, Gutes, und Vollkommenes hat, trennet es in Gedanken von dem Mangel und Unweſen, mit welchem es in ihr vermiſcht iſt, und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit iſt. —

Appol-

finden, die Eigenſchaften Gottes verneinungsweiſe auszudrücken, iſt eigentlich dem Urſprung unſerer Begriffe von Gott zuzuſchreiben, als welche die Verneinung unſerer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort unveränderlich z. B. iſt die Verneinung einer Unvollkommenheit, und im Grunde ein poſitiver Begriff, nehmlich immer daſſelbe; aber wir drücken dieſen Begriff verneinungsweiſe aus, weil wir durch die Verneinung der uns beywohnenden Veränderlichkeit darauf gekommen ſind. In dieſem Verſtande iſt alſo der angeführte Satz ein bloßer Einfall, der der Wahrheit keinen Eintrag thun muß. Will man aber nur ſo viel ſagen, daß wir von den poſitiven Eigenſchaften Gottes keine Anſchauung, keine ſelbſtgefühlte Vorſtellung haben; ſo wird dieſes willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die mancher aus dieſem an ſich zwar unſchuldigen, aber ſpielend ausgedrückten Satze

hat

Appollodorus, der bisher alle Worte des Sokrates leiſe nachgeſprochen hatte, gerieth hier in Entzückung, und wiederholte laut: Das lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit iſt.

Und

hat ziehen wollen. Das wenige, was uns von den göttlichen Eigenſchaften bekannt iſt, verliert dadurch weder ſeine Wahrheit noch Gewißheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten nie ſelbſt fühlen; ſo haben wir doch durch die innere Anſchauung unſerer ſelbſt die Grundlage zu dieſen Vollkommenheiten kennen lernen, und dieſe anſchauend erkannte Grundlage mit der hinzugefügten ſymboliſchen Abſonderung der Mängel und Einſchränkungen geben einer Menge von Lehrſätzen und Folgen ihre ausgemachte Gewißheit. Saunderſon hatte keine ſelbſtgefühlte Vorſtellung vom Lichte; aber die allgemeine Aehnlichkeit des Geſichts mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtſtrahlen durch Worte beyzubringen, und die ganze Theorie der Optik, die er ſeinen Zuhörern aus dieſen Grundbegriffen erklärte, war nichts deſto weniger unumſtößlich.

Und Sokrates fuhr fort: Sehet ihr, meine Freunde! wie weit ſich der Weisheitliebende von den Sinnen und ihren Gegenſtänden entfernen muß, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückſeligkeit iſt, das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen? In dieſer Gedankenjagd muß er Augen und Ohren verſchließen, Schmerz und Sinnenluſt ferne von ſeiner Achtſamkeit ſeyn laſſen, und wenn es möglich wäre, ſeines Leibes ganz vergeſſen, um deſto einſamer ſich ganz auf ſeine Seelenvermögen und ihre innere Wirkſamkeit einzuſchränken.

Der Leib iſt ſeinem Verſtande bey dieſer Unterſuchung nicht nur ein unnützlicher, ſondern auch ein beſchwerlicher Geſellſchafter: denn jetzt ſucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, ſondern ein Ding, das alle mögliche Farben, Größen, Töne und Bewegungen, und, was noch weit mehr iſt, alle mögliche Geiſter ſich aufs deutlichſte vorſtellet, und in allen erſinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte iſt der Körper auf dieſer Reiſe?

Wie erhaben! rief Simmias, aber auch wie wahr!

Die wahren Weltweiſen, ſprach Sokrates, die dieſe Gründe in Erwägung ziehen, können nicht anders, als dieſe Meynung hegen, und einer zum

andern ſprechen: Siehe! hier iſt ein Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter weg führet, und alle unſere Hoffnungen vereitelt. Wir ſind verſichert, daß die Erkänntniß der Wahrheit unſer einziger Wunſch ſey. Aber ſo lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe ſchleppen; ſo lange unſere Seele noch mit dieſer irrdiſchen Seuche behaftet iſt; können wir uns unmöglich ſchmeicheln, dieſen Wunſch ganz erfüllt zu ſehen. Wir ſollen die Wahrheit ſuchen. Leider! läßt uns der Körper wenig Muße zu dieſer wichtigen Unternehmung. Heute fordert ſein Unterhalt unſere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals ſtören; ſo dann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünſche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerſtreuen, die unſere Sinnen von einer Eitelkeit zur andern locken, und uns nach dem wahren Gegenſtande unſerer Wünſche, nach der Weisheit, vergebens ſchmachten laſſen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menſchen? wer anders, als der Körper, und ſeine unerſättlichen Begierden? Denn die Habſucht iſt die Mutter aller Unruhen, und unſere Seele würde niemals nach eigenthümlichen Beſitzungen geizen, wenn ſie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu ſorgen hätte. Solchergeſtalt ſind wir die meiſte Zeit beſchäfftiget, und haben ſelten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielet man auch irgend eine müßige Stunde, und

macht ſich bereit, die Wahrheit zu umarmen: ſo ſtehet uns abermals dieſer Störer unſrer Glückſeligkeit, der Leib, im Wege, und bietet uns ſeine Schatten, ſtatt der Wahrheit, an. Die Sinne halten uns, wider unſern Dank, ihre Scheinbilder vor, und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz: und ſie ſoll in dieſem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? unmöglich! Wir müſſen alſo die ſeligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Außen und Ruhe von Innen uns das Glück verſchafft, den Leib völlig aus der Acht zu ſchlagen, und mit den Augen des Geiſtes nach der Wahrheit hinzuſehen. Aber wie ſelten, und wie kurz ſind auch dieſe ſeligen Augenblicke! —

Wir ſehen ja deutlich, daß wir das Ziel unſerer Wünſche, die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unſerm Tode; beym Leben iſt keine Hoffnung dazu. Denn kann anders die Seele, ſo lange ſie im Leibe wohnet, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, ſo müſſen wir eines von beiden ſetzen: entweder, wir werden ſie niemals erkennen, oder, wir werden ſie nach unſerm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in dieſem Leben zu jener ſeligen Erkenntniß vorbereiten, ſo müſſen wir unterdeſſen dem

Leibe

Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfordert; wir müſſen uns ſeiner Begierden und Lüſte enthalten, und uns, ſo oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchſten gefallen wird, uns in Freyheit zu ſetzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreyet, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen, mit lautern und heiligen Sinnen zu beſchauen, indem wir vielleicht andere neben uns eben derſelben Glückſeligkeit genieſſen ſehen. — Dieſe Sprache, mein lieber Simmias! dürfen die wahren Wiſſensbegierigen unter einander führen, wenn ſie ſich von ihren Angelegenheiten beſprechen, und dieſe Meynung müſſen ſie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein Sokrates!

Wenn aber dem alſo iſt, mein Lieber! hat ein ſolcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da wo wir hinkommen, beſſer als irgend wo, das zu erlangen, wornach er im gegenwärtigen Leben ſo ſehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann alſo meine Reiſe heute mit guter Hoffnung antreten, und jeder Wahrheitliebender mit mir, wenn er bedenkt, daß ihm ohne Reinigung und Vorberei-

bereitung kein freyer Zutritt zu den Geheimniſſen der Weisheit verſtattet wird.

Dieſes kann nicht geleugnet werden, ſprach Simmias.

Dieſe Reinigung aber iſt nichts anders, als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen, und anhaltende Uebung über das Weſen und die Eigenſchaften der Seele ſelbſt Betrachtungen anzuſtellen, ohne ſich darinn etwas, das nicht die Seele iſt, irren zu laſſen; mit einem Worte, die Bemühung, ſowohl in dieſem als in dem zukünftigen Leben, die Seele von den Feſſeln des Leibes zu befreyen, damit ſie ungehindert ſich ſelbſt betrachten, und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge.

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennet man den Tod.

Freylich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden alſo alle erſinnliche Mühe an, ſich dem Tode, ſo viel ſie können, zu nähern, ſterben zu lernen. Nicht?

Es ſcheinet ſo.

Wäre es nun aber nicht höchſt ungereimt, wenn ein Menſch, der in ſeinem ganzen Leben nichts gelernet,

net, als die Kunſt zu ſterben, wenn ein ſolcher, ſage ich, zuletzt ſich betrüben wollte, da er den Tod ſich nahen ſieht; wäre es nicht lächerlich?

Unſtreitig.

Alſo, Simmias! muß den wahren Weltweiſen der Tod niemals ſchrecklich, ſondern allezeit willkommen ſeyn. — Die Geſellſchaft des Leibes iſt ihnen bey allen Gelegenheiten beſchwerlich; denn woſern ſie den wahren Entzweck ihres Daſeyns erfüllen wollen, ſo müſſen ſie ſuchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichſam in ſich ſelbſt zu verſammeln. Der Tod iſt dieſe Trennung, die längſtgewünſchte Befreyung von der Geſellſchaft des Leibes. Welche Ungereimtheit alſo, bey Herannahung deſſelben zu zittern, ſich zu betrüben! Getroſt und fröhlich vielmehr müſſen wir dahin reiſen, wo wir Hoffnung haben, unſere Liebe zu umarmen, ich meyne die Weisheit, und des überläſtigen Gefährten los zu werden, der uns ſo vielen Kummer verurſacht hat. Wie? gemeine und unwiſſende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünſchen in ihrer Betrübniß nichts ſehnlicher, als die Oberwelt verlaſſen und zu dem Gegenſtande ihrer Liebe, oder ihrer Begierden, hinabſteigen zu können: und dieſe, die gewiſſe Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in ſolchem Glanze zu erblicken, als in jenem Leben, dieſe ſind voller Angſt? dieſe beben? und treten nicht vielmehr mit

mit Freuden die Reiſe an? O nein! mein Lieber nichts iſt ungereimter, als ein Weltweiſer, der den Tod fürchtet.

Beym Jupiter! ganz vortreflich, rief Simmias.

Zittern und voller Angſt ſeyn, wenn der Tod winkt, kann dieſes nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht die Weisheit, ſondern den Leib, das Vermögen, die Ehre, oder alle drey zuſammen liebet?

Ganz untrüglich.

Wem geziemet die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als dem Weltweiſen?

Niemanden!

Und die Mäßigkeit, dieſe Tugend, die in der Fertigkeit beſtehet, ſeine Begierden zu bezähmen, und in ſeinem Thun und Laſſen eingezogen und ſittſam zu ſeyn, wird ſie nicht vornehmlich bey dem zu ſuchen ſeyn, der ſeinen Leib nicht achtet, und blos in der Weltweisheit lebt und webt?

Nothwendig, ſprach er.

Aller übrigen Menſchen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt ſcheinen, wenn du ſie näher betrachteſt.

Wie ſo? mein Sokrates!

Du

Du weißt, verſetzte er, daß die mehreſten Menſchen den Tod für ein ſehr großes Uebel halten.

Richtig, ſprach er.

Wenn alſo dieſe, ſo genannten tapfern und mannhaften Leute, unerſchrocken ſterben, ſo geſchiehet es bloß aus Furcht eines noch größern Uebels.

Nicht anders.

Alſo ſind alle Mannhaften, außer den Weltweiſen, bloß aus Furcht unerſchrocken. Iſt aber eine Unerſchrockenheit aus Furcht nicht höchſt ungereimt?

Dieſes iſt nicht zu leugnen.

Mit der Mäßigkeit hat es dieſelbe Beſchaffenheit. Aus Unmäßigkeit leben ſie mäßig und enthaltſam. Man ſollte dieſes für unmöglich halten, und dennoch trifft es bey dieſer unvernünftigen Mäßigkeit völlig ein. Sie enthalten ſich gewiſſer Wollüſte, um andere, nach welchen ſie gieriger ſind, deſto ungeſtörter genießen zu können. Sie werden Herren über jene, weil ſie von dieſen Knechte ſind. Frage ſie, ſie werden dir freylich ſagen, ſich von ſeinen Begierden beherrſchen zu laſſen, ſey Unmäßigkeit; allein ſie ſelbſt haben die Herrſchaft über gewiſſe Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sklaverey gegen andere, die noch ausgelaſſener ſind. Heißet nun dieſes nicht gewiſſer maßen aus Unmäßigkeit enthaltſam ſeyn?

Allem Anſehen nach.

O mein theurer Simmias! Wolluſt gegen Wolluſt, Schmerz gegen Schmerz, und Furcht gegen Furcht vertauſchen, gleichſam, wie Münze, für ein großes Stück viele kleine einwechſeln: dieß iſt nicht der Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig iſt, und für welche man alles andere hingeben muß, iſt die Weisheit. Mit dieſer ſchafft man ſich alle übrigen Tugenden an: Tapferkeit, Mäßigkeit, und Gerechtigkeit. Ueberhaupt, bey der Weisheit iſt wahre Tugend, wahre Herrſchaft über die Begierden, über die Verabſcheuungen, und über alle Leidenſchaften; ohne Weisheit aber erlanget man nichts, als einen Tauſch der Leidenſchaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laſter Sklavendienſte thun muß, und an ſich ſelbſt nichts Geſundes und Wahres mit ſich führet. Die wahre Tugend iſt eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tauſch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Mannhaftigkeit, Weisheit, ſind kein Tauſch der Laſter gegen einander. Unſere Vorfahren, welche die **Teleten**, oder die **vollkommenen Verſöhnungsfeſte** geſtiftet, müſſen, allem Anſehen nach, ſehr weiſe Männer geweſen ſeyn: denn ſie haben durch dieſe Räthſel zu verſtehen geben wollen, daß, wer unverſöhnt und ungeheiliget die Oberwelt verläßt, die härteſte Strafe auszuſtehen habe; der Geläuterte und Verſöhnte aber nach ſeinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit dieſen Verſöhnungsgeheimniſſen

niſſen umgehen, pflegen zu ſagen: **Es giebt viele Thyrſusträger, aber wenig Begeiſterte**; und meines Erachtens verſtehet man unter den Begeiſterten diejenigen, die ſich der wahren Weisheit gewiedmet. Ich habe in meinem Leben nichts geſpart, ſondern unabläßig geſtrebt, einer von dieſen Begeiſterten zu ſeyn; ob mein Bemühen fruchtlos geweſen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen, werde ich da, wo ich hinkomme, am beſten erfahren, und ſo Gott will, in kurzer Zeit. —

Dieſes iſt meine Vertheidigung, **Simmias** und **Cebes**! warum ich meine beſten Freunde hienieden ohne Betrübniß verlaſſe, und bey Herannahung der Todesſtunde ſo wenig zittere. Ich glaube, allda beſſere Freunde und ein beſſeres Leben zu finden, als ich hier zurück laſſe, ſo wenig auch dieſes beym gemeinen Haufen Glauben finden wird.

Hat nun meine jetzige Schutzrede beſſern Eingang gefunden, als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, ſo bin ich vollkommen vergnügt.

Sokrates hatte ausgeredet, und **Cebes** ergriff das Wort: Es iſt wahr, **Sokrates**! du haſt dich vollkommen gerechtfertiget; allein was du von der Seele behaupteſt, muß vielen unglaublich ſcheinen; denn ſie halten insgemein dafür, die Seele ſey nirgend mehr anzutreffen, ſo bald ſie den Körper verlaſſen,

ſondern werde, gleich nach dem Tode des Menſchen, aufgelöſet und zernichtet. Sie ſteige, wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf, aus dem Körper in die obere Luft, allwo ſie vergehe, und völlig aufhöre zu ſeyn. Könnte es ausgemacht werden, daß die Seele für ſich beſtehen kann, und nicht nothwendig mit dieſem Leibe verbunden ſeyn muß: ſo hätten die Hoffnungen, die du dir macheſt, eine nicht geringe Wahrſcheinlichkeit; denn ſo bald es mit uns nach dem Tode beſſer werden kann: ſo hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich beſſer werden wird. Allein die Möglichkeit ſelbſt iſt ſchwer zu begreifen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß ſie noch Willen und Verſtandeskräfte haben ſoll; dieſes alſo, mein **Sokrates**! erfodert noch einigen Beweis.

Du haſt Recht, **Cebes**! verſetzte **Sokrates**. Allein was iſt zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht?

Ich bin ſehr begierig, ſprach **Cebes**, deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigſtens kann derjenige, erwiederte **Sokrates**, der unſere Unterredung höret, und wenn es auch ein Komödienſchreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beſchäftige mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich ſind. Die Unterſuchung, die wir

iʒt

itzt anſtellen wollen, iſt vielmehr ſo wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beyſtand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke ſchreiten. — Er ſchwieg, und ſaß eine Weile in Andacht vertieft; ſodann ſprach er: Doch, meine Freunde! mit lauterm Herzen die Wahrheit ſuchen, iſt die würdigſte Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beyſtand leiſten kann. Zur Sache alſo! Der Tod, o **Cebes**! iſt eine natürliche Veränderung des menſchlichen Zuſtandes, und wir wollen itzt unterſuchen, was bey dieſer Veränderung ſo wohl mit dem Leibe des Menſchen, als mit ſeiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathſam ſeyn, erſt überhaupt zu erforſchen, was eine natürliche Veränderung iſt, und wie die Natur ihre Veränderungen nicht nur in Anſehung des Menſchen, ſondern auch in Anſehung der Thiere, Pflanzen, und lebloſen Dinge hervor zu bringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf dieſe Weiſe näher zu unſerm Entzwecke kommen.

Der Einfall ſcheinet nicht unglücklich, verſetzte **Cebes**; wir müſſen alſo fürs erſte eine Erklärung ſuchen, was **Veränderung** ſey.

Mich dünkt, ſprach **Sokrates**, wir ſagen, ein Ding habe ſich verändert, wenn unter zwoen entgegen geſetzten Beſtimmungen, die ihm zukommen können,

nen, die eine aufhöret, und die andere anfängt wirklich zu ſeyn. Z. B. ſchön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böſe, Tag und Nacht, ſchlafen und wachen, ſind dieſes nicht entgegen geſetzte Beſtimmungen, die bey einer und eben derſelben Sache möglich ſind?

Ja!

Wenn eine Roſe welkt und ihre ſchöne Geſtalt verlieret: ſagen wir alsdann nicht, ſie habe ſich verändert?

Allerdings!

Und wenn ein ungerechter Mann ſeine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengeſetzte annehmen, und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt, wenn durch eine Veränderung etwas entſtehen ſoll, ſo muß vorhin das Widerſpiel davon da geweſen ſeyn. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht geweſen, und hinwiederum Nacht, nachdem es vorhin Tag geweſen; ein Ding wird ſchön, groß, ſchwer, anſehnlich u. ſ. w. nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht, unanſehnlich geweſen iſt. Nicht?

Ja!

Eine

Eine Veränderung heiſst alſo überhaupt nichts anders, als die Abwechſelung der entgegengeſetzten Beſtimmungen, die an einem Dinge möglich ſind. Wollen wir es bey dieſer Erklärung bewenden laſſen? **Cebes** ſcheinet noch unentſchloſſen —

Eine Kleinigkeit, mein lieber **Sokrates**! Das Wort **entgegengeſetzte** macht mir einiges Bedenken. Ich ſollte nicht glauben, daß ſchnurſtracks entgegengeſetzte Zuſtände unmittelbar auf einander folgen könnten.

Richtig! verſetzte **Sokrates**. Wir ſehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelzuſtand zu finden weiß, der ihr gleichſam zum Uebergange dienet, von einem Zuſtande auf den entgegengeſetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelſt der Abenddemmerung, ſo wie der Tag auf die Nacht, vermittelſt der Morgendemmerung. Nicht?

Freylich.

Das Groſſe wird in der Natur klein, vermittelſt der allmäligen Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß, vermittelſt des Anwachſes.

Richtig.

Wenn wir auch in gewiſſen Fällen dieſem Uebergange keinen beſondern Namen gegeben: ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden ſeyn müſſe, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe mit ſeinem

Wider-

Widerſpiel abwechſeln ſoll: denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich ſeyn ſoll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt ſind, hervorgebracht werden?

Wie könnte ſie ſonſt natürlich heißen?

Dieſe urſprüngliche Kräfte aber ſind ſtets wirkſam, ſtets lebendig: denn wenn ſie nur einen Augenblick entſchlieſen, ſo würde ſie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieſes natürlich nennen?

Wie könnten wir? ſprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte alſo itzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben ſie ſchon von je her gearbeitet; denn ſie waren niemals müßig, nur daß ihre Wirkung erſt nach und nach ſichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B. die die Tageszeiten verändert, arbeitet ſchon itzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen, aber ſie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge ſind vor der Geburt des Tages bis auf ſeinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe ſelbſt arbeiten die Lebenskräfte ſchon an der künftigen Erwachung, ſo wie ſie im wachenden Zuſtande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieſes iſt nicht zu leugnen.

Und

Und überhaupt, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe auf ſein Widerſpiel erfolgen ſoll, wie ſolches bey allen natürlichen Veränderungen geſchiehet: ſo müſſen die ſtets wirkſamen Kräfte der Natur ſchon vorher an dieſer Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zuſtand gleichſam mit dem zukünftigen beſchwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittlern Zuſtände mitnehmen muß, wenn ſie einen Zuſtand mit ſeinem Widerſpiel ablöſen will?

Ganz unleugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entſtehe, ob nicht Anfangs zu viel nachgegeben worden. Wie erfodern zu jeder natürlichen Veränderung dreyerley: einen vorhergehenden Zuſtand des Dinges, das verändert werden ſoll, einen darauf folgenden, der jenem entgegen geſetzt iſt, und einen Uebergang, oder die zwiſchen beiden liegenden Zuſtände, die der Natur von einem auf den andern gleichſam den Weg bahnen. Wird dieſes zugegeben?

Ja, ja! rief **Cebes**. Ich ſehe nicht ab, wie man an dieſer Wahrheit ſollte zweifeln können.

Laß ſehen, erwiederte **Sokrates**, ob dir folgendes eben ſo unleugbar ſcheinen wird? Mich dünkt, **alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben**; ſondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilet, und das Künftige beſtändig zu dem

dem Vergangenen zurück ſendet, ſo verwandelt ſie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Geſtalt. Biſt du nicht auch dieſer Meynung? Cebes!

Sie iſt wenigſtens wahrſcheinlich.

Mir ſcheinet ſie unwiderſprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloßer Begriff iſt, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geſchicke, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, ſo wird etwas an ihm anders, als es vorhin geweſen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe ſind: was könnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in ſeinem Laufe hemmen?

Itzt bin ich überzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewiſſe Dinge oft eine Zeit lang unverändert ſcheinen; denn ſcheinet uns doch auch eine Flamme eben dieſelbe, und dennoch iſt ſie nichts anders, als ein Feuerſtrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß empor ſteigt, und unſichtbar wird. Die Farben kommen unſern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechſelt beſtändig neues Sonnenlicht mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit ſuchen, ſo müſſen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht aber nach dem Sinnenſchein beurtheilen.

Beym

Beym Jupiter! verſetzte Cebes, dieſe Wahrheit öffnet uns eine ſo neue als reitzende Ausſicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde! fuhr er fort, indem er ſich zu uns wandte, die Anwendung von dieſer Lehre auf die Natur unſerer Seele ſcheinet die wichtigſten Folgen zu verſprechen.

Ich habe noch' einen einzigen Satz voraus zu ſchicken, verſetzte Sokrates, ehe ich auf dieſe Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingeſtanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben; ſondern, ſo wie die vergangene Zeit älter wird, ſo wächſt auch die aneinander hängende Reihe der Abänderungen, die da geweſen ſind. Nun überlege, Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten, oder ſtätigen Reihe auf einander?

Ich begreiſe nicht, ſprach Cebes, was du ſagen willſt. —

Beyſpiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des ſtillen Waſſers ſcheinet uns in einem fortzugehen, und jedes Waſſertheilchen mit denen, die um ihn ſind, gemeinſchaftliche Grenzen zu haben; dahingegen ein Sandhügel aus vielen Körnlein beſtehet, deren jedes ſeine eigene Grenzen hat. Nicht?

Dieſes iſt begreiflich.

Wenn ich das Wort Cebes ausſpreche, folgen hier nicht zwo vernehmliche Sylben auf einander, zwiſchen welchen keine dritte anzutreffen iſt?

Richtig!

Das Wort Cebes alſo gehet nicht in einem fort; ſondern die Sylben, aus welchen es beſtehet, folgen in einer unſtätigen Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigene Grenzen.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den mein Geiſt mit dieſem Worte verbindet, giebt es auch hier Theile, die ihre eigene Grenzen haben?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht, denn alle Theile und Merkmale eines zuſammengeſetzten Begriffes fließen ſo in einander, daß ſich keine Grenzen angeben laſſen, wo dieſes aufhört, jenes anfängt, ſie machen alſo zuſammen ein ſtätiges Ganze aus; da hingegen jede Sylbe ihre beſtimmten Grenzen hat, und ihrer viele, die zuſammenkommen, ein Wort auszumachen, in einer unſtätigen Reihe auf einander folgen.

Dieſes iſt vollkommen deutlich.

Ich frage alſo von der Zeit: Iſt ſie mit dem ausgeſprochenen Wort, oder mit dem Begriffe zu vergleichen?

chen? Folgen ihre Augenblicke in einer ſtätigen, oder unſtätigen Ordnung auf einander?

In einer ſtätigen, erwiederte Cebes.

Freylich, verſetzte Simmias; denn durch die Folge unſerer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie iſt es alſo möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerley ſeyn ſollte?

Die Theile der Zeit, fuhr Sokrates fort, gehen alſo in einem fort, und haben gemeinſchaftliche Grenzen?

Richtig!

Das kleinſte Zeittheilchen iſt eine ſolche Folge von Augenblicken, läßt ſich in noch kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenſchaften der Zeit behalten. Nicht?

Es ſcheinet.

Es giebt alſo auch keine zwo Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind, das heißt, zwiſchen welchen ſich nicht noch ein dritter gedenken ließe?

Dieſes folget aus dem Zugeſtandenen.

Gehen die Bewegungen, und überhaupt alle Veränderungen in der Natur, nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?

Ja!

Sie folgen alſo, wie die Zeit, in einer ſtätigen Verbindung auf einander?

Richtig!

Es wird daher auch keine zween Zuſtände geben, die ſich einander die nächſten ſind, das heißt, zwiſchen welchen nicht noch ein dritter anzutreffen ſey?

Es ſcheinet alſo.

Unſern Sinnen kömmt es freylich ſo vor, als wenn die Veränderungen der Dinge rückweiſe geſchähen, indem ſie ſolche nicht eher, als nach merklichen Zwiſchenzeiten wahrnehmen; allein die Natur gehet nichts deſto weniger ihren Weg, und verändert die Dinge allmälig, und in einer ſtätigen Folge auf einander. Der kleinſte Theil dieſer Folge iſt ſelbſt eine Folge von Veränderungen, und man mag zween Zuſtände ſo dicht an einander ſetzen, als man will; ſo giebt es immer noch einen Uebergang dazwiſchen, der ſie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichſam den Weg zeigt.

Ich begreife dieſes alles ſehr wohl, ſprach **Cebes.**

Meine Freunde! rief **Sokrates**, itzt iſt es Zeit, uns unſerm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe geſammelt, die für unſere Ewigkeit ſtreiten ſollen, und ich verſpreche mir einen gewiſſen Sieg. Wollen wir aber nicht, nach Gewohnheit der Feldherren, ehe wir

wir zum Treffen kommen, unſere Macht noch einmal überſehen, um ihre Stärke und Schwäche deſto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat ſehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, ſprach **Sokrates**, deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, ſind dieſe:

1) Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreyerley erfordert: 1) Ein Zuſtand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der ſeine Stelle vertreten ſoll, und 3) die mittlern Zuſtände, oder der Uebergang, damit die Veränderung nicht plötzlich, ſondern allmählig geſchehe.

2) Was veränderlich iſt, bleibet keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.

3) Die Folge der Zeit gehet in einem fort, und es giebt keine zween Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind.

4) Die Folge der Veränderungen kömmt mit der Folge der Zeit überein, und iſt ebenfalls ſo ſtätig, ſo aneinanderhängend, daß man keine Zuſtände angeben kann, die ſich einander die nächſten wären, oder zwiſchen welchen nicht ein Ueber-

gang Statt finden ſollte. Sind wir nicht über dieſe Punkte einig worden?

Ja! ſprach Cebes.

Leben und Tod, mein lieber Cebes! verſetzte Sokrates, ſind entgegengeſetzte Zuſtände: nicht?

Freylich!

Und das Sterben der Uebergang vom Leben zum Tode?

Freylich!

Dieſe große Veränderung trifft vermuthlich die Seele ſowohl als den Leib: denn beide Weſen ſtanden in dieſem Leben in der genaueſten Verbindung.

Allem Anſehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieſer wichtigen Begebenheit vorgehet, kann uns die Beobachtung lehren; denn das Ausgedehnte bleibt unſern Sinnen gegenwärtig; aber wie, wo, und was die Seele nach dieſem Leben ſeyn wird, muß bloß durch die Vernunft ausgemacht werden; denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menſchlichen Sinnen gegenwärtig zu ſeyn.

Richtig!

Wollen

Wollen wir nicht, mein Theuerſter! erſt das Sichtbare durch alle ſeine Veränderungen verfolgen, und hernach, wo möglich, das Unſichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das ſcheint der beſte Weg, den wir einſchlagen können, erwiederte **Cebes.**

In jedem thieriſchen Leibe, **Cebes!** gehen beſtändig Trennungen und Zuſammenſetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der thieriſchen Maſchine abzielen. Tod und Leben fangen bey der Geburt des Thieres ſchon an gleichſam mit einander zu ringen.

Dieß zeigt die tägliche Erfahrung.

Wie nennen wir den Zuſtand, fragte **Sokrates,** in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maſchine vorgehen, mehr auf das Wohlſeyn, als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die **Geſundheit?**

Wie anders?

Hingegen werden die thieriſchen Veränderungen, welche die Auflöſung der großen Maſchine verurſachen, durch Krankheiten vermehret, oder auch durch das Alter, welches die natürlichſte Krankheit genennt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmählig zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löſet ſich in ſeine kleinſten Theile auf. Aber was geſchieht? Hören dieſe Theile auf, verändert zu werden? Hören ſie auf, zu wirken und zu leiden? Gehen ſie ganz verloren?

Es ſcheinet nicht, verſetzte **Cebes.**

Unmöglich, mein Wertheſter! erwiederte **Sokrates**, wenn das wahr iſt, worüber wir einig geworden: denn giebt es wohl ein Mittel zwiſchen Seyn und Nichtſeyn?

Keinesweges.

Seyn und Nichtſeyn wären alſo zween Zuſtände, die unmittelbar aufeinander folgen, die ſich einander die nächſten ſeyn müßten: wir haben aber geſehen, daß die Natur keine ſolche Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geſchehen müſſen, hervorbringen kann. Erinnerſt du dich wohl noch dieſes Satzes?

Sehr wohl, ſprach **Cebes.**

Alſo kann die Natur weder ein Daſeyn, noch eine Zernichtung zuwege bringen?

Richtig!

Da:

Daher gehet bey der Auflöſung des thieriſchen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort zu ſeyn, zu wirken, zu leiden, zuſammen geſetzt und getrennt zu werden, bis ſie ſich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zuſammengeſetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieſes ſteigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Iſt dieſes nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein **Sokrates**! antworteten **Cebes** und **Simmias** zugleich.

Wir ſehen alſo, meine Freunde! daß Tod und Leben, in ſo weit ſie den Leib angehen, in der Natur nicht ſo getrennt ſind, als ſie unſern Sinnen ſcheinen. Sie ſind Glieder einer ſtetigen Reihe von Veränderungen, die durch ſtufenweiſe Uebergänge mit einander auf das genaueſte verbunden ſind. Es giebt keinen Augenblick, da man, nach aller Strenge, ſagen könnte: **Izt ſtirbt das Thier**; ſo wenig man, nach aller Strenge, ſagen kann: **Izt ward es krank**, oder **izt ward es wieder geſund**. Freylich müſſen die Veränderungen unſern Sinnen wie getrennt ſcheinen, da ſie uns nicht eher, als nach einer geraumen Zwiſchenzeit, merkbar werden; aber ge-

nug, wir wiſſen, daß ſie es in der That nicht ſeyn können.

Ich beſinne mich itzt auf ein Beyſpiel, das dieſen Satz erläutern wird. Unſere Augen, die auf einen gewiſſen Erdſtrich eingeſchränkt ſind, unterſcheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es iſt uns, als wenn dieſe Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgeſondert wären. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennet gar deutlich, daß die Umwälzungen von Tag und Nacht ſtetig aneinander hangen, und alſo jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich ſey.

Homer hat nur, als Dichter, die Freyheit, ſeiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen: als ob jemanden, der nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeſchränkt iſt, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit ſo wohl Morgen als Abend wäre. Es iſt den Dichtern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; allein der Wahrheit zu Folge müßte Aurora mit ihren Roſenfingern beſtändig die Thore des Himmels offen halten, und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern ſchleppen, ſo wie die Götter, wenn ſie nur des Nachts ſchlafen wollen, gar nicht oder beſtändig ſchlafen müſſen. —

So laſſen ſich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterſcheiden; denn das Stetige und Aneinanderhängende läßt ſich nur in der Einbildung, und nach den Vorſpiegelungen der Sinne, in beſtimmte und abgeſonderte Theile zertrennen; der Verſtand aber ſiehet gar wohl, daß man da nicht ſtehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung iſt. Iſt dieſes deutlich? meine Freunde!

Gar ſehr, erwiederte Simmias. —

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es ſich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die daſſelbe Ding erlitten, fängt ſich, nach dem Urtheile unſerer Sinne, da eine Epoche an, wo uns das Ding merklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieſes nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, und die Geburt des Thieres. Den zweyten Zeitpunkt, da, wo ſich die thieriſchen oder pflanzigten Bewegungen unſern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wann endlich die thieriſchen oder pflanzigten Formen verſchwinden und unſcheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verweſung des Thieres oder der Pflanze. In der Natur aber ſind alle dieſe Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette, allmählige Auswickelungen und Einwickelungen deſſelben Dinges, das ſich in unzählige Geſtalten einhüllet und entkleidet. Iſt hieran noch irgend ein Zweifel?

Im geringſten nicht, verſetzte **Cebes.**

Wenn

Wenn wir ſagen, fuhr Sokrates fort, die Seele ſtirbt, ſo müſſen wir eines von beiden ſetzen: Entweder alle ihre Kräfte und Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, ſie verſchwindet gleichſam in einem Nu; oder ſie leidet, wie der Leib, allmählige Verwandelungen, unzählige Umkleidungen, die in einer ſtetigen Reihe fortgehen, und in dieſer Reihe giebt es eine Epoche, wo ſie keine menſchliche Seele mehr, ſondern etwas anders geworden iſt; ſo wie der Leib, nach unzähligen Veränderungen, aufhöret ein menſchlicher Leib zu ſeyn, und in Staub, Luft, Pflanze, oder auch in Theile eines andern Thieres verwandelt wird. Giebt es einen dritten Fall, wie die Seele ſterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmählig?

Nein, erwiederte Cebes. Dieſe Eintheilung erſchöpft die Möglichkeit ganz.

Gut, ſprach Sokrates. Die alſo noch zweifeln, ob die Seele nicht ſterblich ſeyn könnte, mögen wählen, ob ſie beſorgen, ſie möchte plötzlich verſchwinden, oder nach und nach dasjenige aufhören zu ſeyn, was ſie war. Will Cebes nicht ihre Stelle vertreten, und dieſe Wahl über ſich nehmen?

Die Frage iſt, ob jene die Wahl ihres Sachwalters würden gelten laſſen. Mein Rath wäre, wir überlegten beide Fälle; denn wenn ſie auf meine

Wahl

Wahl Verzicht thäten, und ſich anders erklären ſollten: ſo dürfte morgen niemand mehr da ſeyn, der ſie widerlegen kann.

Mein lieber **Cebes**! verſetzte **Sokrates**, Griechenland iſt ein weitläuftiges Reich, und auch unter den Barbaren muß es viele geben, denen dieſe Unterſuchung am Herzen liegt. — Doch es ſey! laßt uns beide Fälle unterſuchen. Der erſte war: **Vielleicht vergehet die Seele plötzlich, verſchwindet in einem Nu.** An und für ſich iſt dieſe Todesart möglich. Kann ſie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keinesweges: wenn das wahr iſt, was wir vorhin zugegeben, daß die Natur keine Zernichtung hervorbringen könne.

Und haben wir dieſes nicht mit Recht zugegeben? fragte **Sokrates**. Zwiſchen **Seyn** und **Nichtſeyn** iſt eine entſetzliche Kluft, die von der allmählig wirkenden Natur der Dinge nicht überſprungen werden kann.

Ganz recht, verſetzte **Cebes**. Wie aber, wenn ſie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit, zernichtet würde?

O mein Theureſter! rief **Sokrates** aus, wie glücklich, wie wohl verſorgt ſind wir, wenn wir nichts als

die

die unmittelbare Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir beſorgten, war, ob die Natur unſerer Seele nicht an und für ſich ſelbſt ſterblich ſey, und dieſe Beſorgniß ſuchen wir durch Gründe zu vereiteln; ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, ſie durch ein Wunderwerk zernichten werde? — Nein, Cebes! laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns in Eis verwandeln, ehe wir von der ſelbſtändigen Güte eine grundböſe Handlung, die Zernichtung durch ein Wunderwerk, befürchten wollen.

Ich bedachte es nicht, ſprach Cebes, daß mein Einwurf bey nahe eine Läſterung ſey.

Die eine Todesart, die plötzliche Zernichtung, ſchreckt uns alſo nicht mehr, fuhr Sokrates fort; denn ſie iſt der Natur unmöglich. Doch überlegt auch folgendes, meine Freunde! Geſetzt, ſie wäre nicht unmöglich, ſo iſt die Frage: wann? zu welcher Zeit ſoll unſere Seele verſchwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?

Allem Anſehen nach:

Nun haben wir aber geſehen, daß es keinen beſtimmten Augenblick giebt, da man ſagen kann, itzt ſtirbt das Thier. Die Auflöſung der thieriſchen Maſchine hat ſchon lange vorher ihren Anfang genommen,

ehe noch ihre Wirkungen ſichtbar geworden ſind; denn es fehlt niemals an ſolchen thieriſchen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider ſind; nur daß ſie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, ſondern eine jede ihren beſondern Endzweck angenommen hat: und alsdann iſt die Maſchine aufgelöſet. Dieſer geſchiehet ſo allmählig, in einer ſo ſtetigen Ordnung, daß jeder Zuſtand eine gemeinſchaftliche Grenze des vorhergehenden und nachfolgenden Zuſtandes, eine Wirkung des vorhergehenden und eine Urſache des nachfolgenden Zuſtandes zu nennen iſt. Haben wir dieſes nicht eingeſtanden?

Richtig!

Wenn alſo der Tod des Körpers auch der Tod der Seele ſeyn ſoll: ſo muß es auch keinen Augenblick geben, da man ſagen kann, izt verſchwindet die Seele; ſondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maſchine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muß die Seele auch an Kraft und innerer Wirkſamkeit abnehmen. Scheinet es dir nicht alſo? mein Cebes!

Vollkommen!

Aber ſiehe! welche wunderbare Wendung unſere Unterſuchung genommen hat! Sie ſcheinet ſich, wie ein Kunſtwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein

ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie ſo?

Wir haben angenommen, unſere Gegner beſorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zuſehen, ob dieſe Furcht gegründet ſey, oder nicht. Wir haben darauf unterſucht, in welchem Augenblicke ſie zernichtet werden möchte; und dieſe Unterſuchung ſelbſt brachte uns auf das Widerſpiel der Vorausſetzung, daß ſie nehmlich nicht plötzlich vernichtet werde, ſondern allmählich an innerer Kraft und Wirkſamkeit abnehme.

Deſto beſſer, antwortete **Cebes.** So hat ſich jene angenommene Meynung gleichſam ſelbſt widerlegt.

Wir haben alſo nur noch dieſes zu unterſuchen, ob die inneren Kräfte der Seele nicht ſo allmählig vergehen können, wie ſich die Theile der Maſchine trennen.

Richtig!

Laſſet uns dieſe getreuen Gefährten, Leib und Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben ſollen, auf ihrer Reiſe verfolgen, um zu ſehen, wo ſie zuletzt bleiben. So lange der Körper geſund iſt,

ſo

ſo lange die mehreſten Bewegungen der Maſchine auf die Erhaltung und das Wohlſeyn des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung auch ihre gehörige Beſchaffenheit haben, ſo beſitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denket, liebet, verabſcheuet, begreifet und will. Nicht?

Unſtreitig!

Der Leib wird krank. Es äußert ſich eine ſichtbare Mißhelligkeit zwiſchen den Bewegungen, die in der Maſchine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen harmoniren, ſondern ganz beſondere und ſtreitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehret, wird ſie indeſſen ſchwächer, empfindet unordentlich, denkt falſch und handelt öfters wider ihren Dank.

Gut! Ich fahre fort. Der Leib ſtirbt: das heißt, alle Bewegungen ſcheinen nunmehr nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige ſchwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkele Vorſtellungen verſchaffen: auf dieſe muß ſich alſo die Kraft der Seele ſo lange einſchränken. Nicht?

Allerdings!

Die Verweſung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinſchaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maſchine ausgemacht haben, bekommen itzt ganz verſchiedene Endzwecke, werden zu mannigfaltigen Theilen ganz verſchiedener Maſchinen. Und die Seele? mein Cebes! wo wollen wir die laſſen? Ihre Maſchine iſt verweſet. Die Theile, die noch von derſelben übrig ſind, ſind nicht mehr **ihre**, und machen auch kein Ganzes aus, das beſeelt werden könnte. Hier ſind keine Gliedmaßen der Sinne, keine Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung ſie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll alſo alles in ihr öde ſeyn? Sollen alle ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabſcheuungen, Neigungen und Leidenſchaften verſchwunden ſeyn, und nicht die geringſte Spur hinterlaſſen haben?

Unmöglich, ſprach **Cebes**. Was wäre dieſes anders als eine völlige Zernichtung, und keine Zernichtung, haben wir geſehen, ſtehet in dem Vermögen der Natur.

Was iſt alſo für Rath? meine Freunde! Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch ſo weit hinaus ſchieben, wäre immer noch vom Daſeyn zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Weſen eines einzelnen Din:

Dinges, noch in dem ganzen Zuſammenhange gegrün=det ſeyn kann. Sie wird alſo fort dauren, ewig vor=handen ſeyn. Soll ſie vorhanden ſeyn, ſo muß ſie wirken und leiden; ſoll ſie wirken und leiden, ſo muß ſie Begriffe haben: denn empfinden, denken und wol=len ſind die einzigen Wirkungen und Leiden, die ei=nem denkenden Weſen zukommen können. Die Be=griffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer ſinnli=chen Empfindung, und wo ſollen ſinnliche Empfin=dungen herkommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaßen der Sinne vorhanden ſind?

Nichts ſcheinet richtiger, ſprach **Cebes**, als die=ſe Folge von Schlüſſen, und gleichwohl leitet ſie zu einem offenbaren Widerſpruch.

Eines von beiden, fuhr **Sokrates** fort; entwe=der die Seele muß vernichtet werden, oder ſie muß nach der Verweſung des Leibes noch Begriffe haben. Man iſt ſehr geneigt, dieſe beiden Fälle für unmög=lich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirk=lich ſeyn? Laß ſehen, ob wir aus dieſem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unſer Geiſt natürlicher Weiſe nicht vernichtet werden. Worauf gründet ſich dieſe Unmöglichkeit? — Seyd unverdroſſen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen: ſie führen uns auf eine der herr=lichſten Gegenden, die das Gemüth der Menſchen je=mals ergetzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein

richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne?

Richtig!

Von dieſer Seite iſt alſo ſchlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müſſen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, ſie muß nach dem Tode fort dauren, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier ſtehet uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unſer Geiſt, ohne ſinnliche Eindrücke, Begriffe haben ſoll: aber wer leiſtet für dieſe Unmöglichkeit die Gewähr? Iſt es nicht bloß die Erfahrung, daß wir hier in dieſem Leben niemals ohne ſinnliche Eindrücke haben denken können?

Nichts anders.

Was für Grund haben wir aber, dieſe Erfahrung über die Grenzen dieſes Lebens auszudehnen, und der Natur ſchlechterdings die Möglichkeit abzuſprechen, die Seele, ohne dieſen gegliederten Leib, denken zu laſſen? Was meyneſt du? Simmias! würden wir einen Menſchen nicht höchſt lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlaſſen hätte, und aus ſeiner eigenen Erfahrung ſchließen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders als bey uns, abwechſelten?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereden ſeyn, daß es dereinſt, von ſeiner Wurzel abgelöſet, in freyer Luft das erquickende Licht der Sonne genieſſen werde? würde es nicht vielmehr aus ſeinen jetzigen Umſtänden die Unmöglichkeit eines ſolchen Zuſtandes beweiſen zu können glauben?

Allem Anſehen nach.

Und wir Blödſinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieſes Leben eingekerkert, durch unſere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach dieſem Leben möglich ſey? — Ein einziger Blick in die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde ſolcher Schlüſſe überführen. Wie dürftig, wie ſchwach würde ſie ſeyn, wenn ihr Vermögen nicht weiter reichete, als unſere Erfahrung!

Freylich!

Wir können alſo mit gutem Grunde dieſe Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengeſetzt, daß unſer Geiſt untergehen ſollte. Homer läßt ſeinen Held mit Recht ausrufen: **Fürwahr! auch in den Häuſern des Orkus webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kömmt** *). Die Begriffe, die uns Homer von

*) Plato hat dieſen Vers des Homers anders ver-

ſtan-

von dem Orkus, und von den Schatten, die hinunter wandeln, machet, ſcheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieſes iſt gewiß, meine Geliebten! unſer Geiſt ſiegt über Tod und Verweſung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tauſend veränderten Geſtalten die Abſichten des Allerhöchſten zu erfüllen, er aber erhebt ſich über den Staub, und fähret fort, nach andern natürlichen, aber überirdiſchen Geſetzen, die Werke des Schöpfers zu beſchauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erweget aber dieſes, meine Freunde! wenn unſere Seele, nach dem Tode ihres Leichnams, noch lebet und denkt, wird ſie nicht auch alsdann, ſo wie in dieſem gegenwärtigen Zuſtande, nach der Glückſeligkeit ſtreben?

Wahrſcheinlich dünkt michs, ſprach **Simmias**; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünſchte deine Gründe zu hören.

Meine Gründe ſind dieſe, verſetzte **Sokrates**: Wenn die Seele denkt, ſo müſſen in ihr Begriffe

mit

ſtanden, als einige neuere Ausleger, und führet ihn im 3. B. ſeiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieſer Stelle die günſtigere Auslegung gelten zu laſſen.

mit Begriffen abwechſeln, ſo muß ſie dieſe Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt, einen Willen haben; hat ſie aber einen Willen, wohin kann dieſer anders zielen, als nach dem höchſten Grade des Wohlſeyns, nach der Glückſeligkeit?

Dieſes war allen deutlich. Aber wie? fuhr Sokrates fort: das Wohlſeyn eines Geiſtes, der nicht mehr für die Bedürfniſſe ſeines Leibes zu ſorgen hat, worinn beſtehet dieſes? Speiſe und Trank, Liebe und Wolluſt kann ihm nicht mehr behagen; was in dieſem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergetzt, iſt allda ſeiner Achtung unwürdig; kaum daß ihm noch eine ſchwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüſten bleibet, die er in Geſellſchaft ſeines Leibes genoſſen. Wird er wohl nach dieſen ſonderlich ſtreben?

So wenig als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleyen der Kindheit, ſprach Simmias.

Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel ſeiner Wünſche ſeyn?

Wie könnte dieſes in einem Zuſtande möglich ſeyn, wo, allem Anſehen nach, kein Eigenthum beſeſſen, kein Vermögen genoſſen werden kann?

Die Ehrbegierde iſt zwar eine Leidenſchaft, die, dem Anſehen nach, dem abgeſchiedenen Geiſte noch bleiben kann;

kann; denn ſie ſcheinet wenig von den Leibesbedürfniſſen abzuhängen: allein, worinn kann der körperloſe Geiſt den Vorzug ſetzen, der ihm Ehre bringen ſoll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle dieſe Thorheiten läßt er mit ſeinem Körper auf der Erde zurück.

Freylich!

Es bleibet ihm alſo nichts, als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und über ſeine Nebengeſchöpfe erheben könnte. Außer dieſer edlen Ehrbegierde ergetzen ihn noch die geiſtigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper geneußt, Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Dieſe Empfindungen ſind der Natur eines Geiſtes ſo anerſchaffen, daß ſie ihn niemals verlaſſen können. Wer alſo auf Erden für ſeine Seele Sorge getragen, wer in dieſem Leben ſich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben laſſen, der hat die größten Hoffnungen, auch nach dem Tode in dieſen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe ſich dem erhabenſten Urweſen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Innbegriff aller Vollkommenheiten, und vorzugsweiſe die Schönheit ſelbſt iſt. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genoſſen, ſo oft eure Seele, von einer geiſtigen Schön-

heit

heit hingeriſſen, den Leib ſamt ſeinen Bedürfniſſen vergaß, und ſich ganz der himmliſchen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeiſterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann dieſe erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch iſt in der That jeder Begriff einer geiſtigen Schönheit ein Blick in das Weſen der Gottheit; denn das Schöne, Ordentliche und Vollkommene, das wir wahrnehmen, iſt ein ſchwacher Abdruck deſſen, der die ſelbſtſtändige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit iſt. Ich erinnere mich, dieſe Gedanken bey einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander geſetzt zu haben, und will gegenwärtig nur dieſe Folge daraus herleiten: Wenn es wahr iſt, daß nach dieſem Leben Weisheit und Tugend unſern Ehrgeiz, und das Beſtreben nach geiſtiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unſere Begierden ausmachen: ſo wird unſer fortdaurendes Daſeyn nichts als ein ununterbrochenes Anſchauen der Gottheit ſeyn, ein himmliſches Ergetzen, das, ſo wenig wir jetzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was ſind alle Mühſeligkeiten dieſes Lebens gegen eine ſolche Ewigkeit! Was iſt Armuth, Verachtung und der ſchmählichſte Tod, wenn wir uns dadurch zu einer ſolchen Glückſeligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer ſich eines rechtſchaffenen Wandels bewußt iſt, kann ſich unmöglich betrüben, indem er die Reiſe zu dieſer Se-

kann; denn ſie ſcheinet wenig von den Leibesbedürfniſſen abzuhängen: allein, worinn kann der körperloſe Geiſt den Vorzug ſetzen, der ihm Ehre bringen ſoll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle dieſe Thorheiten läßt er mit ſeinem Körper auf der Erde zurück.

Freylich!

Es bleibet ihm alſo nichts, als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und über ſeine Nebengeſchöpfe erheben könnte. Außer dieſer edlen Ehrbegierde ergetzen ihn noch die geiſtigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper geneußt, Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Dieſe Empfindungen ſind der Natur eines Geiſtes ſo anerſchaffen, daß ſie ihn niemals verlaſſen können. Wer alſo auf Erden für ſeine Seele Sorge getragen, wer in dieſem Leben ſich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben laſſen, der hat die größten Hoffnungen, auch nach dem Tode in dieſen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe ſich dem erhabenſten Urweſen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Innbegriff aller Vollkommenheiten, und vorzugsweiſe die Schönheit ſelbſt iſt. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genoſſen, ſo oft eure Seele, von einer geiſtigen Schön-

heit hingeriſſen, den Leib ſamt ſeinen Bedürfniſſen vergaß, und ſich ganz der himmliſchen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeiſterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann dieſe erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch iſt in der That jeder Begriff einer geiſtigen Schönheit ein Blick in das Weſen der Gottheit; denn das Schöne, Ordentliche und Vollkommene, das wir wahrnehmen, iſt ein ſchwacher Abdruck deſſen, der die ſelbſtſtändige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit iſt. Ich erinnere mich, dieſe Gedanken bey einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander geſetzt zu haben, und will gegenwärtig nur dieſe Folge daraus herleiten: Wenn es wahr iſt, daß nach dieſem Leben Weisheit und Tugend unſern Ehrgeiz, und das Beſtreben nach geiſtiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unſere Begierden ausmachen: ſo wird unſer fortdaurendes Daſeyn nichts als ein ununterbrochenes Anſchauen der Gottheit ſeyn, ein himmliſches Ergetzen, das, ſo wenig wir jetzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was ſind alle Mühſeligkeiten dieſes Lebens gegen eine ſolche Ewigkeit! Was iſt Armuth, Verachtung und der ſchmählichſte Tod, wenn wir uns dadurch zu einer ſolchen Glückſeligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer ſich eines rechtſchaffenen Wandels bewußt iſt, kann ſich unmöglich betrüben, indem er die Reiſe zu dieſer Se-

ligkeit antritt. Nur wer in ſeinem Leben Götter und Menſchen beleidiget, wer ſich in viehiſcher Wolluſt herumgewälzt, wer der vergötterten Ehre Menſchenopfer geſchlachtet, und an andrer Elend ſein Ergetzen gefunden, der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank ſey der Gottheit! mir keine von dieſen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer geſucht, und die Tugend über alles geliebt habe: ſo freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Lichte zu genießen, wornach ich in dieſer Finſterniß geſtrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen, und wenn ſie euch überzeugen, ſo ſegnet meine Reiſe, und lebet ſo, daß euch der Tod dereinſt abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen ſchleppe. Vielleicht führet uns die Gottheit dereinſt in verklärter Freundſchaft einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

Ende des erſten Geſprächs.

Zwey=

Zweytes Geſpräch.

Unſer Lehrer hatte ausgeredet, und gieng, wie in Gedanken vertieft, im Zimmer auf und nieder; wir ſaßen alle und ſchwiegen, und dachten der Sache nach. Nur **Cebes** und **Simmias** ſprachen leiſe mit einander. **Sokrates** ſahe ſich um, und fragte: Warum ſo leiſe? meine Freunde! Sollen wir nicht erfahren, was an den vorgebrachten Vernunftgründen zu verbeſſern ſey? Ich weiß wohl, daß ihnen zur völligen Deutlichkeit noch verſchiedenes fehlet. Wenn ihr euch alſo jetzo von andern Dingen unterhaltet, ſo mag es gut ſeyn; redet ihr aber von der Materie, die wir vorhaben, ſo entdecket uns immer eure Einwürfe und Zweifel, damit wir ſie gemeinſchaftlich unterſuchen, und entweder heben, oder ſelbſt mit zweifeln mögen. **Simmias** ſprach: Ich muß dir geſtehen, **Sokrates**! daß wir beide Einwürfe zu machen haben, und uns ſchon lange einer den andern antreiben, ſie vorzubringen, weil beide gerne deine Widerlegung hören möchten, ein jeder aber ſich ſcheuet, dir bey jetziger Widerwärtigkeit beſchwerlich zu fallen. Als **Sokrates** dieſes hörete, lächelte er, und ſprach: Ey! wie ſchwer, o **Simmias**! werde ich andere Menſchen bereden können, daß ich meine Umſtände für ſo mißlich nicht halte, da ihr mir es noch immer nicht glau-

ben

ben könnet, und beſorget, ich möchte jetzt unmuthiger und verdrießlicher ſeyn, als ich vormals geweſen bin. Man ſaget von den Schwänen, daß ſie, nahe an ihrem Ende, lieblicher ſingen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn dieſe Vögel, wie es heißt, dem Apoll geheiliget ſind, ſo würde ich ſagen, daß ihr Gott ſie in der Todesſtunde einen Vorſchmack von der Seeligkeit jenes Lebens empfinden läßt, und daß ſie ſich an dieſem Gefühl ergetzen, und ſingen. Mit mir verhält es ſich eben ſo. Ich bin ein Prieſter dieſes Gottes: und in Wahrheit! er hat meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seeligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich, nahe an meinem Tode, weit heiterer ſeyn läßt, als in meinem ganzen Leben. Eröffnet mir alſo ohne Bedenken eure Zweifel und Einwürfe. Fraget, was ihr zu fragen habt, ſo lange es die eilf Männer noch erlauben. — Gut! erwiederte Simmias, ich werde alſo den Anfang machen, und Cebes mag folgen. Ich habe nur noch eine einzige Erinnerung voraus zu ſchicken: Wenn ich Zweifel wider die Unſterblichkeit der Seele errege, ſo geſchieht es nicht wider die Wahrheit dieſer Lehre, ſondern wider ihre vernunftmäßige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen du, o Sokrates! gewählt haſt, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Im übrigen nehme ich dieſe troſtvolle Lehre von ganzem Herzen nicht nur ſo an, wie du ſie uns vorgetragen, ſondern ſo, wie ſie

uns von den älteſten Weiſen iſt überliefert worden, einige Verfälſchungen ausgenommen, die von den Dichtern und Fabelerfindern hinzugethan worden ſind. Wo unſere Seele keinen Grund der Gewißheit findet, da trauet ſie ſich den beruhigenden Meynungen, wie Fahrzeugen auf dem bodenloſen Meere, an, die ſie bey heiterm Himmel ſicher durch die Wellen dieſes Lebens hindurch führen. Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unſterblichkeit und von der Vergeltung nach unſerm Tode nicht widerſprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten ſich erheben zu ſehen, ohne alles, was ich je für wahr und gut gehalten, ſeiner Zuverläſſigkeit beraubt zu ſehen. Iſt unſere Seele ſterblich, ſo iſt die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geſchickt hat, uns Elende zu hintergehen; ſo fehlet der Tugend aller Glanz, der ſie unſern Augen göttlich macht; ſo iſt das Schöne und Erhabene, das Sittliche ſo wohl als das Phyſiſche, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheiten (denn nichts vergängliches kann den ſchwächſten Stral göttlicher Vollkommenheit faſſen); ſo ſind wir, wie das Vieh, hieher geſetzt worden, Futter zu ſuchen und zu ſterben; ſo wird es in wenigen Tagen gleich viel ſeyn, ob ich eine Zierde, oder Schande der Schöpfung geweſen, ob ich mich bemühet, die Anzahl der Glückſeligen, oder der Elenden zu vermehren; ſo hat der verworfenſte Sterbliche ſo gar die Macht, ſich der Herrſchaft Gottes zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflöſen, welches

den Menſchen mit Gott verbindet. Iſt unſer Geiſt vergänglich, ſo haben die weiſeſten Geſetzgeber und Stifter der menſchlichen Geſellſchaften uns oder ſich ſelbſt betrogen; ſo hat das geſamte menſchliche Geſchlecht ſich gleichſam verabredet, eine Unwahrheit zu hegen, und die Betrüger zu verehren, die ſolche erdacht haben; ſo iſt ein Staat freyer, denkender Weſen nicht mehr, als eine Heerde vernunftloſes Viehes, und der Menſch — ich entſetze mich, ihn in dieſer Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unſterblichkeit beraubt, iſt dieſes Wundergeſchöpfe das elendeſte Thier auf Erden, das zu ſeinem Unglücke über ſeinen Zuſtand nachdenken, den Tod fürchten, und verzweifeln muß. Nicht der allgütige Gott, der ſich an der Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe ergetzt, ein ſchadenfrohes Weſen müßte ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angſt ſich meiner Seele bemeiſtert, wenn ich mich an die Stelle der Elenden ſetze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen. Wenn ſie der Freundſchaft genießen, wenn ſie die Wahrheit erkennen, wenn ſie die Tugend ausüben, wenn ſie den Schöpfer verehren, wenn ſie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen: ſo ſteiget der ſchreckliche Gedanke der Zernichtung, wie ein Geſpenſt, in ihrer Seele empor, und verwandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung. Ein

Hauch,

Hauch, der ausbleibt, ein Pulsſchlag, der ſtill ſtehet, beraubt ſie aller dieſer Herrlichkeiten: das Gott verehrende Weſen wird Staub, Moder und Verweſung. Ich danke den Göttern, daß ſie mich von dieſer Furcht befreyet, die alle Wollüſte meines Lebens mit Skorpionenſtichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menſchen, und von dem Verhältniſſe, in welchem er mit Gott ſtehet, laſſen mir keinen Zweifel mehr über ſeine Beſtimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löſet alle dieſe Schwierigkeiten auf, und bringet die Wahrheiten, von welchen wir auf ſo mancherley Weiſe überzeuget ſind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertiget die Gottheit, ſetzet die Tugend in ihren Adel ein, giebt der Schönheit ihren Glanz, der Wolluſt ihre Reizung, verſüßet das Elend, und macht ſelbſt die Plagen dieſes Lebens in unſern Augen verehrenswerth: indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieſelben veranlaſſet werden. Eine Lehre, die mit ſo vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie ſtehet, und durch welche wir ſo ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben ſehen, findet uns ſehr geneigt, ſie anzunehmen; bedarf beynahe keines fernern Beweiſes. Denn wenn gleich von dieſen Gründen, einzeln genommen, vielleicht keiner den höchſten Grad der Gewißheit mit ſich führet: ſo überzeugen ſie uns doch, zuſammen-

genommen, mit einer ſo ſiegenden Gewalt, daß ſie uns völlig beruhigen, und alle unſere Zweifel aus dem Felde ſchlagen. Allein, mein lieber Sokrates! die Schwierigkeit iſt, alle dieſe Gründe, ſo oft wir es wünſchen, mit der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig zu haben, um ihre Harmonie mit Einleuchtung zu überſchauen. Wir ſind zu allen Zeiten, und in allen Umſtänden dieſes Lebens, ihres Beyſtandes benöthiget; aber nicht alle Zeiten, nicht alle Umſtände dieſes Lebens vergönnen uns die Ruhe und Beſonnenheit der Seele, uns aller dieſer Gründe lebhaft zu erinnern, und die Kraft der Wahrheit zu fühlen, die ihrem Zuſammenhange eingeflochten iſt. So oft wir uns einen Theil derſelben entweder gar nicht, oder nicht mit der erforderlichen Lebhaftigkeit vorſtellen, ſo verlieret die Wahrheit von ihrer Stärke, und unſere Seelenruhe iſt in Gefahr. Wenn aber jener Weg, den du, o **Sokrates**! einſchlägſt, uns durch eine einfache Reihe von unumſtößlichen Gründen zur Wahrheit führet: ſo können wir hoffen, uns des Beweisthums zu verſichern, und ihn zu allen Zeiten in unſerer Gewalt zu haben. Eine Kette deutlicher Schlüſſe läßt ſich leichter in die Gedanken zurück bringen, als jene Uebereinſtimmung der Wahrheiten, die gewiſſermaßen ihre eigene Gemüthsbeſchaffenheit erfodert. Aus dieſer Urſache trage ich kein Bedenken, dir alle die Zweifel entgegen zu ſetzen, die der entſchloſſenſte Leugner der Unſterblichkeit vorbringen könnte. Wo

ich

ich dich recht verſtanden habe, ſo war dein Beweis etwa folgender: Seele und Körper ſtehen in der genaueſten Verbindung; dieſer wird allmählig in ſeine Theile aufgelöſet, jene muß entweder vernichtet werden, oder Vorſtellungen haben. Durch natürliche Kräfte kann nichts zernichtet werden; daher kann unſere Seele, natürlicher Weiſe, niemals aufhören Begriffe zu haben. Wie aber, mein lieber Sokrates! wenn ich durch ähnliche Gründe bewieſe, daß die Harmonie fortdauren müſſe, wenn man auch die Leyer zerbräche, oder daß die Symmetrie eines Gebäudes noch vorhanden ſeyn müſſe, wenn auch alle Steine von einander geriſſen, und zu Staub zermalmet werden ſollten? Die Harmonie ſo wohl, als die Symmetrie, würde ich ſagen, iſt etwas: nicht? Man würde mir dieſes nicht leugnen; jene ſtehet mit der Leyer und dieſe mit dem Gebäude in genauer Verbindung: auch dieſes müßte man zugeben. Vergleichet die Leyer oder das Gebäude mit dem Körper, und die Harmonie oder Symmetrie mit der Seele: ſo haben wir erwieſen, daß das Saitenſpiel länger dauren müſſe, als die Saiten, das Ebenmaß länger, als das Gebäude. Nun iſt dieſes in Abſicht auf die Harmonie und Symmetrie höchſt ungereimt; denn da ſie die Art und Weiſe der Zuſammenſetzung andeuten: ſo können ſie nicht länger dauren, als die Zuſammenſetzung ſelbſt.

ligkeit antritt. Nur wer in ſeinem Leben Götter und Menſchen beleidiget, wer ſich in viehiſcher Wolluſt herumgewälzt, wer der vergötterten Ehre Menſchenopfer geſchlachtet, und an andrer Elend ſein Ergetzen gefunden, der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank ſey der Gottheit! mir keine von dieſen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer geſucht, und die Tugend über alles geliebt habe: ſo freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Lichte zu genießen, wornach ich in dieſer Finſterniß geſtrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen, und wenn ſie euch überzeugen, ſo ſegnet meine Reiſe, und lebet ſo, daß euch der Tod dereinſt abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen ſchleppe. Vielleicht führet uns die Gottheit dereinſt in verklärter Freundſchaft einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

Ende des erſten Geſprächs.

Zwey-

Zweytes Geſpräch.

Unſer Lehrer hatte ausgeredet, und gieng, wie in Gedanken vertieft, im Zimmer auf und nieder; wir ſaßen alle und ſchwiegen, und dachten der Sache nach. Nur **Cebes** und **Simmias** ſprachen leiſe mit einander. **Sokrates** ſahe ſich um, und fragte: Warum ſo leiſe? meine Freunde! Sollen wir nicht erfahren, was an den vorgebrachten Vernunftgründen zu verbeſſern ſey? Ich weiß wohl, daß ihnen zur völligen Deutlichkeit noch verſchiedenes fehlet. Wenn ihr euch alſo jetzo von andern Dingen unterhaltet, ſo mag es gut ſeyn; redet ihr aber von der Materie, die wir vorhaben, ſo entdecket uns immer eure Einwürfe und Zweifel, damit wir ſie gemeinſchaftlich unterſuchen, und entweder heben, oder ſelbſt mit zweifeln mögen. **Simmias** ſprach: Ich muß dir geſtehen, **Sokrates**! daß wir beide Einwürfe zu machen haben, und uns ſchon lange einer den andern antreiben, ſie vorzubringen, weil beide gerne deine Widerlegung hören möchten, ein jeder aber ſich ſcheuet, dir bey jetziger Widerwärtigkeit beſchwerlich zu fallen. Als **Sokrates** dieſes hörete, lächelte er, und ſprach: Ey! wie ſchwer, o **Simmias**! werde ich andere Menſchen bereden können, daß ich meine Umſtände für ſo mißlich nicht halte, da ihr mir es noch immer nicht glauben

ben könnet, und beſorget, ich möchte jetzt unmuthiger und verdrießlicher ſeyn, als ich vormals geweſen bin. Man ſaget von den Schwänen, daß ſie, nahe an ihrem Ende, lieblicher ſingen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn dieſe Vögel, wie es heißt, dem Apoll geheiliget ſind, ſo würde ich ſagen, daß ihr Gott ſie in der Todesſtunde einen Vorſchmack von der Seeligkeit jenes Lebens empfinden läßt, und daß ſie ſich an dieſem Gefühl ergetzen, und ſingen. Mit mir verhält es ſich eben ſo. Ich bin ein Prieſter dieſes Gottes: und in Wahrheit! er hat meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seeligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich, nahe an meinem Tode, weit heiterer ſeyn läßt, als in meinem ganzen Leben. Eröffnet mir alſo ohne Bedenken eure Zweifel und Einwürfe. Fraget, was ihr zu fragen habt, ſo lange es die eilf Männer noch erlauben. — Gut! erwiederte Simmias, ich werde alſo den Anfang machen, und Cebes mag folgen. Ich habe nur noch eine einzige Erinnerung voraus zu ſchicken: Wenn ich Zweifel wider die Unſterblichkeit der Seele errege, ſo geſchieht es nicht wider die Wahrheit dieſer Lehre, ſondern wider ihre vernunftmäßige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen du, o Sokrates! gewählt haſt, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Im übrigen nehme ich dieſe troſtvolle Lehre von ganzem Herzen nicht nur ſo an, wie du ſie uns vorgetragen, ſondern ſo, wie ſie

uns von den älteſten Weiſen iſt überliefert worden, einige Verfälſchungen ausgenommen, die von den Dichtern und Fabelerſindern hinzugethan worden ſind. Wo unſere Seele keinen Grund der Gewißheit findet, da trauet ſie ſich den beruhigenden Meynungen, wie Fahrzeugen auf dem bodenloſen Meere, an, die ſie bey heiterm Himmel ſicher durch die Wellen dieſes Lebens hindurch führen. Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unſterblichkeit und von der Vergeltung nach unſerm Tode nicht widerſprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten ſich erheben zu ſehen, ohne alles, was ich je für wahr und gut gehalten, ſeiner Zuverläſſigkeit beraubt zu ſehen. Iſt unſere Seele ſterblich, ſo iſt die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geſchickt hat, uns Elende zu hintergehen; ſo fehlet der Tugend aller Glanz, der ſie unſern Augen göttlich macht; ſo iſt das Schöne und Erhabene, das Sittliche ſo wohl als das Phyſiſche, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheiten (denn nichts vergängliches kann den ſchwächſten Stral göttlicher Vollkommenheit faſſen); ſo ſind wir, wie das Vieh, hieher geſetzt worden, Futter zu ſuchen und zu ſterben; ſo wird es in wenigen Tagen gleich viel ſeyn, ob ich eine Zierde, oder Schande der Schöpfung geweſen, ob ich mich bemühet, die Anzahl der Glückſeligen, oder der Elenden zu vermehren; ſo hat der verworfenſte Sterbliche ſo gar die Macht, ſich der Herrſchaft Gottes zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflöſen, welches

den Menſchen mit Gott verbindet. Iſt unſer Geiſt vergänglich, ſo haben die weiſeſten Geſetzgeber und Stifter der menſchlichen Geſellſchaften uns oder ſich ſelbſt betrogen; ſo hat das geſamte menſchliche Geſchlecht ſich gleichſam verabredet, eine Unwahrheit zu hegen, und die Betrüger zu verehren, die ſolche erdacht haben; ſo iſt ein Staat freyer, denkender Weſen nicht mehr, als eine Heerde vernunftloſes Viehes, und der Menſch — ich entſetze mich, ihn in dieſer Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unſterblichkeit beraubt, iſt dieſes Wundergeſchöpfe das elendeſte Thier auf Erden, das zu ſeinem Unglücke über ſeinen Zuſtand nachdenken, den Tod fürchten, und verzweifeln muß. Nicht der allgütige Gott, der ſich an der Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe ergetzt, ein ſchadenfrohes Weſen müßte ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angſt ſich meiner Seele bemeiſtert, wenn ich mich an die Stelle der Elenden ſetze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen. Wenn ſie der Freundſchaft genießen, wenn ſie die Wahrheit erkennen, wenn ſie die Tugend ausüben, wenn ſie den Schöpfer verehren, wenn ſie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen: ſo ſteiget der ſchreckliche Gedanke der Zernichtung, wie ein Geſpenſt, in ihrer Seele empor, und verwandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung. Ein

Hauch,

Hauch, der ausbleibt, ein Pulsſchlag, der ſtill ſtehet, beraubt ſie aller dieſer Herrlichkeiten: das Gott verehrende Weſen wird Staub, Moder und Verweſung. Ich danke den Göttern, daß ſie mich von dieſer Furcht befreyet, die alle Wollüſte meines Lebens mit Skorpionenſtichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menſchen, und von dem Verhältniſſe, in welchem er mit Gott ſtehet, laſſen mir keinen Zweifel mehr über ſeine Beſtimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löſet alle dieſe Schwierigkeiten auf, und bringet die Wahrheiten, von welchen wir auf ſo mancherley Weiſe überzeuget ſind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertiget die Gottheit, ſetzet die Tugend in ihren Adel ein, giebt der Schönheit ihren Glanz, der Wolluſt ihre Reizung, verſüßet das Elend, und macht ſelbſt die Plagen dieſes Lebens in unſern Augen verehrenswerth: indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieſelben veranlaſſet werden. Eine Lehre, die mit ſo vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie ſtehet, und durch welche wir ſo ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben ſehen, findet uns ſehr geneigt, ſie anzunehmen; bedarf beynahe keines fernern Beweiſes. Denn wenn gleich von dieſen Gründen, einzeln genommen, vielleicht keiner den höchſten Grad der Gewißheit mit ſich führet: ſo überzeugen ſie uns doch, zuſammen-

ge-

genommen, mit einer ſo ſiegenden Gewalt, daß ſie uns völlig beruhigen, und alle unſere Zweifel aus dem Felde ſchlagen. Allein, mein lieber Sokrates! die Schwierigkeit iſt, alle dieſe Gründe, ſo oft wir es wünſchen, mit der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig zu haben, um ihre Harmonie mit Einleuchtung zu überſchauen. Wir ſind zu allen Zeiten, und in allen Umſtänden dieſes Lebens, ihres Beyſtandes benöthiget; aber nicht alle Zeiten, nicht alle Umſtände dieſes Lebens vergönnen uns die Ruhe und Beſonnenheit der Seele, uns aller dieſer Gründe lebhaft zu erinnern, und die Kraft der Wahrheit zu fühlen, die ihrem Zuſammenhange eingeflochten iſt. So oft wir uns einen Theil derſelben entweder gar nicht, oder nicht mit der erforderlichen Lebhaftigkeit vorſtellen, ſo verlieret die Wahrheit von ihrer Stärke, und unſere Seelenruhe iſt in Gefahr. Wenn aber jener Weg, den du, o **Sokrates**! einſchlägſt, uns durch eine einfache Reihe von unumſtößlichen Gründen zur Wahrheit führet: ſo können wir hoffen, uns des Beweisthums zu verſichern, und ihn zu allen Zeiten in unſerer Gewalt zu haben. Eine Kette deutlicher Schlüſſe läßt ſich leichter in die Gedanken zurück bringen, als jene Uebereinſtimmung der Wahrheiten, die gewiſſermaßen ihre eigene Gemüthsbeſchaffenheit erfodert. Aus dieſer Urſache trage ich kein Bedenken, dir alle die Zweifel entgegen zu ſetzen, die der entſchloſſenſte Leugner der Unſterblichkeit vorbringen könnte. Wo

ich dich recht verſtanden habe, ſo war dein Beweis etwa folgender: Seele und Körper ſtehen in der genaueſten Verbindung; dieſer wird allmählig in ſeine Theile aufgelöſet, jene muß entweder vernichtet werden, oder Vorſtellungen haben. Durch natürliche Kräfte kann nichts zernichtet werden; daher kann unſere Seele, natürlicher Weiſe, niemals aufhören Begriffe zu haben. Wie aber, mein lieber Sokrates! wenn ich durch ähnliche Gründe bewieſe, daß die Harmonie fortdauren müſſe, wenn man auch die Leyer zerbräche, oder daß die Symmetrie eines Gebäudes noch vorhanden ſeyn müſſe, wenn auch alle Steine von einander geriſſen, und zu Staub zermalmet werden ſollten? Die Harmonie ſo wohl, als die Symmetrie, würde ich ſagen, iſt etwas: nicht? Man würde mir dieſes nicht leugnen; jene ſtehet mit der Leyer und dieſe mit dem Gebäude in genauer Verbindung: auch dieſes müßte man zugeben. Vergleichet die Leyer oder das Gebäude mit dem Körper, und die Harmonie oder Symmetrie mit der Seele: ſo haben wir erwieſen, daß das Saitenſpiel länger dauren müſſe, als die Saiten, das Ebenmaß länger, als das Gebäude. Nun iſt dieſes in Abſicht auf die Harmonie und Symmetrie höchſt ungereimt; denn da ſie die Art und Weiſe der Zuſammenſetzung andeuten: ſo können ſie nicht länger dauren, als die Zuſammenſetzung ſelbſt.

Ein Gleiches läßt ſich von der Geſundheit behaupten: Sie iſt eine Eigenſchaft des gegliederten Körpers, und nirgends anders anzutreffen, als wo die Verrichtungen dieſer Glieder zur Erhaltung des Ganzen abzielen; ſie iſt ein Eigenthum des Zuſammengeſetzten, und verſchwindet, wenn das Zuſammengeſetzte in ſeine Theile aufgelöſet wird. Mit dem Leben hat es wahrſcheinlicher Weiſe eine ähnliche Bewandniß. Das Leben einer Pflanze höret auf, ſo bald die Bewegungen in den Theilen derſelben zur Auflöſung des Ganzen abzielen. Das Thier hat vor der Pflanze die Gliedmaßen der Sinne und die Empfindung, und endlich der Menſch die Vernunft voraus. Vielleicht iſt dieſe Empfindung in den Thieren, und ſelbſt die Vernunft des Menſchen, nichts als Eigenſchaften des Zuſammengeſetzten, ſo wie Leben, Geſundheit, Harmonie, u. ſ. w. die ihrer Natur und Beſchaffenheit nach nicht länger dauren können, als die Zuſammenſetzungen, von denen ſie unzertrennlich ſind. Reichet die Kunſt des Baues hin, Pflanzen und Thieren Leben und Geſundheit zu geben, ſo kann eine höhere Kunſt vielleicht dem Thiere Empfindung, und dem Menſchen Vernunft verleihen. Wir Blödſinnigen begreifen jenes ſo wenig, als dieſes. Des geringſten Blättchens kunſtreiche Bildung überſteigt alle menſchliche Vernunft, enthält Geheimniſſe, die des Fleißes und der Scharfſinnigkeit unſerer ſpäteſten Nachkommen noch ſpotten werden: und wir wollen

vor-

vorſchreiben, was durch die Organiſation erhalten werden kann, und was nicht? Wollen wir der Allmacht oder der Weisheit des Schöpfers Grenzen ſetzen? Eines von beiden, dächte ich, müſſen wir nothwendig, wenn unſere Richtigkeit entſcheiden ſoll, daß die Kunſt des Allmächtigen ſelbſt kein Vermögen zu empfinden und zu denken durch die Bildung der feinſten Materie hervor bringen könne.

Du ſiehſt, mein lieber Sokrates! was deinen Schülern zur völligen unwankenden Ueberzeugung noch fehlet. Iſt die Seele beym Leben etwas, das der Allmächtige außer dem Körper und ſeiner Bildung geſchaffen und mit ihm verbunden hat: ſo hat es ſeine Richtigkeit, daß die Seele auch nach dem Tode fortdauren und Vorſtellungen haben müſſe; allein wer leiſtet für jenes die Gewehr? die Erfahrung ſcheinet vielmehr das Gegentheil auszuſagen. Das Vermögen zu denken wird gebildet mit dem Körper, wächſt mit demſelben, und leidet mit demſelben ähnliche Veränderungen. Jede Krankheit in dem Körper wird von Schwäche, Zerrüttung oder Unvermögen in der Seele begleitet. Vornehmlich ſtehen die Verrichtungen des Gehirns und der Eingeweide in ſo genauer Verbindung mit der Wirkſamkeit des Denkungsvermögens, daß man ſehr geneigt iſt, beide aus einer Quelle herzuleiten, und alſo das Unſichtbare durch das Sichtbare zu erklären; ſo wie man Licht

und Wärme einer einzigen Urſache zuſchreibt, weil ſie in ihren Veränderungen ſo ſehr übereinſtimmen.

Simmias ſchwieg, und Cebes ergriff das Wort. Unſer Freund Simmias, ſprach er, ſcheinet nur das ſicher beſitzen zu wollen, was ihm verſprochen worden, ich aber, mein lieber Sokrates! möchte gern mehr haben, als du uns zugeſagt. Wenn deine Beweiſe auch wider alle Einwürfe geſchützet werden, ſo folget doch nichts mehr aus denſelben, als daß unſere Seele nach dem Hintritt unſers Körpers fortdauret und Vorſtellungen hat; aber wie fortdauret? vielleicht ſo, wie ſie im Schwindel, in einer Ohnmacht, oder im Schlafe fortdauret. Die Seele des Schlafenden muß nicht ganz ohne Begriffe ſeyn; die Gegenſtände umher müſſen durch ſchwächere Eindrücke auf ſeine Sinne wirken, und in ſeiner Seele wenigſtens ſchwache Empfindungen erregen; ſonſt würden ſtärkere und ſtärkere Eindrücke ihn nicht aufwecken können *). Aber was ſind dieſes für Begriffe? Ein dunkles Gefühl ohne Bewußtſeyn, ohne Erinnerung, ein vernunftloſer Zuſtand, in welchem

*) Wenn mächtige Eindrücke lebhafte Empfindungen erregen; ſo müſſen die ſchwächſten ſelbſt nicht ganz ohne Wirkung ſeyn; ſondern Empfindungen veranlaſſen, die nur dem Grade der Lebhaftigkeit nach von jenen unterſchieden ſind.

chem wir uns des Vergangenen nicht erinnern, und deſſen wir uns auch in Zukunft nie wieder beſinnen. Sollte nun unſere Seele mit der Trennung von dem Leibe in eine Art von Schlaf oder Hinbrüten verſinken, und nie wieder aufwachen, was hätten wir durch ihre Fortdauer gewonnen? Ein vernunftloſes Daſeyn iſt von der Unſterblichkeit, die du hoffeſt, noch weiter entfernt, als die Glückſeligkeit der Thiere von der Glückſeligkeit eines Gott erkennenden Geiſtes. Wenn das, was ihm nach dem wiederfähret, uns angehen, und ſchon hienieden Furcht oder Hoffnung in uns erregen ſoll: ſo müſſen wir ſelbſt, die wir uns allhier unſer bewußt ſind, noch in jenem Leben dieſes Selbſtgefühl behalten, und uns des Gegenwärtigen erinnern können. Wir müſſen das, was wir ſeyn werden, mit dem, was wir jeẓt ſind, vergleichen, und darüber urtheilen können. Ja, wo ich dich recht verſtanden, mein lieber Sokrates! ſo erwarteſt du nach dem Tode ein beſſeres Leben, eine gröſſere Erleuchtung des Verſtandes, edlere und erhabnere Bewegungen des Herzens, als dem beglückteſten Sterblichen auf Erden zu Theile worden: worauf gründet ſich dieſe ſchmeichelnde Hoffnung? Der Mangel alles klaren Bewuſtſeyns iſt für unſere Seele, wenigſtens für eine kurze Zeit, ein nicht unmöglicher Zuſtand: hievon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Wie, wenn ein ſolcher nach dem Tode in Ewigkeit fortdauren ſollte?

Zwar haſt du uns vorhin gezeigt, daß alles Veränderliche unaufhörlich verändert werden müſſe, und aus dieſer Lehre leuchtet ein Stral der Hoffnung, daß meine Beſorgniß ungegründet ſey. Denn, wenn die Reihe der Veränderungen, die unſerer Seele bevorſtehen, ins Unendliche fortgehen, ſo iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie nicht beſtimmt ſey, in Ewigkeit fort zu ſinken, und von ihrer göttlichen Schönheit immer mehr und mehr zu verlieren; ſondern daß ſie ſich, wenigſtens mit der Zeit, auch erheben und die Stuffe wieder einnehmen werde, auf welcher ſie ſchon in der Schöpfung geſtanden, nehmlich eine Betrachterinn der Werke Gottes zu ſeyn. Und mehr als einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit braucht es nicht, uns in der Vermuthung zu beſtärken, daß dem Tugendhaften ein beſſeres Leben bevorſtehet. Indeſſen, mein lieber Sokrates! wünſche ich auch dieſen Punkt von dir berühret zu ſehen, weil ich weiß, daß alle Worte, die du heute ſprichſt, ſich tief in meine Seele eingraben, und von unauslöſchlichem Andenken ſeyn werden.

Wir hörten alle aufmerkſam zu, und wie wir uns nachher geſtanden, nicht ohne Unwillen, daß man uns eine Lehre zweifelhaft und ungewiß machte, von welcher wir ſo ſehr überzeugt zu ſeyn glaubten. Nicht nur dieſe Lehre, ſondern alles, was wir wußten und glaubten, ſchien uns damals ungewiß und

ſchwan-

ſchwankend zu werden, da wir ſahen, daß entweder wir die Gabe nicht beſitzen, Wahrheit vom Irrthum zu unterſcheiden, oder daß ſie an und für ſich ſelbſt nicht zu unterſcheiden ſeyn müßten.

Echekrates.

Mich wundert es nicht, mein lieber **Phädon!** daß ihr ſo dachtet: mir ſelbſt ward, indem ich dir zuhörte, nicht anders zu Muthe. Die Gründe des **Sokrates** hatten mich völlig überführt, und ich ſchien verſichert, daß ich ſie niemals würde in Zweifel ziehen können; allein des **Simmias** Einwurf macht mich wieder zweifelhaft, und ich erinnere mich, daß ich vormals eben der Meynung geweſen, daß die Kraft zu denken eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten ſeyn, und ihren Grund in einer feinen Organiſation oder Harmonie der Theile haben könne. Aber ſage mir, lieber **Phädon!** wie hat **Sokrates** dieſe Einwürfe aufgenommen? ward er ſo verdrüßlich darüber, als ihr, oder begegnete er ihnen mit ſeiner gewöhnlichen Sanftmuth? und hat ſeine Antwort euch Gnüge gethan, oder nicht? Ich möchte dieſes alles gern ſo umſtändlich als möglich von dir vernehmen.

Phädon.

Habe ich den **Sokrates** jemals bewundert, mein lieber **Echekrates!** ſo war es gewiß bey dieſer Gelegenheit. Daß er eine Widerlegung in Bereitſchaft

hatte, iſt eben nichts unerwartetes von ihm. Was mir bewundernswürdig ſchien, war erſtlich die Gütigkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth, womit er das Vernünfteln dieſer jungen Leute aufgenommen; ſodann wie ſchnell er gemerkt, was für Eindrücke die Einwürfe auf uns gemacht, wie er uns zu Hülfe eilete, wie er uns gleichſam von der Flucht zurück rief, zur Gegenwehr aufmunterte, und ſelbſt zum Streite anführte.

Echekrates.

Wie war dieſes?

Phädon.

Das will ich dir erzählen. Ich ſaß ihm zur Rechten, neben dem Bette, auf einem niedrigen Seſſel, er aber etwas höher, als ich. Er ergriff mein Haupt, und ſtreichelte mir die Haare, die in den Nacken herunter hangen; wie er denn gewohnt war, zuweilen mit meinen Locken zu ſpielen: Morgen, ſprach er, Phädon! dürfteſt du wohl dieſe Locken auf das Grab eines Freundes ſtreuen. Allem Anſehen nach, erwiederte ich. O! thue es nicht, verſetzte er. Warum denn das? fragte ich. Noch heute, fuhr er fort, müſſen wir beide unſer Haar abſchneiden, wenn unſer ſchönes Lehrgebäude ſo dahin ſtirbt, und wir nicht im Stande ſind, es wieder aufzuwecken. Und wenn ich an deiner Stelle wäre, und man hätte mir eine ſol-

che Lehre zu Grunde gerichtet: ſo würde ich, wie jener Argiver, ein Gelübde thun, nicht eher mein Haupthaar wieder wachſen zu laſſen, bis ich des Simmias und Cebes Gegengründe beſiegt hätte. Man pflegt zu ſagen, ſprach ich: **Herkules ſelbſt richtet wider Zween nichts aus.** So rufe denn, weil es noch helle iſt, mich, deinen Jolaus, zu Hülfe, verſetzte er. Gut! ſprach ich, ich will dich zu Hülfe rufen; aber nicht wie Herkules ſeinen Jolaus, ſondern wie Jolaus den Herkules. Das thut nichts zur Sache, erwiederte er. Vor allen Dingen müſſen wir uns vor einem gewiſſen Fehltritt in acht nehmen. Vor welchem? fragte ich. Daß wir nicht **Vernunfthaſſer** werden, ſprach er, ſo wie gewiſſe Leute **Menſchenhaſſer** werden. Kein größeres Unglück könnte uns wiederfahren! — Der Vernunfthaß und der Menſchenhaß pflegen auf eine ähnliche Weiſe zu entſtehen. Der Menſchenhaß nehmlich entſtehet insgemein, wenn man Anfangs ein blindes Vertrauen in Jemanden ſetzet, und ihn in allen Stücken für einen getreuen, aufrichtigen, und rechtſchaffenen Menſchen hält, ſo dann aber erfähret, daß er weder aufrichtig noch rechtſchaffen ſey; beſonders wenn uns dieſes zu wiederholten malen, und ſo gar in Anſehung derer begegnet, die wir für unſere beſten und vertrauteſten Freunde gehalten. Alsdann wird man mißvergnügt, wirft ſeinen Haß auf alle Menſchen ohne Unterſchied, und trauet Niemanden mehr die mindeſte

Rechtſchaffenheit zu. Haſt du nicht bemerkt, daß es alſo zu gehen pflegt? Sehr oft, antwortete ich. Iſt dieſes aber nicht ſchändlich? und heißt es nicht, ohne die geringſte Einſicht in die menſchliche Natur, von der menſchlichen Geſellſchaft Nutzen haben wollen? Wer nicht ganz ohne Nachdenken iſt, findet hierinn gar leicht die Mittelſtraße, die in der That auch die Wahrheit für ſich hat. Der vollkommen guten oder böſen Menſchen ſind nur ſehr wenige. Die mehreſten halten ungefähr das Mittel zwiſchen beiden Grenzen: — Wie ſagſt du? fragte ich. — So wie etwa, ſprach er, in Anſehung des Größten und Kleinſten, oder der übrigen Eigenſchaften. Was iſt ſeltner, als ein Menſch, Hund oder anderes Geſchöpf, das ſehr groß oder ſehr klein, ſehr ſchnell oder ſehr langſam, außerordentlich ſchön, häßlich, ſchwarz, weiß, u. ſ. w. ſey? Und haſt du nicht auch bemerkt, daß in allen dieſen Dingen das Aeußerſte an beiden Seiten wenig und ſelten, das Mittelmäßige hingegen am allerhäufigſten angetroffen wird? Mich dünkt es, ſprach ich. Meyneſt du nicht, verſetzte er, wenn auf die äußerſte Nichtswürdigkeit ein Preis geſetzt würde, daß ſehr wenige Menſchen denſelben verdienen würden? Wahrſcheinlicher Weiſe, antwortete ich. Höchſt wahrſcheinlicher Weiſe, fuhr er fort. Jedoch in dieſem Puncte findet ſich zwiſchen der Vernunft und zwiſchen dem menſchlichen Geſchlechte vielmehr eine Unähnlichkeit, als eine Aehnlichkeit: und ich bin durch dei-

ne Fragen auf dieſen Abweg verleitet worden. Die Aehnlichkeit iſt aber alsdann zu ſehen, wann Jemand, ohne gehörige Unterſuchung, und ohne Einſicht in die Natur der menſchlichen Vernunft, irgend einen Schluß für wahr und bindig hält, und kurz darauf ihn wiederum unwahr zu finden glaubt, er möchte es nun an und für ſich ſelbſt ſeyn, oder nicht: — vornehmlich wenn dieſes, ſo wie vorhin in Anſehung der Freundſchaft, ſich öfters zugetragen. Alsdann ergehet es ihm, wie jenen berüchtigten Tauſendkünſtlern, die ſo lange was man nur will verfechten und widerlegen, bis ſie ſich einbilden, die Weiſeſten unter den Sterblichen, ja die einzigen zu ſeyn, die da wahrgenommen, daß die Vernunft, ſo wie alle übrigen Dinge auf Erden, nichts Sicheres und Zuverläßiges habe; ſondern daß alles, wie auf dem Euripus, im Meerſtrudel auf und nieder ſchwanke, und keinen Augenblick an ſeiner vorigen Stelle bleibe. Es iſt wahr, ſagte ich. Wie aber, mein lieber Phädon! fuhr er fort: geſetzt, die Wahrheit ſey an und für ſich nicht nur zuverläßig und unveränderlich, ſondern auch dem Menſchen nicht ganz unerforſchlich: und es ließe ſich jemand von dergleichen Vorſpiegelungen von Gründen und Gegengründen, die ſich einander aufheben, dahin verleiten, daß er nicht ſich und ſeiner Unfähigkeit die Schuld gäbe, ſondern aus Unwillen ſie lieber der Vernunft ſelbſt zur Laſt legte, und die übrige Zeit ſeines Lebens alle Vernunftgründe haſſete und verabſcheuete,

ſcheuete, alle Wahrheit und alle Erkenntniß ferne von ſich ſeyn ließe: wäre das Unglück dieſes Menſchen nicht bejammernswerth? Beym Jupiter! antwortete ich, ſehr bejammernswerth. Wir müſſen alſo fürs erſte dieſen Irrthum zu vermeiden, und uns zu überzeugen ſuchen, daß nicht die Wahrheit ſelbſt ungewiß und ſchwankend, ſondern unſer Verſtand öfters zu ſchwach ſey, dieſelbe feſte zu halten, und ſich ihrer zu bemeiſtern; daher wir unſere Kräfte und unſern Muth verdoppeln und immer neue Angriffe wagen müſſen. Wir alle ſind dazu verpflichtet, meine Freunde! Ihr des bevorſtehenden Lebens, und ich des Todes halber; ja, ich habe ſo gar einen Bewegungsgrund dazu, der ziemlich nach gemeiner, unwiſſender Leute Denkungsart mehr rechtſüchtig, als wahrheitliebend ſcheinen dürfte. Wenn dieſe etwas Zweifelhaftes zu unterſuchen haben, ſo bekümmern ſie ſich wenig, wie die Sache an ſich ſelber beſchaffen ſey, wenn ſie nur Recht und ihre Meynungen von den Anweſenden Beyfall erhalten. Ich werde von dieſen Leuten nur in einem Puncte unterſchieden ſeyn. Denn daß ich die Anweſenden von meiner Meynung überführe, iſt bey mir nur eine Nebenabſicht; meine vornehmſte Sorge gehet dahin, mich ſelbſt zu bereden, daß ſie der Wahrheit gemäß ſey, weil ich gar zu großen Vortheil dabey finde. Denn ſiehe, liebſter Freund! ich mache folgenden Schluß: Iſt die Lehre, die ich vortrage, gegründet, ſo thue ich wohl, daß ich mich davon überzeuge;

zeuge; iſt aber den Verſtorbenen keine Hoffnung mehr übrig, ſo gewinne ich wenigſtens dieſes, daß ich meinen Freunden noch vor meinem Tode nicht durch Klagen beſchwerlich falle. Ich ergetze mich zuweilen an dem Gedanken, daß alles, was dem geſammten menſchlichen Geſchlechte wirklichen Troſt und Vortheil bringen würde, wenn es wahr wäre, ſchon deswegen ſehr viel Wahrſcheinlichkeit für ſich habe, daß es wahr ſey. Wenn die Zweifelſüchtigen wider die Lehre von Gott und der Tugend vorwenden, ſie ſey eine bloße politiſche Erfindung, die zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft erdacht worden: ſo möchte ich ihnen allezeit zurufen: O! meine Freunde! erdenket einen Lehrbegriff, welcher der menſchlichen Geſellſchaft ſo unentbehrlich iſt, und ich wette, daß er wahr ſey. Das menſchliche Geſchlecht iſt zur Geſelligkeit, ſo wie jedes Glied zur Glückſeligkeit berufen. Alles, was auf eine allgemeine, ſichere und beſtändige Weiſe zu dieſem Endzwecke führen kann, iſt unſtreitig von dem weiſeſten Urheber aller Dinge als ein Mittel gewählt, und hervorgebracht worden. Dieſe ſchmeichelhafte Vorſtellungen haben ungemein viel Tröſtliches, und zeigen uns das Verhältniß zwiſchen dem Schöpfer und dem Menſchen in dem erquickendſten Lichte: daher ich nichts ſo ſehr wünſche, als mich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen. Jedoch, es wäre nicht gut, wenn meine Unwiſſenheit hierüber noch lange dauren ſollte. Nein! ich werde bald davon befreyet werden. —

In

In dieſer Verfaſſung, **Simmias** und **Cebes**! wende ich mich zu euren Einwürfen. Ihr, meine Freunde! wenn ihr meinem Rathe folgen wollet, ſo ſehet mehr auf die Wahrheit, als auf den **Sokrates**. Findet ihr, daß ich der Wahrheit getreu bleibe, ſo gebt mir Beyfall; wo nicht, ſo widerſetzet euch ohne die geringſte Nachſicht: damit ich nicht, aus gar zu guter Meynung, euch und mich ſelbſt hintergehe, und wie eine Biene, die ihren Stachel zurück läßt, von euch ſcheide. —

Wohlan, meine Freunde! merket auf, und erinnert mich, wo ich etwas von euren Gründen auslaſſen, oder unrichtig vortragen würde. **Simmias** räumet ein, daß unſer Denkungsvermögen entweder für ſich geſchaffen ſeyn, oder durch die Zuſammenſetzung und Bildung des Körpers hervorgebracht werden muß: Nicht? — Richtig! — In dem erſten Falle, wenn die Seele nehmlich als ein für ſich geſchaffenes unkörperliches Ding zu betrachten iſt, billiget er ferner die Reihe von Vernunftſchlüſſen, durch welche wir bewieſen, daß ſie nicht mit dem Körper aufhören, durchaus nicht anders vergehen könne, als durch den allmächtigen Wink ihres Urhebers. Wird dieſes noch zugegeben, oder ſtehet unter euch jemand noch an? — Wir ſtimmten alle willig ein. — Und daß dieſer allgütige Urheber kein Werk ſeiner Hände jemals zernichte: ſo viel ich mich er-

erinnere, hat auch hieran Niemand gezweifelt. — Niemand. — Aber dieſes befürchtet Simmias: Vielleicht iſt unſer Vermögen zu empfinden und zu denken kein für ſich erſchaffenes Weſen; ſondern, wie die Harmonie, wie die Geſundheit, oder wie das Leben der Pflanzen und der Thiere, die Eigenſchaft eines künſtlich gebildeten Körpers: war es nicht dieſes, was du beſorgteſt? — Eben dieſes, mein Sokrates! — Wir wollen ſehen, ſprach er, ob dasjenige, was wir von unſerer Seele wiſſen, und, ſo oft wir wollen, erfahren können, nicht deine Beſorgniß unmöglich machet. Was geſchiehet bey der künſtlichſten Bildung oder Zuſammenſetzung der Dinge? werden da nicht gewiſſe Dinge näher zuſammengebracht, die vorhin von einander entfernet waren? — Allerdings! — Sie ſind vorhin mit andern in Verbindung geweſen, und nunmehr werden ſie unter ſich verbunden, und machen die Beſtandtheile des Ganzen aus, das wir ein Zuſammengeſeztes nennen. — Gut! — Durch dieſe Verbindung der Theile entſtehet erſtlich in der Art und Weiſe, wie dieſe Beſtandtheile neben einander ſind, eine gewiſſe Ordnung, die mehr oder weniger vollkommen iſt. — Richtig! — So dann werden auch die Kräfte und Wirkſamkeiten der Beſtandtheile durch die Zuſammenſetzung mehr oder weniger verwandelt, nachdem ſie durch Wirkung und Gegenwirkung bald gehemmet, bald befördert, und bald in ihrer Richtung verändert

wer-

werden: Nicht? — Es ſcheinet. — Der Urheber einer ſolchen Zuſammenſetzung ſiehet bald einzig und allein auf das Nebeneinanderſeyn der Theile: z. B. bey der Wohlgereimtheit und dem Ebenmaß in der Baukunſt, wo nichts als dieſe Ordnung der Nebeneinanderſeyenden in Betrachtung kömmt; bald hingegen gehet ſeine Abſicht auf die veränderte Wirkſamkeit der Beſtandtheile, und die daraus erfolgte Kraft des Zuſammengeſetzten, wie bey einigen Triebwerken und Maſchinen; ja es giebt dergleichen, wo man deutlich ſiehet, daß der Künſtler ſein Abſehen auf beides, auf die Ordnung der Theile und auf die Abänderung ihrer Wirkſamkeit, zugleich gerichtet hat. — Der menſchliche Künſtler, ſprach Simmias, vielleicht etwas ſelten, aber der Urheber der Natur ſcheinet dieſe Abſichten allezeit auf das allervollkommenſte verbunden zu haben. — Vortreflich, verſetzte Sokrates; jedoch ich verfolge dieſe Nebenbetrachtung nicht weiter. Sage mir nur dieſes, mein Simmias! kann durch die Zuſammenſetzung eine Kraft im Ganzen entſtehen, die nicht in der Wirkſamkeit der Beſtandtheile ihren Grund hat? — Wie meynſt du? mein Sokrates! — Wenn alle Theile der Materie, ohne Wirkung und Widerſtand, in einer todten Ruhe nebeneinander lägen, würde die künſtlichſte Ordnung und Verſetzung derſelben, im Ganzen irgend eine Bewegung, einen Widerſtand, überhaupt eine Kraft hervorbringen können? — Es ſcheinet

net nicht, antwortete Simmias; aus unwirkſamen Theilen kann wohl kein wirkſames Ganzes zuſammengeſetzt werden. — Gut! ſprach er, wir können dieſen Grundſatz alſo annehmen. Allein wir bemerken gleichwohl, daß in dem Ganzen Uebereinſtimmung und Ebenmaß angetroffen werden kann, ob gleich jeder Beſtandtheil für ſich weder Harmonie, noch Ebenmaß hat: wie gehet dieſes zu? Kein einzelner Laut iſt harmoniſch: und gleichwohl machen viele zuſammen eine Harmonie aus. Ein wohlgeordnetes Gebäude kann aus Steinen beſtehen, die weder Ebenmaß noch Regelmäßigkeit haben. Warum kann ich hier aus unharmoniſchen Theilen ein harmoniſches Ganzes, aus regelloſen Theilen ein höchſt regelmäßiges Ganzes zuſammenſetzen? — O! dieſer Unterſchied iſt handgreiflich, verſetzte Simmias, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, Ordnung, u. ſ. w. können, ohne Mannigfaltigkeit, nicht gedacht werden: denn ſie bedeuten das Verhältniß verſchiedener Eindrücke, wie ſie ſich uns, zuſammengenommen, und in Vergleichung gegeneinander, darſtellen. Es gehört alſo zu dieſen Begriffen ein Zuſammennehmen, eine Vergleichung mannigfaltiger Eindrücke, die zuſammen ein Ganzes ausmachen, und ſie können daher den einzelnen Theilen unmöglich zukommen. — Fahre fort, mein lieber Simmias! rief **Sokrates** mit einem innern Wohlgefallen über die Scharfſinnigkeit ſeines Freundes; ſage

uns auch dieſes: Wenn jeder einzelne Laut nicht einen Eindruck in das Gehör machen ſollte, würde aus vielen wohl eine Harmonie entſtehen können? — Unmöglich! — So auch mit dem Ebenmaße: Jeder Theil muß in das Auge wirken, wenn aus vielen das, was wir Ebenmaß nennen, entſtehen ſoll. — Nothwendiger Weiſe. — Wir ſehen alſo auch hier, daß im Ganzen keine Wirkſamkeit entſtehen kann, wovon der Grund nicht in den Beſtandtheilen anzutreffen, und daß alles übrige, was aus den Eigenſchaften der Elemente und Beſtandtheile nicht fließt, wie die Ordnung, Symmetrie, u. ſ. w. einzig und allein in der Art der Zuſammenſetzung zu ſuchen ſey. Sind wir von dieſem Satze überzeugt? meine Freunde! — Vollkommen. — Es kömmt alſo bey jeder, auch der allerkünſtlichſten Zuſammenſetzung der Dinge, zweyerley zu betrachten vor: erſtlich, die Folge und Ordnung der Beſtandtheile in der Zeit oder im Raume; ſodann, die Verbindung der urſprünglichen Kräfte, und die Art und Weiſe, wie ſie ſich im Zuſammengeſetzten äußern. Durch die Anordnung und Lage der Theile werden zwar die Wirkungen der einfachen Kräfte eingeſchränkt, beſtimmt und abgeändert, aber niemals kann durch die Zuſammenſetzung eine Kraft oder Wirkſamkeit erhalten werden, deren Urſprung nicht in den Grundtheilen zu ſuchen iſt. Ich verweile mich hier ein wenig bey dieſen ſubtilen Grundbetrachtungen, meine Freunde! wie ein Wettläufer,

der zu verſchiedenen malen anſetzt, um alsdann mit vermehrtem Triebe fortzueilen, ſich um das Ziel herum zu ſchwenken, und, wenn ihm die Götter Glück und Ruhm beſchieden, den Sieg davon zu tragen. Erwäge es mit mir, mein lieber Simmias! wenn unſer Vermögen zu empfinden und zu denken kein für ſich erſchaffenes Weſen, ſondern eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten ſeyn ſoll: muß es nicht entweder, wie Harmonie und Ebenmaß, aus einer gewiſſen Lage und Ordnung der Theile erfolgen, oder, wie die Kraft des Zuſammengeſetzten, ſeinen Urſprung in der Wirkſamkeit der Beſtandtheile haben? — Allerdings, da, wie wir geſehen, kein Drittes ſich gedenken läßt. — In Anſehung der Harmonie haben wir geſehen, daß z. B. jeder einzelne Laut nichts Harmoniſches hat, und die Uebereinſtimmung bloß in Gegeneinanderhaltung und Vergleichung verſchiedener Laute beſtehe: Nicht? — Richtig! — Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Symmetrie und Regelmäßigkeit eines Gebäudes: ſie beſtehet in der Zuſammenfaſſung und Vergleichung vieler einzelnen unregelmäßigen Theile. Dieſes iſt nicht zu läugnen. Aber dieſe Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, iſt ſie wohl etwas anders, als die Wirkung des Denkungsvermögens? und wird ſie, außer dem denkenden Weſen, irgendwo in der Natur anzutreffen ſeyn? — Simmias wußte nicht, was er hierauf antworten ſollte. — In der undenkenden Natur, fuhr So-

krates fort, folgen einzelne Laute, einzelne Steine auf und neben einander. Wo iſt hier Harmonie, Symmetrie, oder Regelmäßigkeit? Wenn kein denkendes Weſen hinzukömmt, das die mannigfaltigen Theile zuſammennimmt, gegeneinander hält, und in dieſer Vergleichung eine Uebereinſtimmung wahrnimmt, ſo weiß ich ſie nirgend zu finden; oder weißt du, mein lieber Simmias! in der ſeelenloſen Natur ihre Spur aufzuſuchen? — Ich muß mein Unvermögen bekennen, war ſeine Antwort, ob ich gleich merke, wohin dieſes abzielet. — Eine glückliche Vorbedeutung! rief Sokrates, wenn den Gegner ſelbſt ſeine Niederlage ahndet. Antworte mir indeſſen unverdroſſen, mein Freund! denn du haſt keinen geringen Theil an dem Siege, den wir über dich ſelbſt zu erhalten hoffen: Kann der Urſprung einer Sache aus ihren eignen Wirkungen erkläret werden? — Auf keinerley Weiſe. — Ordnung, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, überhaupt alle Verhältniſſe, die ein Zuſammennehmen und Gegeneinanderhalten des Mannigfaltigen erfodern, ſind Wirkungen des Denkungsvermögens. Ohne Hinzuthun des denkenden Weſens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannigfaltigen Theile iſt das regelmäßigſte Gebäude ein bloßer Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmoniſcher, als das Aechzen der Nachteule. Ja ohne dieſe Wirkung giebt es in der Natur kein Ganzes, das aus

vielen

vielen außer einander ſeyenden Theilen beſtehet; denn dieſe Theile haben ein jedes ſein eignes Daſeyn, und ſie müſſen gegen einander gehalten, verglichen, und in Verbindung betrachtet werden, wenn ſie ein Ganzes ausmachen ſollen. Das denkende Vermögen, und dieſes allein in der ganzen Natur, iſt fähig, durch eine innerliche Thätigkeit Vergleichungen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen: daher der Urſprung alles Zuſammengeſetzten, der Zahlen, Größen, Symmetrie, Harmonie u. ſ. w. in ſo weit ſie ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten erfordern, einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu ſuchen ſeyn muß. Und da dieſes zugegeben wird, ſo kann ja dieſes Denkungsvermögen ſelbſt, die Urſache aller Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, unmöglich aus dieſen ihren eigenen Verrichtungen entſpringen, unmöglich in einer Verhältniß, Harmonie, Symmetrie, unmöglich in einem Ganzen beſtehen, das aus außereinander ſeyenden Theilen zuſammengeſetzt iſt: denn alle dieſe Dinge ſetzen die Wirkungen und Verrichtungen des denkenden Weſens voraus, und können nicht anders, als durch dieſelben, wirklich werden. — Dieſes iſt ſehr deutlich, verſetzte Simmias. — Da ein jedes Ganzes, das aus Theilen, die außer einander ſind, beſtehet, ein Zuſammennehmen und Vergleichen dieſer Theile zum voraus ſetzet, dieſes Zuſammennehmen und Vergleichen aber die Verrichtung eines Vor-

ſtellungsvermögens ſeyn muß: ſo kann ich den Urſprung dieſes Vorſtellungsvermögens ſelbſt nicht in ein Ganzes ſetzen, das aus ſolchen auseinanderſeyenden Theilen beſtehet, ohne eine Sache durch ihre eigenen Verrichtungen entſtehen zu laſſen. Und eine ſolche Ungereimtheit haben die Fabeldichter ſelbſt, ſo viel ich weiß, noch niemals gewagt. Niemand hat noch den Urſprung einer Flöte in das Zuſammenſtimmen ihrer Töne, oder den Urſprung des Sonnenlichts in den Regenbogen geſetzt. — Wie ich vermerke, mein lieber **Sokrates**! iſt nunmehro auch der Ueberreſt unſers Zweifels dahin. — Er verdienet indeſſen beſonders erwogen zu werden, erwiederte jener, wenn ich anders durch dieſe dornigten Unterſuchungen eure Geduld nicht ermüde. Wage es immer, Freund! rief ihm **Kriton** zu, auch die Geduld dieſer auf die Probe zu ſetzen. Du haſt der meinigen wenigſtens nicht geſchonet, als ich auf die Ausführung eines Vorſchlages drang ; ; Nichts von einer Sache, fiel ihm **Sokrates** in das Wort, die nunmehr ihre zuverläßige Richtigkeit hat. Wir haben hier Dinge zu unterſuchen, die noch dem Zweifel unterworfen zu ſeyn ſcheinen. Zwar dieſes nicht mehr, daß unſer Vermögen zu empfinden und zu denken in der Lage, Bildung, Ordnung und Harmonie körperlicher Beſtandtheile zu ſuchen ſeyn ſollte: dieſes haben wir, ohne weder der Allmacht noch der Weisheit Gottes zu nahe zu treten, als unmöglich

ver:

verworfen. Aber vielleicht iſt dieſes denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zuſammengeſetzten, wie die Kraft der Bewegung, der Ausdehnung, des Zuſammenhängens u. ſ. w. die von der Lage und Bildung der Theile weſentlich unterſchieden, und dennoch nirgend anders, als im Zuſammengeſetzten, anzutreffen ſind? Iſt dieſes nicht der einzige Ueberreſt des Zweifels, den wir beſtreiten? mein werther **Simmias**! — Richtig! — Wir wollen alſo dieſen Fall ſetzen, fuhr **Sokrates** fort, und annehmen, unſere Seele ſey eine **Wirkſamkeit** des Zuſammengeſetzten. Wir haben gefunden, daß alle Wirkſamkeiten des Zuſammengeſetzten aus den Kräften der Beſtandtheile fließen müſſen: werden alſo, nach unſerer Vorausſetzung, die Beſtandtheile des denkenden Körpers nicht Kräfte haben müſſen, aus denen im Zuſammengeſetzten das Vermögen zu denken **reſultiret**? — Allerdings! — Aber die Kräfte dieſer Beſtandtheile, von welcher Natur und Beſchaffenheit wollen wir ſie annehmen? ſollen ſie der denkenden Thätigkeit ähnlich oder unähnlich ſeyn? — Dieſe Frage begreife ich nicht recht, war **Simmias** Antwort. — Eine einzelne Sylbe, ſprach **Sokrates**, hat mit der ganzen Rede dieſes gemein, daß ſie vernehmlich iſt; aber die ganze Rede hat einen Verſtand, die Sylbe keinen: Nicht? — Richtig! — Indem alſo nur jede Sylbe ein zwar vernehmliches, aber verſtandleeres Gefühl erregt, ſo entſpringet aus

ihrem Innbegriffe dennoch ein verſtändiger Sinn, der auf unſere Seele wirkt. Allhier entſpringet die Wirkſamkeit des Ganzen aus den Kräften der Theile, die ihnen unähnlich ſind. — Dieſes läßt ſich begreifen. — In Anſehung der Harmonie, Ordnung und Schönheit haben wir ein gleiches wahrgenommen. Das Wohlgefallen, das ſie in der Seele wirken, entſpringet aus den Eindrücken der Beſtandtheile, deren jeder weder Wohlgefallen noch Mißfallen erregen kann. — Gut! — Abermals ein Beyſpiel, daß die Thätigkeit des Ganzen aus Kräften der Beſtandtheile, die ihnen unähnlich ſind, entſpringen könne. — Ich gebe es zu. — Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht zu weit gehe, mein Freund! aber ich ſtelle mir vor, alle Thätigkeiten körperlicher Dinge können aus ſolchen Kräften des Urſtoffs entſpringen, die ihnen ganz unähnlich ſind. Die Farbe z. B. kann vielleicht in ſolche Eindrücke aufgelöſet werden, die nichts gefärbtes haben, und die Bewegung ſelbſt entſpringet vielleicht aus urſprünglichen Kräften, die nichts weniger als Bewegung ſind. — Dieſes würde einen Beweis erfodern, ſprach Simmias. — Es iſt aber vorjetzt nicht nöthig, daß wir uns hierbey aufhalten, ſprach jener; es iſt genug, daß ich durch Beyſpiele erläutert, was ich unter den Worten verſtehe: die Wirkſamkeit des Ganzen könne aus Kräften der Beſtandtheile, die ihnen unähnlich ſind, entſpringen. Iſt dieſes nunmehro

mehro deutlich? — Vollkommen! — Nach unſerer Vorausſetzung alſo würden die Kräfte der Beſtandtheile entweder ſelbſt Vorſtellungskräfte, und alſo der Kraft des Ganzen, die aus ihnen entſpringen ſoll, ähnlich, oder von einer ganz andern Beſchaffenheit, und daher unähnlich ſeyn. Giebt es ein Drittes? Unmöglich! — Antworte mir aber auch auf dieſes, mein Lieber! Wenn aus einfachen Kräften eine von ihnen verſchiedene Kraft im Zuſammengeſetzten entſpringen ſoll, wo kann dieſe Verſchiedenheit anzutreffen ſeyn? Außer dem denkenden Weſen ſind die Kräfte des Ganzen nichts anders, als die einzelnen Kräfte der einfachen Beſtandtheile, wie ſie ſich durch Wirkungen und Gegenwirkungen einander abändern, und einſchränken. Von dieſer Seite findet alſo die Unähnlichkeit nicht ſtatt, und wir müſſen abermals unſere Zuflucht zu dem denkenden Weſen nehmen, das die Kräfte in Verbindung und zuſammengenommen ſich anders vorſtellet, als ſie dieſelben einzeln und ohne Verbindung denken würde. Ein Beyſpiel hievon ſiehet man, außer der Harmonie, auch an den Farben. Bringet zwo verſchiedene Farben in einen ſo kleinen Raum zuſammen, daß ſie das Auge nicht unterſcheiden kann: ſo werden ſie außer uns noch immer getrennet, und eine jede für ſich bleiben; aber unſere Empfindung wird ſich gleichwohl aus derſelben eine Dritte zuſammenſetzen, die mit jenen nichts gemein hat. Eine ähnliche Beſchaf-

fenheit hat es mit dem Geſchmack, und, wo ich nicht irre, mit allen unſern Fühlungen und Empfindungen überhaupt. Sie können durch die Zuſammenſetzung und Verbindung zwar an und für ſich nicht anders werden, als ſie einzeln ſind; wohl aber dem denkenden Weſen, das ſie nicht deutlich auseinander ſetzen kann, anders ſcheinen, als ſie ohne Verbindung ſcheinen würden. — Dieſes kann zugegeben werden, ſprach **Simmias.** — Kann alſo das denkende Weſen ſeinen Urſprung in einfachen Kräften haben, die nicht denkend ſind? — Unmöglich! da wir vorhin geſehen, daß das Vermögen zu denken in keinem Ganzen, das aus vielen beſtehet, ſeinen Urſprung haben könne. — Ganz recht! erwiederte **Sokrates:** das Zuſammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine unähnliche Kraft des Zuſammengeſetzten entſpringen ſoll, ſetzet ein denkendes Weſen zum voraus, dem ſie in Verbindung anders ſcheinen, als ſie ſind; daher kann aus dieſem Zuſammennehmen, aus dieſer Verbindung unmöglich das denkende Weſen entſpringen. Wenn alſo das Empfinden und Denken, mit einem Worte, das Vorſtellen eine Kraft des Zuſammengeſetzten ſeyn ſoll: müſſen die Kräfte der Beſtandtheile nicht der Kraft des Ganzen ähnlich und folglich gleichfalls Vorſtellungskräfte ſeyn? — Wie wäre es anders möglich, nachdem es kein Drittes geben kann? — Und die Theile dieſer Beſtandtheile, ſo weit nur immer die

Theil=

Theilbarkeit reichen kann, müſſen dieſe nicht auch dergleichen Vorſtellungsthätigkeiten haben? — Unſtreitig! da jeder Beſtandtheil wieder ein Ganzes iſt, das aus kleinern Theilen beſtehet, und unſre Vernunftſchlüſſe ſo lange fortgeſetzet werden können, bis wir auf Grundtheile kommen, die einfach ſind und nicht aus vielen beſtehen. — Sage mir, mein lieber Simmias! finden wir nicht in unſrer Seele eine faſt unendliche Menge von Begriffen, Erkenntniſſen, Neigungen, Leidenſchaften, die uns unaufhörlich beſchäftigen? — Allerdings! — Wo wären dieſe in den Theilen anzutreffen? Entweder zerſtreuet, einige in dieſem, andere in jenem, ohne jemals wiederholt zu werden; oder es giebt wenigſtens ein einziges unter ihnen, das alle dieſe Erkenntniſſe, Begierden und Abneigungen, ſo viel ihrer in unſrer Seele anzutreffen, vereiniget und in ſich faſſet. — Nothwendig eines von beiden, gab Simmias zur Antwort, und wie mich dünkt, dürfte der erſte Fall unmöglich ſeyn: denn alle Vorſtellungen und Neigungen unſers Geiſtes ſind ſo innerlich verknüpft und vereiniget, daß ſie nothwendig auch irgend wo unzertrennt zugegen ſeyn müſſen. — Du eilſt mir mit ſtarken Schritten entgegen, mein lieber Simmias! Wir würden weder uns erinnern, noch überlegen, noch vergleichen, noch denken können, ja wir würden nicht einmal die Perſon ſeyn, die wir vor einem Augenblick geweſen, wenn unſere Begriffe unter vielen vertheilet und nicht

irgend wo zuſammen in ihrer genaueſten Verbindung anzutreffen wären. Wir müſſen alſo wenigſtens eine Subſtanz annehmen, die alle Begriffe der Beſtandtheile vereiniget, und dieſe Subſtanz wird ſie aus Theilen zuſammengeſetzt ſeyn können? — Unmöglich, ſonſt brauchen wir wieder ein Zuſammennehmen und Gegeneinanderhalten, damit aus den Theilen ein Ganzes werde, und wir kommen wiederum dahin, wo wir ausgegangen ſind. — Sie wird alſo einfach ſeyn? — Nothwendig! — Auch unausgedehnt? denn das Ausgedehnte iſt theilbar, und das Theilbare nicht einfach: — Richtig! — Es giebt alſo in unſerm Körper wenigſtens eine einzige Subſtanz, die nicht ausgedehnt, nicht zuſammengeſetzt, ſondern einfach iſt, eine Vorſtellungskraft hat, und alle unſere Begriffe, Begierden und Neigungen in ſich vereiniget. Was hindert uns, dieſe Subſtanz Seele zu nennen? — Es iſt gleichviel, vortreflicher Freund! erwiederte Simmias, welchen Namen wir ihr geben, genug daß mein Einwurf bey ihr nicht ſtatt findet, und alle deine Vernunftſchlüſſe, die du für die Unvergänglichkeit des denkenden Weſens vorgebracht, nunmehr unumſtößlich ſind. — Laſſet uns noch dieſes in Erwägung ziehen, verſetzte jener: Wenn viele dergleichen Subſtanzen in einem menſchlichen Körper zuſammen wären, ja wenn wir alle Grundelemente unſers Körpers für Subſtanzen von dieſer Natur halten wollten, würden meine Vernunftgründe für die

Unvergänglichkeit dadurch etwas von ihrer Bindigkeit verlieren? oder würde uns eine ſolche Vorausſetzung nicht vielmehr nöthigen, ſtatt Eines unvergänglichen Geiſtes viele zu geſtatten, und alſo mehr einzuräumen, als wir zu unſerm Vorhaben verlangten? Denn eine jede von dieſen Subſtanzen würde, wie wir vorhin geſehen, den ganzen Innbegriff aller Vorſtellungen, Wünſche und Begierden, des ganzen Menſchen in ſich faſſen, und alſo, was den Umfang der Erkenntniß betrifft, würde ihre Kraft nicht eingeſchränkter ſeyn können, als die Kraft des Ganzen. — Unmöglich eingeſchränkter. — Und wie an Deutlichkeit, Wahrheit, Gewisheit und Leben der Erkenntniß? Setze viele verworrene, mangelhafte und ſchwankende Begriffe neben einander, wird dadurch ein aufgeklärter, vollſtändiger und beſtimmter Begriff hervorgebracht? — Es ſcheinet nicht. — Wo nicht ein Geiſt hinzu kömmt, der ſie vergleichet, und durch Nachdenken und Ueberlegen ſich eine vollkommenere Erkenntniß aus derſelben ſelbſt bildet: ſo hören ſie in Ewigkeit nicht auf, viele verworrene, mangelhafte und ſchwankende Begriffe zu ſeyn. — Richtig! — Die Beſtandtheile der denkenden Materie würden alſo Vorſtellungen haben müſſen, die eben ſo deutlich, eben ſo wahr, eben ſo vollkommen ſind, als die Vorſtellungen des Ganzen; denn aus weniger deutlichen, weniger wahren u. ſ. w. läßt ſich keine Erkenntniß durch Zuſammenſetzen herausbringen, die einen größern Grad von die-

dieſen Vollkommenheiten haben ſollte. — Dieſes iſt nicht zu leugnen. — Heißt aber dieſes nicht, ſtatt Eines vernünftigen Geiſtes, den wir in jeden menſchlichen Körper ſetzen wollten, ganz ohne Noth eine unzählige Menge derſelben annehmen? — Freylich. — Und dieſe Menge der denkenden Subſtanzen ſelbſt wird ſich wahrſcheinlicher Weiſe an Vollkommenheit einander nicht gleich ſeyn; denn dergleichen unnütze Vervielfältigungen finden in dieſem wohl geordneten Weltall nicht ſtatt. — Die allerhöchſte Vollkommenheit ihres Schöpfers, antwortete Simmias, läßt uns dieſes mit Zuverläßigkeit ſchließen. — Alſo wird eine unter den denkenden Subſtanzen, die wir in den menſchlichen Körper geſetzt, die vollkommenſte unter ihnen ſeyn, und folglich die deutlichſten und aufgeklärteſten Begriffe haben: Nicht? — Nothwendiger Weiſe! — Dieſe einfache Subſtanz, die unausgedehnt iſt, Vorſtellungsvermögen beſitzt, die vollkommenſte unter den denkenden Subſtanzen iſt, die in mir wohnen, und alle Begriffe, deren ich mir bewußt bin, in eben der Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit, u. ſ. w. in ſich faſſet, iſt dieſes nicht meine Seele? — Nichts anders, mein theurer Sokrates! — Mein lieber Simmias! nunmehr iſt es Zeit, einen Blick hinter uns auf den Weg zu werfen, den wir zurück gelegt. Wir haben voraus geſetzt, das Denkungsvermögen ſey eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten, und, wie wunderbar! aus dieſer

Vor-

Vorausſetzung ſelbſt bringen wir, durch eine Reihe von Vernunftſchlüſſen, den ſchnurſtracks entgegengeſetzten Satz heraus, daß nehmlich das Empfinden und Denken nothwendig Eigenſchaften des Einfachen und nicht Zuſammengeſetzten ſeyn müßten: iſt dieſes nicht ein hinlänglicher Beweis, daß jene Vorausſetzung unmöglich, ſich ſelbſt widerſprechend, und alſo zu verwerfen ſey? — Niemand kann dieſes in Zweifel ziehen. — Ausdehnung und Bewegung, fuhr Sokrates fort, in dieſe Grundbegriffe läßt ſich, wie wir geſehen, alles auflöſen, was dem Zuſammengeſetzten zukommen kann; die Ausdehnung iſt der Stoff, und die Bewegung die Quelle, aus welchen die Veränderungen entſpringen. Beyde zeigen ſich in der Zuſammenſetzung unter tauſend mannigfaltigen Geſtalten, und ſtellen in der körperlichen Natur die unendliche Reihe wundervoller Bildungen dar, vom kleinſten Sonnenſtäublein bis zu jener Herrlichkeit der himmliſchen Sphären, die von den Dichtern für den Sitz der Götter gehalten werden. Alle kommen darinn überein, daß ihr Stoff Ausdehnung, und ihre Wirkſamkeit Bewegung iſt. Aber Wahrnehmen, Vergleichen, Schlieſſen, Begehren, Wollen, Luſt und Unluſt empfinden, erfordern eine von Ausdehnung und Bewegung ganz verſchiedene Beſtandheit, einen andern Grundſtoff, andere Quellen der Veränderungen. In einem einfachen Grundweſen muß hier vieles vorgeſtellet, das Außereinanderſeyende zuſammen begriffen, das Mannig-

nigfaltige gegeneinander gehalten, und das Verſchiedene in Vergleichung gebracht werden. Was in dem weiten Raum der Körperwelt zerſtreuet iſt, dränget ſich hier, ein Ganzes auszumachen, wie in einem Punkt zuſammen, und was nicht mehr iſt, wird in dem gegenwärtigen Augenblick mit dem, was noch werden ſoll, in Vergleichung gebracht. Allhier erkenne ich weder Ausdehnung noch Farbe, weder Ruhe noch Bewegung, weder Raum noch Zeit, ſondern ein innerlich wirkſames Weſen, das Ausdehnung und Farbe, Ruhe und Bewegung, Raum und Zeit ſich vorſtellet, verbindet, trennet, vergleichet, wählet, und noch tauſend anderer Beſchaffenheiten fähig iſt, die mit Ausdehnung und Bewegung nicht die mindeſte Gemeinſchaft haben. Luſt und Unluſt, Begierden und Verabſcheuungen, Hoffnung und Furcht, Glückſeligkeit und Elend, ſind keine Ortveränderungen kleiner Erdſtäublein. Beſcheidenheit, Menſchenliebe, Wohlwollen, das Entzücken der Freundſchaft und das hohe Gefühl der Gottesfurcht ſind etwas mehr, als die Wallungen des Geblüts, und das Schlagen der Pulsadern, von welchen ſie begleitet zu werden pflegen. Dinge von ſo verſchiedener Art, mein lieber Simmias! von ſo verſchiedenen Eigenſchaften können, ohne die äuſſerſte Unachtſamkeit, nicht mit einander verwechſelt werden. — Ich bin völlig befriediget, war Simmias Antwort. — Noch eine kleine Anmerkung, verſetzte jener, bevor ich mich zu dir wende, mein Cebes!

bes! Das erſte, was wir von dem Körper und ſeinen Eigenſchaften wiſſen, iſt es etwas mehr, als die Art und Weiſe, wie er ſich unſern Sinnen darſtellet? —

Etwas deutlicher, mein lieber **Sokrates**! — Ausdehnung und Bewegung ſind Vorſtellungen des denkenden Weſens von dem, was außer ihm wirklich iſt: Nicht? — Zugegeben! — Wir mögen die zuverläßigſten Gründe haben, verſichert zu ſeyn, daß die Dinge außer uns nicht anders ſind, als ſie uns ohne Hinderniß erſcheinen: gehet nicht aber dieſem ohngeachtet allezeit die Vorſtellung ſelbſt voran, und die Verſicherung, daß ihr Gegenſtand wirklich iſt, folget nachher? — Wie iſt es anders möglich, verſetzte **Simmias**, da wir vom Daſeyn der Dinge außer uns nicht anders, als durch ihre Eindrücke benachrichtiget werden können? — In der Reihe unſerer Erkenntniß gehet alſo allezeit das denkende Weſen voran, und das ausgedehnte Weſen folget; wir erfahren zuerſt, daß Begriffe, und folglich ein begreifendes Weſen, wirklich ſeyn, und von ihnen ſchließen wir auf das wirkliche Daſeyn des Körpers und ſeine Eigenſchaften. Wir können uns von dieſer Wahrheit auch dadurch überzeugen, weil der Körper, wie wir vorhin geſehen, ohne Verrichtung des den-

kenden Weſens kein Ganzes ausmachen, und die Bewegung ſelbſt, ohne Zuſammenhalten des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, keine Bewegung ſeyn würde. Wir mögen die Sache alſo betrachten von welcher Seite wir wollen, ſo ſtößt uns allezeit die Seele mit ihren Verrichtungen zuerſt auf, und ſodann folget der Körper mit ſeinen Veränderungen. Das Begreifende gehet allezeit vor dem bloß Begreiflichen her. — Dieſer Begriff ſcheinet fruchtbar, meine Freunde! ſprach **Cebes**. — Wir können die ganze Kette von Weſen, fuhr **Sokrates** fort, vom Unendlichen an, bis auf das kleinſte Stäublein in drey Glieder eintheilen. Das erſte Glied begreift, kann aber von andern nicht begriffen werden: dieſes iſt der Einzige, deſſen Vollkommenheit alle endlichen Begriffe überſteiget. Die erſchaffenen Geiſter und Seelen machen das zweyte Glied: Dieſe begreifen und können von andern begriffen werden. Die Körperwelt iſt das letzte Glied, die nur von andern begriffen werden, aber nicht begreifen kann. Die Gegenſtände dieſes letzten Gliedes ſind, ſo wohl in der Reihe unſerer Erkenntniß, als im Daſeyn ſelbſt, auſſer uns, allezeit die hinterſten in der Ordnung, indem ſie allezeit die Wirklichkeit eines begreifenden Weſens vorausſetzen: wollen wir dieſes einräumen? — Wir können nicht anders, ſprach **Simmias**, nach-

dem

dem das vorige alles hat zugegeben werden müſſen. — Und gleichwohl, fuhr Sokrates fort, nimmt die Meynung der Menſchen mehrentheils den Rückweg von dieſer Ordnung. Das erſte, davon wir verſichert zu ſeyn glauben, iſt der Körper und ſeine Veränderungen; dieſe bemeiſtern ſich ſo ſehr aller unſerer Sinne, daß wir eine Zeit lang das materielle Daſeyn für das einzige, und alles übrige für Eigenſchaften deſſelben halten. — Mich freuet es, ſprach Simmias, daß du ſelbſt, wie du nicht undeutlich zu verſtehen giebſt, dieſen verkehrten Weg gegangen biſt. — Allerdings, mein Lieber! verſetzte Sokrates. Die erſten Meynungen aller Sterblichen ſind ſich einander ähnlich. Dieſes iſt die Rhede, von welcher ſie insgeſamt ihre Fahrt antreten. Sie irren, die Wahrheit ſuchend, auf dem Meere der Meynungen auf und nieder, bis ihnen Vernunft und Nachdenken, die Kinder Jupiters, in die Segel leuchten, und eine glückliche Anlandung verkündigen. Vernunft und Nachdenken führen unſern Geiſt von den ſinnlichen Eindrücken der Körperwelt zurück in ſeine Heimat, in das Reich der denkenden Weſen, vorerſt zu ſeines Gleichen, zu erſchaffenen Weſen, die, ihrer Endlichkeit halber, auch von andern gedacht und deutlich begriffen werden können. Von dieſen erheben ſie ihn zu jener Urquelle des Denkenden und

Gedenkbaren, zu jenem alles begreifenden, aber allen unbegreiflichen Weſen, von dem wir, zu unſerm Troſte, ſo viel wiſſen, daß alles, was in der Körperwelt und in der Geiſterwelt gut, ſchön und vollkommen iſt, von ihm ſeine Wirklichkeit hat, und durch ſeine Allmacht erhalten wird. Mehr braucht es nicht zu unſerer Beruhigung, zu unſerer Glückſeligkeit in dieſem und in jenem Leben, als von dieſer Wahrheit überzeugt, gerührt, und in dem Innerſten unſers Herzens ganz durchdrungen zu ſeyn.

Ende des zweyten Geſprächs.

Drit-

Drittes Geſpräch.

Nach einigem Stillſchweigen wendete ſich Sokrates zum Cebes und ſprach: Mein lieber Cebes! ſeitdem du von dem Weſen der Unſterblichen richtigere Begriffe erlangt haſt, was dünkt dich von den Fabellehrern, die öfters einen Gott auf die Verdienſte eines Sterblichen neidiſch, und wider denſelben bloß aus Mißgunſt feindlich geſinnt ſeyn laſſen? — Du weißt es, Sokrates! was wir von dergleichen Lehrern und ihren Erdichtungen zu halten gelernt haben. — Haß und Neid, dieſe niederträchtigen Leidenſchaften, die die menſchliche Natur ſo ſehr entehren, müſſen der göttlichen Heiligkeit ſchnurſtracks widerſprechen. — Ich bin hievon überzeugt. — Du glaubſt alſo nunmehr zuverläßig, und ohne die geringſte Bedenklichkeit, daß du, wir, und alle unſere Nebenmenſchen von jenem allerheiligſten Weſen, das uns hervorgebracht, nicht beneidet, nicht gehaßt, nicht verfolgt, ſondern auf das zärtlichſte geliebt werden? — Richtig! — In dieſer feſten Ueberzeugung kann dir niemals die mindeſte Furcht anwandeln, daß der Allerhöchſte dich zur ewigen Qual berufen, und, du ſeyeſt ſchuldig oder unſchuldig, unaufhörlich würde elend ſeyn laſſen? — Niemals, niemals! rief Apollodorus, an den die Frage doch

gar nicht gerichtet geweſen, und **Cebes** begnügte ſich einzuſtimmen. — Wir wollen dieſen Satz, fuhr **Sokrates** fort, daß **uns Gott nicht zum ewigen Elende beſtimmt**, zum Maßſtabe für die Gewißheit unſerer Erkenntniß annehmen, ſo oft von zukünftigen Dingen die Rede iſt, die einzig und allein von dem Willen des Allerhöchſten abhängen. Aus der Natur und den Eigenſchaften erſchaffener Dinge läßt ſich in dieſem Falle nichts mit Gewißheit ſchlieſſen: denn aus dieſen folgen nur diejenigen Sätze, die an und für ſich unveränderlich ſind, und alſo von der Erkenntniß des Allerhöchſten, nicht von ſeinem Gutfinden, abhängen. Zu den göttlichen Vollkommenheiten müſſen wir uns in dergleichen Unterſuchungen wenden, und zu erforſchen ſuchen, was mit denſelben übereinſtimmt, und was ihnen widerſpricht. Wovon wir überzeugt ſind, daß es denſelben nicht gemäß ſey, das können wir verwerfen, und für ſo unmöglich halten, als wenn es mit der Natur und dem Weſen des unterſuchten Dinges ſelbſt ſtritte. Eine ähnliche Frage iſt die, mein **Cebes!** die wir auf Veranlaſſung deines Einwurfs nunmehr zu unterſuchen haben. Du räumeſt es ein, mein Freund! daß die Seele ein einfaches Weſen ſey, das ohne den Körper ſeine eigene Beſtandheit hat: Nicht? — Richtig! — Du giebſt ferner zu, daß ſie unvergänglich ſey? — Hievon bin ich überzeugt. — So weit, fuhr **Sokrates** fort, haben uns unſere Begriffe von

der

der Natur der Ausdehnung und der Vorſtellung geführet. Aber nunmehro entſtehen Zweifel über das zukünftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes, das in ſo weit einzig und allein von dem Willen und von dem Gutfinden des Allerhöchſten abhängt. Wird er den Geiſt des Menſchen in einem wachenden Zuſtande, des Gegenwärtigen und des Vergangenen wohl bewußt, in Ewigkeit fortdauren laſſen? oder hat er denſelben beſtimmt, mit dem Hintritt ſeines Körpers in einen dem Schlaf ähnlichen Zuſtand zu verſinken, und niemals zu erwachen? War es dieſes nicht, was dir noch ungewiß ſchien? — Eben dieſes, mein Sokrates! — Daß eine gänzliche Beraubung alles klaren Bewuſtſeyns, aller Beſinnung, wenigſtens auf eine kurze Zeit, nicht unmöglich ſey, lehret Schlaf, Ohnmacht, Schwindel, Entzücken, und tauſend andere Erfahrungen. Zwar iſt die Seele, in allen dieſen Fällen, noch an ihren Körper gefeſſelt, und muß ſich nach der Beſchaffenheit des Gehirns richten, das ihr in allen dieſen Schwachheiten nichts als unmerkliche, leicht verlöſchliche Züge darbeut. Hiervon iſt kein Schluß auf den Zuſtand unſerer Seele, nach ihrer Scheidung von dem Körper, zu ziehen; weil alsdann die Gemeinſchaft zwiſchen dieſen verſchiedenen Weſen aufgehoben wird, der Körper aufhört das Werkzeug der Seele zu ſeyn, und die Seele ganz andern Geſetzen folgen muß, als die ihr hienieden vorgeſchrieben ſind. Indeſſen iſt es genug für unſere Unge-

wißheit, daß der Mangel des klaren Bewußtſeyns, wie etwa im Schlafe, der Natur eines Geiſtes nicht widerſpricht; denn wenn dieſes iſt, ſo ſcheinet unſere Furcht nicht ganz ungegründet. — Aber wenn wir von dieſem fürchterlichen Zweifel befreyet zu ſeyn wünſchen, können wir etwas mehr verlangen, als die Vergewiſſerung, daß unſere Beſorgniß den Abſichten Gottes zuwider laufe, und von demſelben eben ſo wenig, als das ewige Elend ſeiner Geſchöpfe, hat beliebt werden können? — Freylich, war Cebes Antwort, wenn wir nicht eine Ueberzeugung verlangen, die der Natur der unterſuchten Sache zuwiderläuft. Als ich dir meine Zweifel vorbrachte, mein theurer Freund! habe ich ſelbſt einige aus den Abſichten des Schöpfers entlehnte Gründe angezeigt, die dein Lehrgebäude höchſt wahrſcheinlich machen: ich wünſche ſie aber aus deinem Munde zu empfangen, und meine Freunde wünſchen es mit mir. — Ich verſuche es, ſprach Sokrates, ob ich euch Gnüge leiſten kann. Antworte mir, mein Cebes! wenn du befürchteſt, mit dem Tode auf ewig alles wachende Bewußtſeyn deiner ſelbſt zu verlieren, beſorgeſt du etwa, daß dieſes Schickſal dem geſamten menſchlichen Geſchlechte, oder nur einem Theil deſſelben bevorſtehe? Werden wir alle von dem Tode hingerafft, und, in der Sprache der Dichter zu reden, von ihm in die Arme ſeines ältern Bruders, des ewigen Schlafes, getragen? oder ſind einige von den Erdbewoh-

bewohnern beſtimmt, von jener himmliſchen Aurora zur Unſterblichkeit aufgeweckt zu werden? So bald wir einräumen, daß einem Theil des menſchlichen Geſchlechts die wahre Unſterblichkeit beſchieden iſt: ſo zweifelt **Cebes** wohl nicht einen Augenblick, daß dieſe Seligkeit den Gerechten, den Freunden der Götter und Menſchen, vorbehalten ſey? — Nein, mein **Sokrates**! Die Götter theilen den ewigen Tod ſo ungerecht nicht aus, als die Athenienſer den zeitlichen. Ich bin überdem der Meynung, daß in dem weiſeſten Plane der Schöpfung ähnliche Weſen auch ähnliche Beſtimmungen haben, und mithin dem geſammten menſchlichen Geſchlechte nach dieſem Leben ein ähnliches Schickſal bevorſtehen müſſe. Entweder ſie erwachen alle zu einem neuen Bewußtſeyn; und alsdann können Anitus und Melitus ſelbſt wohl nicht zweifeln, daß der Unterdrückten Unſchuld ein beſſeres Schickſal erwarte, als ihrer Verfolger; oder ſie endigen alle mit dieſem Leben ihre Beſtimmung, und kehren in den Zuſtand zurück, aus welchem ſie bey der Geburt gezogen worden; ihre Rollen reichen nicht weiter, als auf die Bühne dieſes Lebens: am Ende treten die Schauſpieler ab, und werden wieder das, was ſie in dem gemeinen Leben ſonſt geweſen. Ich entſehe mich, mein theurer Freund! dieſe Gedanken weiter zu verfolgen; denn ich merke, daß ſie mich auf offenbare Ungereimtheiten führen. — Das thut nichts, **Cebes**! antwortete jener: wir müſſen auch

 für

für die ſorgen, welche nicht ſo leicht bey einer ungereimten Folge ſchamroth werden. Aehnliche Weſen, haſt du behauptet, mein Werther! müßten in dem weiſeſten Plane der Schöpfung ähnliche Beſtimmungen haben? — Ja! — Alle erſchaffene Weſen, die denken und wollen, ſind einander ähnlich? — Allerdings! — Wenn auch dieſes richtiger, wahrer, vollkommener denkt, mehr Gegenſtände umfaſſen kann, als jenes: ſo giebt es doch keine Grenzlinie, die ſie in verſchiedene Klaſſen trennet, ſondern ſie erheben ſich in unmerklichen Stufen übereinander, und machen ein einziges Geſchlecht aus: Nicht? — Dieſes muß zugegeben werden. — Und wenn es über uns noch höhere Geiſter giebt, die ſich einander an unmerklichen Graden der Vollkommenheit übertreffen, und dem unendlichen Geiſte allmählig nähern, gehören ſie nicht alle, ſo viel ihrer erſchaffen ſind, zu einem einzigen Geſchlechte? — Richtig! — Wie ihre Eigenſchaften nicht weſentlich unterſchieden ſind, ſondern nur dem Grade nach, wie in einer ſtetigen Reihe, ſich allmählig erheben: ſo müſſen auch ihre Beſtimmungen ſich im Weſentlichen ähnlich, nur in unmerklichen Graden von einander unterſchieden ſeyn. Denn in dem großen Plane der Schöpfung iſt doch nichts willkührlich? es harmoniren doch die Beſtimmungen der Weſen mit ihren Vollkommenheiten auf das genaueſte? — Ohne Zweifel! — O! meine Freunde! die Frage, die wir hier unterſuchen, fängt

an,

an, in dem großen Plane der Schöpfung von unendlicher Wichtigkeit zu werden. Nicht das menſchliche Geſchlecht allein, die Entſcheidung gehet das geſamte Reich der denkenden Weſen an. Sind ſie zur wahren Unſterblichkeit, zur ewigen Fortdauer ihres Bewuſtſeyns und deutlichen Selbſtgefühls beſtimmt, oder hören dieſe Wohlthaten des Schöpfers nach einem kurzen Genuſſe wieder auf, und machen einer ewigen Vergeſſenheit Platz? In dem Rathſchluſſe des Allerhöchſten muß, wie wir geſehen, die Frage in dieſer Allgemeinheit entſchieden worden ſeyn: werden wir nicht, bey unſerer Unterſuchung, ſie auch in dieſem allgemeinen Lichte zu betrachten haben? — Wie es ſcheinet. — Aber je allgemeiner der Gegenſtand wird, fuhr **Sokrates** fort, deſto ungereimter wird unſere Beſorgniß. Alle endliche Geiſter haben anerſchaffene Fähigkeiten, die ſie durch Uebung entwickeln und vollkommener machen. Der Menſch bearbeitet ſein angebornes Vermögen zu empfinden und zu denken mit einer erſtaunenswerthen Geſchwindigkeit. Mit jeder Empfindung ſtrömet ihm eine Menge von Erkenntniſſen zu, die der menſchlichen Zunge unausſprechlich ſind; und wenn er die Empfindungen gegen einander hält, wenn er vergleichet, urtheilet, ſchließt, wählt, verwirft, ſo vervielfältiget er dieſe Menge ins Unendliche. Zu gleicher Zeit entfaltet eine unaufhörliche Geſchäftigkeit die ihm angebornen Fähigkeiten des Geiſtes, und bildet in ihm Witz,

Witz, Verſtand, Vernunft, Erfindungskraft, Empfindung des Schönen und Guten, Großmuth, Menſchenliebe, Geſelligkeit, und wie die Vollkommenheiten alle heißen, die noch kein Sterblicher auf Erden hat unterlaſſen können zu erwerben. Laß es ſeyn, daß wir manche Menſchen dumm, thörigt, gefühllos, niederträchtig und grauſam ſchelten: vergleichungsweiſe können dieſe Benennungen zuweilen Grund haben; aber noch hat kein Dummkopf gelebt, der nicht einige Merkmale des Verſtandes von ſich gegeben, und noch kein Tyrann, in deſſen Buſen nicht noch ein Funken von Menſchenliebe geglimmt hätte. Wir erwerben alle dieſelben Vollkommenheiten, und der Unterſchied beſtehet nur in dem **mehr** und **weniger**; wir erwerben ſie alle, ſage ich, meine Freunde! denn auch dem Gottloſeſten iſt es nie gelungen, ſeiner Beſtimmung ſchnurſtracks zuwider zu handeln. Er ſtreube, er widerſetze ſich mit der größten Hartnäckigkeit: ſo wird ſein Widerſtreben ſelbſt einen angebornen Trieb zum Grunde haben, der urſprünglich gut, und bloß durch unrechte Anwendung verdorben ſeyn wird. Dieſe fehlerhafte Anwendung macht den Menſchen unvollkommen und elend; allein die Ausübung des urſprünglich guten Triebes befördert gleichwohl, wider ſeinen Dank und Willen, den Endzweck ſeines Daſeyns. Auf ſolche Weiſe, meine Freunde! hat noch kein Menſch in dem wohlthätigen Umgange mit ſeinen Nebenmenſchen gelebt, der nicht den Erdboden vollkommener

ver-

verlaſſen, als er ihn betreten hat. Mit der geſamten Reihe der denkenden Weſen hat es die nehmliche Beſchaffenheit: ſo lange ſie mit Selbſtgefühl emfinden, denken, wollen, begehren, verabſcheuen, ſo bilden ſie die ihnen anerſchaffenen Fähigkeiten immer mehr aus; je länger ſie geſchäftig ſind, deſto wirkſamer werden ihre Kräfte, deſto fertiger, ſchneller, unaufhaltſamer werden ihre Wirkungen, deſto fähiger werden ſie, in der Beſchauung des wahren Schönen und Vollkommenen ihre Seligkeit zu finden. Und wie? meine Freunde! alle dieſe erworbenen, göttlichen Vollkommenheiten fahren dahin, wie leichter Schaum auf dem Waſſer, wie ein Pfeil durch die Luft fliegt, und laſſen keine Spuren hinter ſich, daß ſie jemals da geweſen ſind? Das kleinſte Sonnenſtäublein kann in der Natur der Dinge, ohne wunderthätige Zernichtung, nicht verloren gehen: und dieſe Herrlichkeiten ſollen auf ewig verſchwinden? ſollen in Abſicht auf die Weſen, von welchen ſie beſeſſen worden, ohne Folgen, ohne Nutzen, ſo anzuſehen ſeyn, als wenn ſie ihm niemals zugehöret hätten? Was für Begriffe von dem Plane der Schöpfung ſetzet dieſe Meynung voraus! In dieſem allerweiſeſten Plane iſt das Gute von unendlichem Nutzen, jede Vollkommenheit von unaufhörlichen Folgen; doch nur die Vollkommenheit der einfachen, ſich ſelbſt fühlenden Weſen, denen im eigentlichen Verſtande eine wirkliche Vollkommenheit zugeſchrieben werden kann; diejenige hingegen, welche

wir in zuſammengeſetzten Dingen wahrnehmen, iſt vergänglich und wandelbar, wie die Dinge ſelbſt, denen ſie zukömmt. Um dieſes deutlicher zu machen, meine Freunde! müſſen wir den Unterſchied zwiſchen dem Einfachen und dem Zuſammengeſetzten abermals in Erwägung ziehen. Ohne Beziehung auf das Einfache, auf denkende Weſen, haben wir geſehen, kann dem Zuſammengeſetzten weder Schönheit, Ordnung, Uebereinſtimmung, noch Vollkommenheit zugeſchrieben, ja ſie können, ohne dieſe Beziehung, nicht einmal zuſammengenommen werden, um Ganze auszumachen. Auch ſind ſie in dem großen Entwurfe dieſes Weltalls, nicht um ihrer ſelbſt willen hervorgebracht worden: denn ſie ſind leblos und ihres Daſeyns unbewußt, auch an und für ſich keiner Vollkommenheit fähig. Der Endzweck ihres Daſeyns iſt vielmehr in dem lebenden und empfindenden Theile der Schöpfung zu ſuchen: das Lebloſe dient dem Lebendigen zu Werkzeugen der Empfindungen, und gewähret ihm nicht nur ſinnliches Gefühl von mannigfaltigen Dingen, ſondern auch Begriffe von Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Mittel, Endzweck, Vollkommenheit, oder wenigſtens den Stoff zu allen dieſen Begriffen, die ſich das denkende Weſen hernach, vermöge ſeiner innern Thätigkeit, ſelbſt bildet. Im Zuſammengeſetzten finden wir nichts für ſich beſtehendes, nichts das fortdauere, und von einiger Beſtändigkeit ſey, ſo daß man in dem zweyten Augenblick

ſagen

ſagen könne, es ſey noch das vorige. Indem ich euch hier anſehe, meine Freunde! ſo iſt nicht nur das Licht der Sonne, das von eurem Antlitze wiederſtralt, in einem beſtändigen Strome; ſondern eure Leiber haben unterdeſſen in ihrer innern Bildung und Zuſammenfügung unendliche Veränderungen gelitten: alle Theile derſelben haben aufgehört die vorigen zu ſeyn, ſie ſind in ſtetem Wechſel und Fluße von Veränderungen, der ſie unabläßig mit ſich fortreißt. Wie die glückſeligen Weiſen der vorigen Zeiten ſchon bemerket, daß die körperlichen Dinge nicht ſind, ſondern entſtehen und vergehen: nichts iſt in denſelben von Dauer und Beſtandheit; ſondern alles folget einem unaufhaltſamen Strome von Bewegungen, dadurch die zuſammengeſetzten Dinge ohne Unterlaß erzeugt und aufgelöſet werden. Dieſes hat auch Homer darunter verſtanden, wenn er den Ocean den Vater, und die Thetis die Mutter aller Dinge nennet: er hat damit anzeigen wollen, daß alle Dinge in der ſichtbaren Welt durch den ſteten Wechſel entſtehen, und, wie in einem fortſtrömenden Weltmeer, nicht einen Augenblick an der vorigen Stelle bleiben.

Iſt nun das Zuſammengeſetzte an ſich ſelbſt keines Fortdauerns fähig: wie viel weniger wird es ihre Vollkommenheit ſeyn, die ihnen, wie wir geſehen, niemals an und für ſich ſelbſt, ſondern nur in Beziehung auf das Empfindende und Denkende in der Schöpfung zugeſchrieben werden kann? Dahero ſehen wir in

der lebloſen Schöpfung das Schöne verwelken und aufblühen, das Vollkommene verderben und in einer andern Geſtalt wieder zum Vorſcheine kommen, ſcheinbare Unordnung und Regelmäßigkeit, Harmonie und Mißſtimmung, Angenehmes und Widriges, Gutes und Böſes in unendlicher Mannigfaltigkeit mit einander abwechſeln, ſo wie es Gebrauch, Nutzen, Bequemlichkeit, Luſt und Glückſeligkeit der lebendigen Dinge erfordert, um deren Willen jene hervorgebracht worden.

Der lebendige Theil der Schöpfung enthält zwo Klaſſen, ſinnlichempfindende und denkende Naturen. Beide haben dieſes gemein, daß ſie von fortdaurendem Weſen ſind, eine innere für ſich beſtehende Vollkommenheit beſitzen und genießen können. Wir finden bey allen Thieren, die dieſen Erdboden bedecken, daß ihre Empfindungen, ihre Kenntniſſe, ihre Begierden, ihre eingepflanzten Naturtriebe auf das wunderbarſte mit ihren Bedürfniſſen übereinſtimmen, und insgeſamt auf ihre Erhaltung, Bequemlichkeit und Fortpflanzung, auch zum Theil auf das Wohlſeyn ihrer Nachkommen abzielen. Dieſe Harmonie wohnet ihnen innerlich bey; denn alle dieſe Fühlungen und Naturtriebe ſind Beſchaffenheiten des einfachen, unkörperlichen Weſens, das ſich in ihnen ſeiner ſelbſt und anderer Dinge bewußt iſt: daher beſitzen ſie eine wahre Vollkommenheit, die nicht erſt in Beziehung

auf

auf andere außer ihnen ſo genennet werden darf, ſondern ihre Beſtandheit und ihr Fortdaurendes für ſich hat. Sind die lebloſen Dinge zum Theil ihrentwegen da, damit ſie Unterhaltung, Luſt und Bequemlichkeit finden ſollen: ſo ſind ſie ihrer Seits auch fähig, dieſe Wohlthaten zu genießen, Luſt und Unluſt, Angenehmes und Widriges, Verlangen und Abſcheu, Wohlſeyn und Unglückſeligkeit zu fühlen, und dadurch innerlich vollkommen oder unvollkommen zu werden. Sind die lebloſen Dinge die Mittel geweſen, derer ſich der allerweiſeſte Schöpfer bedienet: ſo gehören die Thiere ſchon mit zu ſeinen Abſichten: denn um ihrentwillen iſt ein Theil des Lebloſen hervorgebracht worden, und ſie beſitzen das Vermögen zu genießen, und dadurch in ihrer innern Natur übereinſtimmend und vollkommen zu werden. Hingegen bemerken wir bey ihnen, ſo wie wir ſie auf dem Erdboden vor uns ſehen, keinen beſtändigen Fortgang zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit. Sie erhalten ohne Unterweiſung, ohne Ueberlegung, ohne Uebung, ohne Vorſatz und Wiſſensbegierde, gleichſam unmittelbar aus der Hand des Allmächtigen, diejenigen Gaben, Fertigkeit und Triebe, die zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung nöthig ſind. Ein mehreres erwerben ſie nicht, und wenn ſie Jahrhunderte leben, oder ſich unendlich vermehren und fortpflanzen. Sie können auch das Erhaltene weder verbeſſern noch verſchlimmern, auch keinen andern mittheilen; ſondern

üben es auf die ihnen eingepflanzte Weiſe aus, ſo lange es ihren Umſtänden zuträglich iſt, und hernach ſcheinen ſie es wohl ſelber wieder zu vergeſſen. Durch menſchlichen Unterricht können zwar einige Hausthiere etwas weniges erlernen, und zum Kriege, oder zu geringen häuslichen Verrichtungen gewöhnet und gezogen werden: ſie zeigen aber durch die Art und Weiſe, wie ſie dieſen Unterricht annehmen, zur Gnüge, daß ihr Leben hienieden nicht beſtimmt ſey, ein beſtändiger Fortgang zur Vollkommenheit zu ſeyn; ſondern daß ein gewiſſer Grad der Fähigkeit, den ſie erreichen, auch ihr letztes Ziel ſey, und daß ſie von ſelbſt nie weiter ſtreben, nie höhere Dinge zu beginnen von innen angetrieben werden. Nun iſt zwar dieſes Stillſtehen, dieſe dumme Zufriedenheit mit dem Erreichten, ohne ſich erheben und empor ſchwingen zu wollen, ein Zeichen, daß ſie in dem großen Entwurfe der Schöpfung nicht das letzte Ziel geweſen, ſondern als niedrigere Abſichten zugleich Mittel abgeben, und Dingen von würdigern und erhabenern Beſtimmungen in Erfüllung der Endabſichten Gottes behülflich ſeyn ſollten. Allein die Quelle des Lebens und der Empfindungen in ihnen iſt ein einfaches für ſich beſtehendes Weſen, das unter allen Abänderungen, die es in dem Laufe der Dinge leidet, etwas Beſtändiges und Fortdaurendes hat; daher die Eigenſchaften, die es einmal durch Erlernen, oder als ein unmittelbares Geſchenk von der Hand des Allgütigen erhal-

erhalten, ihm eigenthümlich zukommen, durch natürliche Wege nie wieder gänzlich verſchwinden, ſondern von unaufhörlichen Folgen ſeyn müſſen. Da dieſe empfindende Seele natürlicher Weiſe nie aufhört zu ſeyn, ſo hört ſie auch nie auf, die Abſichten Gottes in der Natur zu befördern, und ſie wird mit jeder Dauer ihres Daſeyns immer tüchtiger und tüchtiger, ihres Urhebers großen Endzweck in Erfüllung bringen zu helfen. Dieſes iſt der unendlichen Weisheit gemäß, mit welcher der Plan dieſes Weltalls in dem Rathe der Götter iſt entworfen worden. Alles iſt in unaufhörlicher Arbeit und Bemühung, gewiſſe Abſichten in dieſem Plane zu erfüllen; einer jeden wahren Subſtanz iſt eine unabſehbare Folge und Reihe von Verrichtungen vorgeſchrieben, die ſie nach und nach bewirken muß, und die wirkende Subſtanz wird allezeit durch die letzte Verrichtung tüchtiger, die nächſtfolgende auszuführen. Nach dieſen Grundſätzen iſt das geiſtige Weſen, das die Thiere belebt, von unendlicher Dauer, und fähret auch in Ewigkeit fort, die Abſichten Gottes in der Reihe und Stufenfolge zu erfüllen, die ihm in dem allgemeinen Plane angewieſen worden.

Ob dieſe thieriſchen bloß ſinnlich empfindenden Naturen mit der Zeit ihre niedrige Stufe verlaſſen, und von einem Winke des Allmächtigen gelockt, ſich in die Sphäre der Geiſter emporſchwingen werden,

läßt ſich mit keiner Gewißheit ausmachen, wiewohl ich ſehr geneigt bin, es zu glauben.

Die vernünſtigen Naturen und Geiſter nehmen in dem großen Weltall, ſo wie insbeſondere der Menſch auf dieſem Erdboden, die vornehmſte Stelle ein. Dieſem Unterherrn der Schöpfung ſchmückt ſich die Natur in ihrer jungfräulichen Schönheit. Ihm dienet das Lebloſe, nicht nur zum Nutzen und zur Bequemlichkeit, nicht nur zur Nahrung, Kleidung, Wohnung, und zum ſichern Aufenthalt, ſondern vornehmlich zur Ergetzung und zum Unterrichte; und die erhabenſten Sphären, die entfernteſten Geſtirne, die kaum mit dem Auge entdeckt werden können, müſſen ihm in dieſer Abſicht nützlich ſeyn. Wollt ihr ſeine Beſtimmung hienieden wiſſen: ſo ſehet nur was er hienieden verrichtet. Er bringet auf dieſen Schauplatz weder Fertigkeit, noch Naturtrieb, noch angebornes Geſchick, weder Wehr noch Schutz mit, und erſcheinet bey ſeinem erſten Auftritte dürftiger und hülfloſer, als das unvernünftige Thier. Aber die Beſtrebung und die Fähigkeit ſich vollkommener zu machen, dieſe erhabenſten Geſchenke, deren eine erſchaffene Natur fähig iſt, erſetzen vielfältig den Abgang jener viehiſchen Triebe und Fertigkeiten, die keine Verbeſſerung, keinen höhern Grad der Vollkommenheit je annehmen können. Kaum genießt er das Licht der Sonnen, ſo arbeitet ſchon die geſamte Natur,

tur, ihn vollkommener zu machen: dieſes ſchärfet ſeine Sinne, Einbildungskraft, und Erinnerungsvermögen; jenes übet ſeine edlern Erkenntnißkräfte, bearbeitet ſeinen Verſtand, ſeine Vernunft, ſeinen Witz, ſeine Scharfſinnigkeit; das Schöne in der Natur bildet ſeinen Geſchmack und verfeinet ſeine Empfindung; das Erhabene erregt ſeine Bewunderung, und erhebt ſeine Begriffe gleichſam über die Sphäre dieſer Vergänglichkeit hinweg. Ordnung, Uebereinſtimmung, und Ebenmaß dienen ihm nicht nur zum vernünftigen Ergetzen, ſondern beſchäftigen ſeine Gemüthskräfte alle in gehöriger und ihrer Vollkommenheit zuträglicher Harmonie. Bald tritt er mit ſeines gleichen in Geſellſchaft, um ſich wechſelsweiſe die Mittel zur Glückſeligkeit zu erleichtern: und ſiehe! es zeigen und bilden ſich an ihm in dieſer Geſellſchaft höhere Vollkommenheiten, die bisher wie in einer Knoſpe eingewickelt geweſen. Er erlanget Pflichten, Rechte, Befugniſſe, und Obliegenheiten, die ihn in die Klaſſe moraliſcher Naturen erheben; es entſtehen Begriffe von Gerechtigkeit, Billigkeit, Anſtändigkeit, Ehre, Anſehen, Nachruhm. Der eingeſchränkte Trieb der Familienliebe wird in Liebe zum Vaterlande, zum ganzen menſchlichen Geſchlecht erweitert, und aus dem angebornen Keime des Mitleidens entſproſſen Wohlwollen, Mildthätigkeit, und Großmuth.

Nach und nach bringet der Umgang, die Geſelligkeit, das Geſpräch, die Aufmunterung alle ſittli-

chen Tugenden zur Reife, ſie entzünden das Herz zur Freundſchaft, die Bruſt zur Tapferkeit, und den Geiſt zur Wahrheitsliebe; breiten einen Wetteifer von Dienſt und Gegendienſt, Liebe und Gegenliebe, eine Abwechſelung von Ernſt und Scherz, Tiefſinn und Munterkeit, über das menſchliche Leben aus, die alle einſamen und ungeſelligen Wollüſte an Süßigkeit übertreffen. Daher auch der Beſitz aller Güter dieſer Erde, der Genuß der feurigſten Wollüſte uns nicht behagt, wenn wir ſie in der Einſamkeit beſitzen und genieſſen ſollen; und die erhabenſten und prächtigſten Gegenſtände der Natur ergetzen das geſellige Thier, den Menſchen, nicht ſo ſehr, als ein Anblick von ſeinem Mitmenſchen.

Erlanget nun dieſes vernünftige Geſchöpf erſt wahre Begriffe von Gott und ſeinen Eigenſchaften, o! welch ein kühner Schritt zu einer höhern Vollkommenheit! Aus der Gemeinſchaft mit dem Nebengeſchöpfe tritt er in eine Gemeinſchaft mit dem Schöpfer, erkennet das Verhältniß, in welchem er, das ganze menſchliche Geſchlecht, alles Lebendige und alles Lebloſe, mit dieſem Urheber und Erhalter des Ganzen ſtehen; die große Ordnung von Urſachen und Wirkungen in der Natur wird ihm nunmehr auch zu einer Ordnung von Mitteln und Abſichten; was er bisher auf Erden genoſſen, ward ihm wie aus den Wolken zugeworfen: nunmehr zertheilen ſich dieſe Wolken, und

und er ſiehet den freundlichen Geber, der ihm alle dieſe Wohlthaten hat zufließen laſſen. Was er an Leib und an Gemüthe für Eigenſchaften, Gaben und Geſchicklichkeiten beſitzet, erkennet er als Geſchenke dieſes gütigen Vaters; alle Schönheit, alle Harmonie, alles Gute, alle Weisheit, Vorſicht, Mittel und Endzwecke, die er bisher in der ſichtbaren und unſichtbaren Welt erkannt, betrachtet er als Gedanken des Allerweiſeſten, die er ihm in dem Buche der Schöpfung zu leſen gegeben, um ihn zur höhern Vollkommenheit zu erziehen. Dieſem liebreichen Vater und Erzieher, dieſem gnädigen Regenten der Welt heiliget er zugleich alle Tugenden ſeines Herzens, und ſie gewinnen in ſeinen Augen einen göttlichen Glanz, da er weiß, daß er durch ſie, und durch ſie allein dem Allgütigen wohlgefallen kann. Die Tugend allein führet zur Glückſeligkeit, und wir können dem Schöpfer nicht anders wohlgefallen, als wenn wir nach unſerer wahren Glückſeligkeit ſtreben. Welch eine Höhe hat der Menſch in dieſer Verfaſſung auf Erden erreichet! Betrachtet ihn, meine Freunde! den wohlgeſinnten Bürger im Staate Gottes, wie alle ſeine Gedanken, Wünſche, Neigungen und Leidenſchaften unter ſich harmoniren, wie ſie alle zum wahren Wohlſeyn des Geſchöpfes, und zur Verherrlichung des Schöpfers abzielen! O! wenn die Welt nur ein einziges Geſchöpf von dieſer Vollkommenheit aufzuweiſen hätte, wollten wir anſtehen, in dieſem

Nachahmer der Gottheit, in dieſem Gegenſtande des göttlichen Wohlgefallens, den letzten Endzweck der Schöpfung zu ſuchen?

Zwar treffen alle Züge dieſes Gemäldes nicht den Menſchen überhaupt, ſondern nur wenige Edle, die eine Zierde des menſchlichen Geſchlechts ſind; allein dieſes mag allenfalls die Grenzlinie ſeyn zwiſchen Menſchen und höhern Geiſtern. Genug, daß ſie alle zu derſelben Klaſſe gehören, und ihr Unterſchied nur in dem Mehr und Weniger beſtehet. Vom unwiſſendſten Menſchen bis zum vollkommenſten unter den erſchaffenen Geiſtern haben alle die der Weisheit Gottes ſo anſtändige, und ihren eignen Kräften und Fähigkeiten ſo angemeſſene Beſtimmung, ſich und andere vollkommener zu machen. Dieſer Pfad iſt ihnen vorgezeichnet, und der verkehrteſte Wille kann Niemanden ganz davon abführen. Alles, was lebt, und denkt, kann nicht unterlaſſen, ſeine Erkenntniß und ſeine Begehrungskräfte zu üben, auszubilden, in Fertigkeiten zu verwandeln, mithin mehr oder weniger, mit ſtärkern oder ſchwächern Schritten ſich der Vollkommenheit zu nähern. Und dieſes Ziel, wann wird es erreicht? Wie es ſcheinet niemals ſo völlig, daß der Weg zu einem fernern Fortgange verſperrt ſeyn ſollte: denn erſchaffene Naturen können niemals eine Vollkommenheit erreichen, über welche ſich nichts gedenken ließe. Je höher ſie klimmen, deſto mehr un-

geſe-

geſehene Fernen entwölken ſich ihren Augen, die ihre Schritte anſpornen. Das Ziel dieſes Beſtrebens beſtehet, wie das Weſen der Zeit, in der Fortſchreitung. Durch die Nachahmung Gottes kann man ſich allmählig ſeinen Vollkommenheiten nähren, und in dieſer Näherung beſtehet die Glückſeligkeit der Geiſter; aber der Weg zu denſelben iſt unendlich, kann in Ewigkeit nicht ganz zurück geleget werden. Daher kennet das Fortſtreben in dem menſchlichen Leben keine Grenzen. Eine jede menſchliche Begierde zielet an und für ſich ſelbſt in die Unendlichkeit hinaus. Unſere Wiſſensbegierde iſt unerſättlich, unſer Ehrgeiz unerſättlich, ja der niedrige Geldgeiz ſelbſt quälet und beunruhiget, ohne jemals eine völlige Befriedigung zu geſtatten. Die Empfindung der Schönheit ſuchet das Unendliche; das Erhabene reizet uns bloß durch das Unergründliche, das ihm anhänget: die Wolluſt ekelt uns, ſo bald ſie die Grenzen der Sättigung berühret. Wo wir Schranken ſehen, die nicht zu überſteigen ſind, da fühlet ſich unſere Einbildungskraft wie in Feſſel geſchmiedet, und die Himmel ſelbſt ſcheinen unſer Daſeyn in gar zu enge Räume einzuſchließen: daher wir unſrer Einbildungskraft ſo gern den freyen Lauf laſſen, und die Grenzen des Raumes ins Unendliche hinaus ſetzen. Dieſes endloſe Beſtreben, das ſein Ziel immer weiter hinausſtreckt, iſt dem Weſen, den Eigenſchaften, und der Beſtimmung der Geiſter angemeſſen, und die wundervollen Werke des

Unendlichen enthalten Stoff und Nahrung genug, dieſes Beſtreben in Ewigkeit zu unterhalten: je mehr wir in ihre Geheimniſſe eindringen, deſto weitere Ausſichten thun ſich unſern gierigen Blicken auf; je mehr wir ergründen, deſto mehr finden wir zu erforſchen; je mehr wir genießen, deſto unerſchöpflicher iſt die Quelle.

Wir können alſo, fuhr Sokrates fort, mit gutem Grunde annehmen, dieſes Fortſtreben zur Vollkommenheit, dieſes Zunehmen, dieſer Wachsthum an innerer Vortreflichkeit ſey die Beſtimmung vernünftiger Weſen, mithin auch der höchſte Endzweck der Schöpfung. Wir können ſagen, dieſes unermeßliche Weltgebäude ſey hervorgebracht worden, damit es vernünftige Weſen gebe, die von Stufe zu Stufe fortſchreiten, an Vollkommenheit allmählig zunehmen, und in dieſer Zunahme ihre Glückſeligkeit finden mögen. Daß dieſe nun ſämtlich mitten auf dem Wege ſtille ſtehen, nicht nur ſtille ſtehen, ſondern auf einmal in den Abgrund zurück geſtoßen werden, und alle Früchte ihres Bemühens verlieren ſollten, dieſes kann das allerhöchſte Weſen unmöglich beliebet, und in den Plan des Weltalls gebracht haben, der ihm vor allen wohlgefallen hat. Als einfache Weſen ſind ſie unvergänglich; als für ſich beſtehende Naturen ſind auch ihre Vollkommenheiten fortdaurend und von unendlichen Folgen; als vernünftige Weſen ſtreben ſie

nach

nach einem unaufhörlichen Wachsthum und Fortgang in der Vollkommenheit: die Natur bietet ihnen zu dieſem endloſen Fortgange hinlänglichen Stoff dar; und als letzter Endzweck der Schöpfung können ſie keiner andern Abſicht nachgeſetzt, und deswegen im Fortgange oder Beſitze ihrer Vollkommenheiten vorſetzlich geſtört werden. Iſts der Weisheit anſtändig, eine Welt deswegen hervorzubringen, damit die Geiſter, die ſie hineinſetzt, ihre Wunder betrachten, und glückſelig ſeyn mögen, und einen Augenblick darauf dieſen Geiſtern ſelbſt die Fähigkeit zur Betrachtung und Glückſeligkeit auf ewig zu entziehen? Iſts der Weisheit anſtändig, ein Schattenwerk der Glückſeligkeit, das immer kömmt und immer vergehet, zum letzten Ziel ihrer Wunderthaten zu machen? O nein, meine Freunde! nicht umſonſt hat uns die Vorſehung ein Verlangen nach ewiger Glückſeligkeit eingegeben: es kann und wird befriediget werden. Das Ziel der Schöpfung dauert ſo lange, als die Schöpfung; die Bewunderer göttlicher Vollkommenheiten ſo lange, als das Werk, in welchem dieſe Vollkommenheiten ſichtbar ſind. So wie wir hienieden dem Regenten der Welt dienen, indem wir unſere Fähigkeiten entwickeln: ſo werden wir auch in jenem Leben unter ſeiner göttlichen Obhut fortfahren, uns in Tugend und Weisheit zu üben, uns unaufhörlich vollkommener und tüchtiger zu machen, die Reihe der göttlichen Abſichten zu erfüllen, die ſich von uns hin in das

Unend-

Unendliche erſtreckt. Irgendwo auf dieſem Wege ſtille ſtehen, ſtreitet offenbar mit der göttlichen Weisheit, Gütigkeit oder Allmacht, hat, ſo wenig als das allerhöchſte Elend unſchuldiger Geſchöpfe, von dem vollkommenſten Weſen bey dem Entwurfe des Weltplans beliebet werden können.

Wie beklagenswerth iſt das Schickſal eines Sterblichen, der ſich durch unglückliche Sophiſtereyen um die tröſtliche Erwartung einer Zukunft gebracht hat! Er muß über ſeinen Zuſtand nicht nachdenken, und wie in einer Betäubung dahin leben, oder verzweifeln. Was iſt der menſchlichen Seele ſchrecklicher, als die Zernichtung? und was elender, als ein Menſch, der ſie mit ſtarken Schritten auf ſich zukommen ſiehet, und in der troſtloſen Furcht, mit der er ſie erwartet, ſie ſchon vorher zu empfinden glaubet? Im Glücke ſchleicht ſich der entſetzliche Gedanke vom Nichtſeyn zwiſchen die wollüſtigſten Vorſtellungen, wie eine Schlange zwiſchen Blumen, und vergiftet den Genuß des Lebens; und im Unglücke ſchlägt er den Menſchen ganz hoffnungslos zu Boden, indem er ihm den einzigen Troſt verkümmert, der das Elend verſüßen kann, die Hoffnung einer beſſern Zukunft. Ja der Begriff einer bevorſtehenden Zernichtung ſtreitet ſo ſehr wider die Natur der menſchlichen Seele, daß wir ihn mit ſeinen nächſten Folgen nicht zuſammen reimen können, und wohin wir uns wenden, auf tauſend Ungereimtheiten

und Widerſprüche ſtoßen. Was iſt dieſes Leben mit allen ſeinen Mühſeligkeiten, beſonders wenn die angenehmen Augenblicke deſſelben von der Angſt für eine unvermeidliche Zernichtung vergällt werden? Was iſt eine Dauer von geſtern und heute, die morgen nicht mehr ſeyn wird? Eine höchſt verächtliche Kleinigkeit, die uns die Mühe, Arbeit, Sorgen und Beſchwerlichkeiten, mit welchen ſie erhalten wird, ſehr ſchlecht belohnet. Und gleichwohl iſt dem, der nichts Beſſeres zu hoffen hat, dieſe Kleinigkeit alles. Seiner Lehre zu Folge, müßte ihm das gegenwärtige Daſeyn das höchſte Gut ſeyn, dem nichts in der Welt die Wage halten kann; müßte das ſchmerzlichſte, das gequälteſte Leben dem Tode, als der völligen Zernichtung ſeines Weſens, unendlich vorzuziehen ſeyn; ſeine Liebe zum Leben müßte ſchlechterdings von nichts überwunden werden können. Welcher Bewegungsgrund, welche Betrachtung würde mächtig genug ſeyn, ihn in die geringſte Lebensgefahr zu führen? **Ehre und Nachruhm**? dieſe Schatten verſchwinden, wenn von wirklichen Gütern die Rede iſt, die mit ihnen in Vergleichung kommen ſollen. **Es betrifft das Wohl ſeiner Kinder, ſeiner Freunde, ſeines Vaterlandes**? — und wenn es das Wohl des ganzen menſchlichen Geſchlechts wäre; ihm iſt der armſeligſte Genuß weniger Augenblicke alles, was er ſich zu getröſten hat, und daher von unendlicher Wichtigkeit: wie kann er ſie in die Schanze ſchlagen?

gen? Was er wagt, iſt mit dem, was er zu erhalten hoffet, gar nicht in Vergleichung zu bringen; denn das Leben iſt, nach den Gedanken dieſer Sophiſten, in Vergleichung mit allen andern Gütern, unendlich groß.

Hat es aber keine Heldengeiſter gegeben, die, ohne von ihrer Unſterblichkeit überführt zu ſeyn, für die Rechte der Menſchlichkeit, Freyheit, Tugend, und Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja! und auch ſolche, die es um weit minder löblicher Urſachen willen auf das Spiel geſetzt. Aber gewiß hat ſie das Herz, und nicht der Verſtand dahin gebracht. Sie haben es aus Leidenſchaften, und nicht aus Grundſätzen gethan. Wer ein künftiges Leben hoffet und das Ziel ſeines Daſeyns in der Fortſchreitung zur Vollkommenheit ſetzet, der kann zu ſich ſelber ſagen: Siehe! du biſt hieher geſendet worden, durch Beförderung des Guten dich ſelbſt vollkommener zu machen: du darfſt alſo das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, ſelbſt auf Unkoſten deines Lebens befördern. Drohet die Tyranney deinem Vaterlande den Untergang, iſt die Gerechtigkeit in Gefahr unterdrückt, die Tugend gekränkt, und Religion und Wahrheit verfolgt zu werden: — ſo mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchem es dir verliehen worden, ſtirb, um dem menſchlichen Geſchlechte dieſe theuren Mittel zur Glückſeligkeit zu erhalten! Das Verdienſt, mit

ſo vieler Selbſtverleugnung das Gute befördert zu haben, giebt deinem Weſen einen unausſprechlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer ſeyn wird. So bald mir der Tod das gewähret, was das Leben nicht gewähren kann, ſo iſt es meine Pflicht, mein Beruf, meiner Beſtimmung gemäß zu ſterben. Nur alsdann läßt ſich der Werth dieſes Lebens angeben, und mit andern Gütern in Vergleichung bringen, wann wir es als ein Mittel zur Glückſeligkeit betrachten. So bald wir aber mit dem Leben auch unſer Daſeyn verlieren, ſo hört es auf ein bloßes Mittel zu ſeyn, es wird der Endzweck, das letzte Ziel unſerer Wünſche, das höchſte Gut, wornach wir ſtreben können, das um ſein ſelbſt willen geſucht, geliebt und verlangt wird, und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, viel weniger ihm vorgezogen werden, denn es übertrifft alle andern Betrachtungen an Wichtigkeit. Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein Menſch, dem mit dieſem Leben alles aus iſt, ſich, nach ſeinen Grundſätzen, dem Wohl des Vaterlandes, oder des ganzen menſchlichen Geſchlechts aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meynung, daß, ſo oft die Erhaltung des Vaterlandes z. B. unumgänglich erfodert, daß ein Bürger das Leben verliere, oder auch nur in Gefahr komme es zu verlieren, nach dieſer Vorausſetzung, ein Krieg zwiſchen dem Vaterlande und dieſem Bürger entſtehen muß, und was das ſeltſamſte iſt, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht

iſt.

iſt. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er ſich dem Wohl des Ganzen aufopfere? Wer wird dieſes leugnen? Allein dieſer Bürger hat das gerade entgegengeſetzte Recht, ſo bald das Leben ſein höchſtes Gut iſt. Er kann, er darf, ja er iſt dieſen Grundſätzen nach verbunden es zu thun, den Untergang ſeines Vaterlandes zu ſuchen, um ſein allertheuerſtes Leben einige Tage zu verlängern. Jedem moraliſchen Weſen kömmt, nach dieſer Vorausſetzung, ein entſchiedenes Recht zu, den Untergang der ganzen Welt zu verurſachen, wenn es ſein Leben, das heißt ſein Daſeyn, nur friſten kann. Ebendaſſelbe Recht haben alle ſeine Nebenweſen. Welch ein allgemeiner Aufſtand! welche Zerrüttung, welche Verwirrung in der ſittlichen Welt! Ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht iſt, ein allgemeiner Krieg aller moraliſchen Weſen, wo jedes in Wahrheit das Recht auf ſeiner Seite hat; ein Streit, der an und für ſich ſelbſt, auch von dem allergerechteſten Richter der Welt, nicht nach Recht und Billigkeit entſchieden werden kann: was kann ungereimter ſeyn?

Wenn alle Meynungen, worüber die Menſchen jemals geſtritten und in Zweifel geweſen, vor den Thron der Wahrheit gebracht werden ſollten: was dünkt euch, meine Freunde! würde dieſe Gottheit nicht alſofort entſcheiden, und unwiderruflich feſtſetzen können, welcher Satz wahr,

und welcher irrig ſey? Ganz unſtreitig! denn in dem Reiche der Wahrheit giebt es keinen Zweifel, keinen Schein, kein Dünken und Meynen; ſondern alles iſt entſchieden wahr, oder entſchieden irrig und falſch. Jedermann wird mir auch dieſes einräumen, daß eine Lehre, die nicht beſtehen kann, wenn wir nicht in dem Reiche der Wahrheiten ſelbſt Widerſprüche, unauflösliche Zweifel oder nicht zu entſcheidende Ungewißheiten annehmen, nothwendig falſch ſeyn müſſe: denn in dieſem Reiche herrſchet die allervollkommenſte Harmonie, die durch nichts unterbrochen oder geſtört werden kann. Nun aber hat es mit der Gerechtigkeit die nehmliche Beſchaffenheit: vor ihrem Throne werden alle Zwiſte und Streitigkeiten über Recht und Unrecht durch ewige und unveränderliche Regeln entſchieden. Da iſt kein Rechtsfall ſtreitig und ungewiß, da ſind keine Gerechtſame zweifelhaft, da finden ſich niemals zwey moraliſche Weſen, die auf eine und eben dieſelbe Sache ein gleiches Recht hätten. Alle dieſe Schwachheiten ſind ein Erbtheil des kurzſichtigen Menſchen, der die Gründe und Gegengründe nicht gehörig einſiehet, oder nicht gegeneinander abwiegen kann; in dem Verſtande des allerhöchſten Geiſtes ſtehen alle Pflichten und Rechte moraliſcher Weſen, ſo wie alle Wahrheiten, in der vollkommenſten Harmonie. Aller Streit der Obliegenheiten, alle Kolliſion der Pflichten, die ein eingeſchränktes Weſen in Zweifel und Ungewißheit ſetzen können, finden hier ihre unwiederrufliche Entſcheidung,

und ein gleiches Recht und Gegenrecht iſt in den Augen Gottes nicht weniger ungereimt, als ein Satz und Gegenſatz, Seyn und Nichtſeyn, welche beide in eben der Zeit dem Gegenſtande zukommen ſollen. Was ſollen wir alſo zu einer Meynung ſagen, die uns durch die bindigſten Folgerungen auf ſo übel zuſammenhängende und unſtatthafte Begriffe führet? Kann ſie vor dem Throne der Wahrheit genehmiget werden?

Mein Freund **Kriton** war vor einigen Tagen nicht geneigt mir einzuräumen, daß ich es der Republik und den Geſetzen ſchuldig ſey, mich der Strafe zu unterwerfen, die mir auferlegt worden. Wenn mir ſeine Denkungsart nicht ganz unbekannt iſt, ſo ſchien er nur deswegen Bedenken zu tragen, weil er das Urtheil, welches über mich ausgeſprochen worden, für ungerecht hielt. Wenn er wüßte, daß ich mich wirklich der Verbrechen ſchuldig gemacht, die wider mich eingeklaget worden ſind; ſo würde er nicht zweifeln, daß die Republik berechtiget ſey, mich am Leben zu ſtrafen, und daß mir obliege, dieſe Strafe zu leiden. Dem Rechte zu thun entſpricht allezeit eine Verbindlichkeit zu leiden. Hat die Republik, wie jede andere ſittliche Perſon, ein Recht, denjenigen zu ſtrafen, der ſie beleidiget *), und wenn es leichtere Stra-

*) Das Recht der Ahndung, oder eine Beleidigung durch

Strafen nicht thun, ihn ſo gar am Leben zu ſtrafen: ſo muß der Beleidiger auch nach der Strenge der Gerechtigkeit verbunden ſeyn, dieſe Strafe zu dulden. Ohne dieſe leidende Verbindlichkeit wäre jenes Recht

ein

durch Zufügung phyſikaliſcher Uebel zu vergelten, findet auch im Stande der Natur ſtatt, und gründet ſich nicht, wie einige Weltweiſen behaupten, auf den geſellſchaftlichen Vertrag, iſt auch von dem eingeführten Eigenthumsrechte unabhängig. Der Menſch iſt auch im Stande der Natur verbunden, für ſeine Erhaltung, Geſundheit und Vollkommenheit zu ſorgen, und hat ein Recht, ſich der erlaubten Mittel hierzu zu bedienen. Mithin darf er auch andere abhalten, daß ſie ihm in unſchuldiger Ausübung dieſes Rechts nicht hinderlich ſeyen. Er hat alſo ein vollkommenes Recht, von jedem andern zu fordern, daß er ihn nicht beleidigen, und endlich zu Abhaltung fernerer Beleidigung, ſich der Ahndung oder Strafe zu bedienen. Die Grade der Strafen richten ſich nach Maßgebung der Beleidigung, und vornehmlich nach der Wahrſcheinlichkeit, daß ſie hinreichen werden, für künftiges Unrecht zu beſchützen. Daher auch Todesſtrafen Rechtens ſind, wenn geringere Strafen nicht hinreichen wollen. Wer mir, im Stande der ungeſelligen Natur, meine Hütte niederreißt, mein

 Waſſer

ein leerer Ton, Worte ohne Sinn und Bedeutung. So wenig es in der phyſiſchen Welt ein Wirken ohne ein Leiden giebt: eben ſo wenig kann in der ſittlichen Welt ein Recht auf eine Perſon ohne eine Verbindlichkeit von Seiten dieſer Perſon gedacht werden *).

Ich

Waſſer trübe macht, oder mir gar einen Stein nachwirft, um mich zu beſchädigen, den kann ich mit Recht ſtrafen, obgleich kein Eigenthumsrecht noch eingeführet, kein geſellſchaftlicher Vertrag zwiſchen uns geſchloſſen iſt. Es wird auch niemand in Abrede ſeyn, daß jeder Staat das Recht habe, einen Auswärtigen, der ihn beleidiget, zu beſtrafen, ob derſelbe gleich in keinem geſellſchaftlichen Vertrage mit dieſem Staate ſtehet. Ja die Staaten unter ſich räumen ſich einander ein Recht zu ſtrafen ein, ob ſie gleich ſehr ofte noch im Stande der Natur unter ſich leben.

*) Das Geſetz des Stärkern kann in dem Reiche der Wahrheit keinen Rechtsfall entſcheiden. Macht und Recht ſind Begriffe von ſo verſchiedener Natur, daß die Macht ſo wenig ein Recht, als das Recht eine Macht erzeugen kann. Ein Recht an der einen, ohne Obliegenheit an der andern Seite, müßte durch die Macht entſchieden werden, und dieſes iſt ungereimt. Wenn Eltern das vollkom-

mene

Ich zweifle nicht, meine Freunde! daß **Kriton** und ihr alle hierinn mit mir einſtimmet. Aber ſo könnten wir nicht denken, wenn das Leben uns alles wäre. Dieſer irrigen Meynung zu Folge, käme dem abſcheulichſten Verbrecher nicht die Obliegenheit zu, die wohlverdiente Strafe zu leiden; ſondern wenn er bey der Republik ſein Leben verwirkt hat, ſo iſt er befugt, das Vaterland, das ſeinen Untergang will, zu Grunde zu richten. Das Geſchehene iſt nicht mehr zu ändern, das Leben iſt ſein höchſtes Gut: wie kann er ihm das Wohl der Republik vorziehen? wie kann ihm die Natur eine Pflicht vorſchreiben, die nicht auf ſein höchſtes Gut abzielet? wie kann er verbunden ſeyn, etwas zu thun, oder zu leiden, das mit ſeiner ganzen Glückſeligkeit ſtreitet *)? Es wird alſo ihm

mene Recht haben, von ihren Kindern Gehorſam zu fordern; ſo müſſen dieſe an ihrer Seite verbunden ſeyn, Gehorſam zu leiſten. Sind die Kinder berechtiget, ſo lange ſie ſich nicht ſelbſt pflegen können, ihre Verpflegung von den Eltern zu fordern; ſo muß den Eltern obliegen, dafür zu ſorgen. Dem unvollkommenen Rechte entſpricht von der andern Seite eine unvollkommene Verbindlichkeit. Wer in den Anfangsgründen des Naturrechts kein Fremdling iſt, kann an dieſen Sätzen unmöglich zweifeln.

*) Alle Pflichten, die die Natur dem Menſchen vor-

ihm nicht unerlaubt ſeyn, ja ſogar obliegen, den Staat durch Feuer und Schwerdt zu verwirren, wenn er ſein Leben dadurch retten kann. Wodurch aber hätte der Böſewicht dieſe Befugniß erlangt? Bevor er das zu beſtrafende Verbrechen begangen, war er, als Menſch, verbunden, das Wohl der Menſchen, als Bürger, das Wohl ſeiner Mitbürger zu befördern. Was kann ihn nunmehr von dieſer Verbindlichkeit befreyet, und ihm dagegen das entgegengeſetzte Recht gegeben haben, alles neben ſich zu vernichten? Was hat dieſe Veränderung in ſeinen Pflichten verurſacht? Wer unterſtehet ſich zu antworten: **Das begangene Verbrechen ſelbſt!**

Eine andere unglückſelige Folge von dieſer Meynung iſt, daß ihre Anhänger auch endlich genöthiget ſind, die Vorſehung Gottes zu läugnen. Da, nach ihren Gedanken, das Leben der Menſchen zwiſchen die engen Grenzen von Geburt und Tod eingeſchränkt iſt: ſo können ſie den Lauf deſſelben mit ihren Augen ver-

ſchreibt, müſſen das höchſte Gut zum Ziele haben. Iſt unſer höchſtes Gut die Glückſeligkeit; ſo kann die Pflicht befehlen, das Leben der Glückſeligkeit nachzuſetzen. Iſt aber das Leben ſelbſt das höchſte Gut; ſo kann es keine Pflicht haben, das Leben ſelbſt zu verlieren.

verfolgen und ganz überſehen. Sie haben alſo Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorſehung, wenn es eine giebt, zu beurtheilen. Nun bemerken ſie in den Begebenheiten dieſer Welt vieles, das offenbar mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenſchaften Gottes machen müſſen, nicht übereinkömmt. Manches widerſpricht ſeiner Güte, manches ſeiner Gerechtigkeit, und bisweilen ſollte man glauben, das Schickſal der Menſchen ſey von einer Urſache angeordnet worden, die am Böſen Vergnügen gefunden. In dem phyſiſchen Theile des Menſchen entdecken ſie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweiſeſten Abſichten, und die vollkommenſte Uebereinſtimmung zwiſchen Mittel und Endzweck: lauter ſichtbare Beweiſe der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem geſellſchaftlichen und ſittlichen Leben der Menſchen, ſo viel wir allhier davon überſehen können, ſind die Spuren dieſer göttlichen Eigenſchaften ganz unkenntlich. Triumphirende Laſter, gekrönte Uebelthaten, verfolgte Unſchuld, unterdrückte Tugend ſind wenigſtens nicht ſelten; die Unſchuldigen und Gerechten leiden nicht ſeltener, als die Uebelthäter; Meuterey gelingt ſo oft, als die weiſeſte Geſetzgebung, und ein ungerechter Krieg ſo gut, als die Vertilgung der Ungeheuer, oder jede andere wohlthätige Unternehmung, die zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts gereicht; Glück und Unglück trifft Gute und Böſe, ohne merklichen Unterſchied, und müſſen in den Augen

gen dieſer Sophiſten wenigſtens, ganz ohne Abſicht auf Tugend und Verdienſt, unter die Menſchen vertheilt zu ſeyn ſcheinen. Wenn ſich ein weiſes, gütiges und gerechtes Weſen um das Schickſal der Menſchen bekümmerte, und es nach ſeinem Wohlgefallen ordnete: würde nicht in der ſittlichen Welt eben die weiſe Ordnung herrſchen, die wir in der phyſiſchen bewundern?

Zwar dürfte mancher ſagen: „Dieſe Klagen rüh„ren bloß von unzufriedenen Gemüthern her, denen „es weder Götter noch Menſchen jemals recht ma„chen können. Erfüllet ihnen alle ihre Wünſche, „ſetzet ſie auf den Gipfel der Glückſeligkeit: ſie finden „in den düſtern Winkeln ihres Herzens noch allemal „Eigenſinn und üble Laune genug, ſich über ihre „Wohlthäter ſelbſt zu beklagen. In den Augen ei„nes mäßigen und genügſamen Menſchen ſind die „Güter dieſer Welt ſo ungleich nicht ausgetheilt, als „man glaubt. Die Tugend hat mehrentheils eine „innere Selbſtberuhigung zur Gefährtinn, welche „eine ſüßere Belohnung für ſie iſt, als Glück, „Ehre und Reichthum. Die unterliegende Unſchuld „würde ſich vielleicht ſelten an die Stelle des Wü„trichs wünſchen, der ihr den Fuß in den Nacken „ſetzet; ſie würde das in die Augen fallende Glück „nur allzutheuer durch innre Unruhen erkaufen müſ-

„ſen.

„ſen. Ueberhaupt, wer mehr auf die Empfindun„gen der Menſchen Achtung giebt, als auf ihre Ur„theile, der wird ihren Zuſtand lange ſo beklagens„werth nicht finden, als ſie ihn in ihren gemeinen „Reden und Unterhaltungen machen.“ So dürfte mancher vorgeben, um die Wege einer weiſen Vorſehung in der Natur zu retten. Allein alle dieſe Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wann mit dieſem Leben nicht alles für uns aus iſt, wann ſich die Hoffnungen vor uns hin ins Unendliche erſtrecken. In dieſem Falle kann es, ja es muß für unſere Glückſeligkeit weit wichtiger ſeyn, wenn wir hienieden mit dem Unglück ringen, wenn wir Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen lernen und üben, als wenn wir uns im Glück und Ueberfluß vergeſſen. Wenn ich auch das Leben unter tauſend Martern endige, was thut dieſes? Hat nur meine Seele dadurch die Schönheit der leidenden Unſchuld erworben, ſo iſt ſie für alle ihre Pein mit Wucher bezahlt. Die Qual iſt vergänglich, und der Lohn von ewiger Dauer. Aber was hält den ſchadlos, der unter dieſen Qualen ſein ganzes Daſeyn aufgiebt? und mit dem letzten Odem auch alle Schönheiten ſeines Geiſtes fahren läßt, die er durch dieſen Kampf erworben? Iſt das Schickſal eines ſolchen Menſchen nicht grauſam? kann der gerecht und gütig ſeyn, der es ſo geordnet? — Und geſetzt, das Bewußtſeyn der Unſchuld hielte allen ſchmerzhaften Em-

und ein gleiches Recht und Gegenrecht iſt in den Augen Gottes nicht weniger ungereimt, als ein Satz und Gegenſatz, Seyn und Nichtſeyn, welche beide in eben der Zeit dem Gegenſtande zukommen ſollen. Was ſollen wir alſo zu einer Meynung ſagen, die uns durch die bindigſten Folgerungen auf ſo übel zuſammenhängende und unſtatthafte Begriffe führet? Kann ſie vor dem Throne der Wahrheit genehmiget werden?

Mein Freund **Kriton** war vor einigen Tagen nicht geneigt mir einzuräumen, daß ich es der Republik und den Geſetzen ſchuldig ſey, mich der Strafe zu unterwerfen, die mir auferlegt worden. Wenn mir ſeine Denkungsart nicht ganz unbekannt iſt, ſo ſchien er nur deswegen Bedenken zu tragen, weil er das Urtheil, welches über mich ausgeſprochen worden, für ungerecht hielt. Wenn er wüßte, daß ich mich wirklich der Verbrechen ſchuldig gemacht, die wider mich eingeklaget worden ſind; ſo würde er nicht zweifeln, daß die Republik berechtiget ſey, mich am Leben zu ſtrafen, und daß mir obliege, dieſe Strafe zu leiden. Dem Rechte zu thun entſpricht allezeit eine Verbindlichkeit zu leiden. Hat die Republik, wie jede andere ſittliche Perſon, ein Recht, denjenigen zu ſtrafen, der ſie beleidiget *), und wenn es leichtere Stra-

*) Das Recht der Ahndung, oder eine Beleidigung durch

Strafen nicht thun, ihn ſo gar am Leben zu ſtrafen: ſo muß der Beleidiger auch nach der Strenge der Gerechtigkeit verbunden ſeyn, dieſe Strafe zu dulden. Ohne dieſe leidende Verbindlichkeit wäre jenes Recht ein

durch Zufügung phyſikaliſcher Uebel zu vergelten, findet auch im Stande der Natur ſtatt, und gründet ſich nicht, wie einige Weltweiſen behaupten, auf den geſellſchaftlichen Vertrag, iſt auch von dem eingeführten Eigenthumsrechte unabhängig. Der Menſch iſt auch im Stande der Natur verbunden, für ſeine Erhaltung, Geſundheit und Vollkommenheit zu ſorgen, und hat ein Recht, ſich der erlaubten Mittel hierzu zu bedienen. Mithin darf er auch andere abhalten, daß ſie ihm in unſchuldiger Ausübung dieſes Rechts nicht hinderlich ſeyen. Er hat alſo ein vollkommenes Recht, von jedem andern zu fordern, daß er ihn nicht beleidigen, und endlich zu Abhaltung fernerer Beleidigung, ſich der Ahndung oder Strafe zu bedienen. Die Grade der Strafen richten ſich nach Maßgebung der Beleidigung, und vornehmlich nach der Wahrſcheinlichkeit, daß ſie hinreichen werden, für künftiges Unrecht zu beſchützen. Daher auch Todesſtrafen Rechtens ſind, wenn geringere Strafen nicht hinreichen wollen. Wer mir, im Stande der ungeſelligen Natur, meine Hütte niederreißt, mein

ein leerer Ton, Worte ohne Sinn und Bedeutung. So wenig es in der phyſiſchen Welt ein Wirken ohne ein Leiden giebt: eben ſo wenig kann in der ſittlichen Welt ein Recht auf eine Perſon ohne eine Verbindlichkeit von Seiten dieſer Perſon gedacht werden *). Ich

Waſſer trübe macht, oder mir gar einen Stein nachwirft, um mich zu beſchädigen, den kann ich mit Recht ſtrafen, obgleich kein Eigenthumsrecht noch eingeführet, kein geſellſchaftlicher Vertrag zwiſchen uns geſchloſſen iſt. Es wird auch niemand in Abrede ſeyn, daß jeder Staat das Recht habe, einen Auswärtigen, der ihn beleidiget, zu beſtrafen, ob derſelbe gleich in keinem geſellſchaftlichen Vertrage mit dieſem Staate ſtehet. Ja die Staaten unter ſich räumen ſich einander ein Recht zu ſtrafen ein, ob ſie gleich ſehr ofte noch im Stande der Natur unter ſich leben.

*) Das Geſetz des Stärkern kann in dem Reiche der Wahrheit keinen Rechtsfall entſcheiden. Macht und Recht ſind Begriffe von ſo verſchiedener Natur, daß die Macht ſo wenig ein Recht, als das Recht eine Macht erzeugen kann. Ein Recht an der einen, ohne Obliegenheit an der andern Seite, müßte durch die Macht entſchieden werden, und dieſes iſt ungereimt. Wenn Eltern das vollkommene

Ich zweifle nicht, meine Freunde! daß **Kriton** und ihr alle hierinn mit mir einſtimmet. Aber ſo könnten wir nicht denken, wenn das Leben uns alles wäre. Dieſer irrigen Meynung zu Folge, käme dem abſcheulichſten Verbrecher nicht die Obliegenheit zu, die wohlverdiente Strafe zu leiden; ſondern wenn er bey der Republik ſein Leben verwirkt hat, ſo iſt er befugt, das Vaterland, das ſeinen Untergang will, zu Grunde zu richten. Das Geſchehene iſt nicht mehr zu ändern, das Leben iſt ſein höchſtes Gut: wie kann er ihm das Wohl der Republik vorziehen? wie kann ihm die Natur eine Pflicht vorſchreiben, die nicht auf ſein höchſtes Gut abzielet? wie kann er verbunden ſeyn, etwas zu thun, oder zu leiden, das mit ſeiner ganzen Glückſeligkeit ſtreitet *)? Es wird alſo ihm

mene Recht haben, von ihren Kindern Gehorſam zu fordern; ſo müſſen dieſe an ihrer Seite verbunden ſeyn, Gehorſam zu leiſten. Sind die Kinder berechtiget, ſo lange ſie ſich nicht ſelbſt pflegen können, ihre Verpflegung von den Eltern zu fordern; ſo muß den Eltern obliegen, dafür zu ſorgen. Dem unvollkommenen Rechte entſpricht von der andern Seite eine unvollkommene Verbindlichkeit. Wer in den Anfangsgründen des Naturrechts kein Fremdling iſt, kann an dieſen Sätzen unmöglich zweifeln.

*) Alle Pflichten, die die Natur dem Menſchen vor-

ihm nicht unerlaubt ſeyn, ja ſogar obliegen, den Staat durch Feuer und Schwerdt zu verwirren, wenn er ſein Leben dadurch retten kann. Wodurch aber hätte der Böſewicht dieſe Befugniß erlangt? Bevor er das zu beſtrafende Verbrechen begangen, war er, als Menſch, verbunden, das Wohl der Menſchen, als Bürger, das Wohl ſeiner Mitbürger zu befördern. Was kann ihn nunmehr von dieſer Verbindlichkeit befreyet, und ihm dagegen das entgegengeſetzte Recht gegeben haben, alles neben ſich zu vernichten? Was hat dieſe Veränderung in ſeinen Pflichten verurſacht? Wer unterſtehet ſich zu antworten: **Das begangene Verbrechen ſelbſt!**

Eine andere unglückſelige Folge von dieſer Meynung iſt, daß ihre Anhänger auch endlich genöthiget ſind, die Vorſehung Gottes zu läugnen. Da, nach ihren Gedanken, das Leben der Menſchen zwiſchen die engen Grenzen von Geburt und Tod eingeſchränkt iſt: ſo können ſie den Lauf deſſelben mit ihren Augen

ver-

ſchreibt, müſſen das höchſte Gut zum Ziele haben. Iſt unſer höchſtes Gut die Glückſeligkeit; ſo kann die Pflicht befehlen, das Leben der Glückſeligkeit nachzuſetzen. Iſt aber das Leben ſelbſt das höchſte Gut; ſo kann es keine Pflicht haben, das Leben ſelbſt zu verlieren.

verfolgen und ganz überſehen. Sie haben alſo Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorſehung, wenn es eine giebt, zu beurtheilen. Nun bemerken ſie in den Begebenheiten dieſer Welt vieles, das offenbar mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenſchaften Gottes machen müſſen, nicht übereinkömmt. Manches widerſpricht ſeiner Güte, manches ſeiner Gerechtigkeit, und bisweilen ſollte man glauben, das Schickſal der Menſchen ſey von einer Urſache angeordnet worden, die am Böſen Vergnügen gefunden. In dem phyſiſchen Theile des Menſchen entdecken ſie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweiſeſten Abſichten, und die vollkommenſte Uebereinſtimmung zwiſchen Mittel und Endzweck: lauter ſichtbare Beweiſe der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem geſellſchaftlichen und ſittlichen Leben der Menſchen, ſo viel wir allhier davon überſehen können, ſind die Spuren dieſer göttlichen Eigenſchaften ganz unkenntlich. Triumphirende Laſter, gekrönte Uebelthaten, verfolgte Unſchuld, unterdrückte Tugend ſind wenigſtens nicht ſelten; die Unſchuldigen und Gerechten leiden nicht ſeltener, als die Uebelthäter; Meuterey gelingt ſo oft, als die weiſeſte Geſetzgebung, und ein ungerechter Krieg ſo gut, als die Vertilgung der Ungeheuer, oder jede andere wohlthätige Unternehmung, die zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts gereicht; Glück und Unglück trifft Gute und Böſe, ohne merklichen Unterſchied, und müſſen in den Au-

gen dieſer Sophiſten wenigſtens, ganz ohne Abſicht auf Tugend und Verdienſt, unter die Menſchen vertheilt zu ſeyn ſcheinen. Wenn ſich ein weiſes, gütiges und gerechtes Weſen um das Schickſal der Menſchen bekümmerte, und es nach ſeinem Wohlgefallen ordnete: würde nicht in der ſittlichen Welt eben die weiſe Ordnung herrſchen, die wir in der phyſiſchen bewundern?

Zwar dürfte mancher ſagen: „Dieſe Klagen rüh„ren bloß von unzufriedenen Gemüthern her, denen „es weder Götter noch Menſchen jemals recht ma„chen können. Erfüllet ihnen alle ihre Wünſche, „ſetzet ſie auf den Gipfel der Glückſeligkeit: ſie finden „in den düſtern Winkeln ihres Herzens noch allemal „Eigenſinn und üble Laune genug, ſich über ihre „Wohlthäter ſelbſt zu beklagen. In den Augen ei„nes mäßigen und genügſamen Menſchen ſind die „Güter dieſer Welt ſo ungleich nicht ausgetheilt, als „man glaubt. Die Tugend hat mehrentheils eine „innere Selbſtberuhigung zur Gefährtinn, welche „eine ſüßere Belohnung für ſie iſt, als Glück, „Ehre und Reichthum. Die unterliegende Unſchuld „würde ſich vielleicht ſelten an die Stelle des Wü„trichs wünſchen, der ihr den Fuß in den Nacken „ſetzet; ſie würde das in die Augen fallende Glück „nur allzutheuer durch innre Unruhen erkaufen müſ-

„ſen.

„ſen. Ueberhaupt, wer mehr auf die Empfindun„gen der Menſchen Achtung giebt, als auf ihre Ur„theile, der wird ihren Zuſtand lange ſo beklagens„werth nicht finden, als ſie ihn in ihren gemeinen „Reden und Unterhaltungen machen.“ So dürfte mancher vorgeben, um die Wege einer weiſen Vorſehung in der Natur zu retten. Allein alle dieſe Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wann mit dieſem Leben nicht alles für uns aus iſt, wann ſich die Hoffnungen vor uns hin ins Unendliche erſtrecken. In dieſem Falle kann es, ja es muß für unſere Glückſeligkeit weit wichtiger ſeyn, wenn wir hienieden mit dem Unglück ringen, wenn wir Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen lernen und üben, als wenn wir uns im Glück und Ueberfluß vergeſſen. Wenn ich auch das Leben unter tauſend Martern endige, was thut dieſes? Hat nur meine Seele dadurch die Schönheit der leidenden Unſchuld erworben, ſo iſt ſie für alle ihre Pein mit Wucher bezahlt. Die Qual iſt vergänglich, und der Lohn von ewiger Dauer. Aber was hält den ſchadlos, der unter dieſen Qualen ſein ganzes Daſeyn aufgiebt? und mit dem letzten Odem auch alle Schönheiten ſeines Geiſtes fahren läßt, die er durch dieſen Kampf erworben? Iſt das Schickſal eines ſolchen Menſchen nicht grauſam? kann der gerecht und gütig ſeyn, der es ſo geordnet? — Und geſetzt, das Bewußtſeyn der Unſchuld hielte allen ſchmerzhaften Em-

pfindungen, der Todesqual ſelbſt, die der Unſchuldige von den Händen ſeines Verfolgers leidet, das Gleichgewicht: ſoll jener Gewaltthäter, jener Beleidiger der göttlichen und menſchlichen Rechte ſo dahin fahren, ohne jemals aus der blinden Verſtocktheit, in welcher er gelebt, geriſſen zu werden, und vom Guten und Böſen richtigere Begriffe zu erlangen? ohne jemals gewahr zu werden, daß dieſe Welt von einem Weſen regieret wird, welches an der Tugend Wohlgefallen findet? Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen iſt, ſo iſt die Vorſehung gegen den Verfolger ſo wenig zu rechtfertigen, als gegen den Verfolgten.

Unglücklicher Weiſe werden viele durch dieſe anſcheinende Schwierigkeiten verführt, die Vorſehung zu leugnen. Das allerhöchſte Weſen, wähnen ſie, bekümmere ſich um das Schickſal der Menſchen gar nicht, ſo ſehr es ſich auch die Vollkommenheit ſeiner phyſiſchen Natur hat angelegen ſeyn laſſen. Tugend und Laſter, Unſchuld und Verbrechen, wer ihm dienet, und wer ihn läſtert, ſprechen ſie, ſeyn dem allgemeinen Weltgeiſt vollkommen gleich, und was dergleichen ſo lächerlicher als ſtrafbarer Meynungen mehr ſind, auf die man nothwendig gerathen muß, ſo bald man den Weg zur Wahrheit verfehlt. Ich halte es für überflüßig, meine Freunde! von dem Ungrunde dieſer Meynungen viele Worte zu machen, da wir alle verſichert ſind, daß wir unter der göttlichen Ob-

hut

hut ſtehen, und das Gute von ſeinen Händen, ſo wie das Böſe nicht anders als mit ſeiner Zulaſſung, empfangen.

Hingegen wiſſen wir einen ſicherern und leichtern Weg, uns aus dieſem Labyrinthe zu finden. In unſern Augen verleugnet das Sittliche ſo wenig, als das Phyſiſche dieſer Welt, die Vollkommenheit ihres Urhebers. So wie ſich in der phyſiſchen Welt Unordnungen in den Theilen, Stürme, Ungewitter, Erdbeben, Ueberſchwemmung, Peſt, u. ſ. w. in Vollkommenheiten des unermeßlichen Ganzen auflöſen: eben alſo dienen in der ſittlichen Welt, in dem Schickſale und den Begegniſſen des geſelligen Menſchen, alle zeitliche Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergängliches Leiden zu unaufhörlicher Seligkeit, und kurze Prüfung zu dauerhaftem Wohlſeyn. Das Schickſal eines einzigen Menſchen in ſeinem gehörigen Lichte zu betrachten, müßten wir es in ſeiner ganzen Ewigkeit überſehen können. Alsdann erſt könnten wir die Wege der Vorſehung unterſuchen und beurtheilen, wann wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Weſens unter einen einzigen, unſerer Schwachheit angemeſſenen, Geſichtspunkt bringen könnten: aber alsdann ſeyd verſichert, meine Lieben! würden wir weder tadeln, noch murren, noch unzufrieden ſeyn; ſondern voller Verwunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrſchers verehren und anbeten.

Aus

Aus allen dieſen Beweisgründen zuſammengenommen, meine Freunde! erwächſt die zuverläßigſte Verſicherung von einem zukünftigen Leben, die unſer Gemüth vollkommen befriedigen kann. Das Vermögen zu empfinden iſt keine Beſchaffenheit des Körpers, und ſeines feinen Baues; ſondern hat ſeine Beſtandheit für ſich. Das Weſen dieſer Beſtandheit iſt einfach, und folglich unvergänglich. Auch die Vollkommenheit, die dieſe einfache Subſtanz erworben, muß in Abſicht auf ſie ſelbſt von unaufhörlichen Folgen ſeyn, und ſie immer tüchtiger machen, die Abſichten Gottes in der Natur zu erfüllen. Insbeſondere gehört unſere Seele, als ein vernünftiges und nach der Vollkommenheit ſtrebendes Weſen, zu dem Geſchlechte der Geiſter, die den Endzweck der Schöpfung enthalten, und niemals aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu ſeyn. Der Anfang ihres Daſeyns iſt, wie wir ſehen, ein Beſtreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Weſen iſt des unaufhörlichen Wachsthums fähig; ihr Trieb hat die augenſcheinlichſte Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur beut ihrem nie zu löſchenden Durſte eine unerſchöpfliche Quelle an. Ferner haben ſie, als moraliſche Weſen, ein Syſtem von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und Widerſprüche ſeyn würde, wenn ſie auf dem Wege zur Vollkommenheit gehemmt und zurück geſtoßen werden ſollten. Und endlich verweiſet

weiſet uns die anſcheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schickſale der Menſchen auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher ſich alles auflöſet, was hier verſchlungen ſcheinet. Wer hier mit Standhaftigkeit, und gleichſam dem Unglücke zu Trotz, ſeine Pflicht erfüllet, und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, muß den Lohn ſeiner Tugenden endlich genießen; und der Laſterhafte kann nicht dahin fahren, ohne auf eine oder die andere Weiſe zur Erkenntniß gebracht zu ſeyn, daß die Uebelthaten nicht der Weg zur Glückſeligkeit ſind. Mit einem Worte, allen Eigenſchaften Gottes, ſeiner Weisheit, ſeiner Güte, ſeiner Gerechtigkeit würde es widerſprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit ſtrebenden Weſen nur zu einer zeitlichen Dauer geſchaffen hätte.

Es dürfte Jemand von euch ſprechen: „Gut, „Sokrates! Du haſt uns gezeigt, daß wir uns „eines künftigen Lebens zu getröſten haben: ſage uns „aber auch, wo werden ſich unſere abgeſchiedenen Geiſter aufhalten? welche Gegend des Aethers werden „ſie bewohnen? womit werden ſie ſich beſchäfftigen? „auf welche Art werden die Tugendhaften belohnt, „und die Laſterhaften zu beſſerer Erkenntniß gebracht „werden?“

Wenn Jemand mich dieſes fragt, ſo antworte ich: Freund! du forderſt mehr, als meines Berufs iſt.

Ich

Ich habe dich durch alle Krümmungen des Labyrinths hindurch geführt, und zeige dir den Ausgang: hier endiget ſich mein Beruf. Andere Wegweiſer mögen dich weiter führen. Ob die Seelen der Gottloſen werden Froſt oder Hitze, Hunger oder Durſt zu leiden haben, ob ſie in dem Acheruſiſchen Moraſte ſich herumwälzen, in dem düſtern Tartarus, oder in den Flammen des Pyriphlegetons ihre Zeit hinbringen müſſen, bis ſie geläutert werden; ob die Seligen auf einer von lauter Gold und Edelgeſtein blitzenden Erde die reinſte Himmelsluft einſaugen, und ſich in dem Glanze der Morgenröthe ſonnen, oder ob ſie in den Armen einer ewigen Jugend ruhen und ſich mit Nektar und Ambroſia füttern laſſen: alles dieſes, mein Freund! weiß ich nicht. Wiſſen es unſere Dichter und Fabellehrer beſſer: ſo mögen ſie andere davon verſichern. Es ſchadet vielleicht nicht, wenn gewiſſer Leute Einbildungskraft auf eine ſolche Weiſe beſchäfftiget und angeſtrengt wird. Was mich betrifft, ſo begnüge ich mich mit der Ueberzeugung, daß ich ewig unter göttlicher Obhut ſtehen werde, daß ſeine heilige und gerechte Vorſehung in jenem Leben, ſo wie in dieſem, über mich walte, und daß meine wahre Glückſeligkeit in den Schönheiten und Vollkommenheiten meines Geiſtes beſtehe: dieſe ſind Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freyheit, Liebe, Wohlwollen, Erkenntniß Gottes, Beförderung ſeiner Abſichten, und Ergebung in ſeinen heiligen Willen. Dieſe Seligkeiten erwar-

ten

ten meiner in jener Zukunft, dahin ich eile, und ein mehreres brauche ich nicht zu wiſſen, um mit getroſtem Muthe den Weg anzutreten, der mich dahin führet. Ihr, **Simmias**, **Cebes**, und übrigen Freunde! ihr werdet mir folgen, ein jeder zu ſeiner Zeit. Mir winkt jetzt ſchon das unbewegliche Schickſal, wie etwa ein Trauerſpieldichter ſagen würde. Es iſt Zeit, daß ich ins Bad gehe; denn ich halte es für anſtändiger, nach dem Bade erſt den Gift zu mir zu nehmen, damit ich den Weibern die Mühe erſpare, meinen Leichnam zu waſchen.

Als **Sokrates** ausgeredet hatte, ergriff **Kriton** das Wort und ſprach: Es ſey! Was haſt du aber dieſen Freunden oder mir zu hinterlaſſen, das deine Kinder oder häußlichen Angelegenheiten angehet? womit können wir dir zu Gefallen leben? — Wenn ihr ſo lebet, **Kriton**! ſprach er, wie ich euch längſt empfohlen habe. Ich habe nichts Neues hinzuzuthun. Wenn ihr für euch ſelbſt Achtung habet, ſo werdet ihr mir, den Meinigen und euch ſelbſt zu Gefallen leben, und wenn ihr es auch nicht verſprechet, vernachläßiget ihr aber euch ſelbſt, und wollet der Spur nicht folgen, die euch heute und in vorigen Zeiten vorgezeichnet worden: ſo wird es nichts helfen, wenn ihr auch jetzt noch ſo viel zuſaget. — **Kriton** verſetzte: Wir werden mit allen Kräften ſtreben, dir zu gehorchen, mein **Sokrates**! Wie ſollen wir aber nach deinem

Tode

Tode mit dir verfahren? — Wie ihr wollet, antwortete **Sokrates**, wenn ihr mich anders habet, und ich euch nicht entwiſche? — Zu gleicher Zeit ſahe er uns lächelnd an, und ſprach: Ich kann den **Kriton** nicht bereden, meine Freunde! daß derjenige eigentlich **Sokrates** ſey, der jetzt redet, und euch eine Zeitlang unterhalten hat; er glaubt immer noch, der Leichnam, den er bald wird zu ſehen bekommen, und der vorjetzo nur meine Hülle iſt, das ſey **Sokrates**, und fragt, wie er mich begraben ſoll. Alle die Gründe, die ich bisher angeführet, zu beweiſen, daß ich, ſo bald der Gift gewirkt haben wird, nicht mehr bey euch bleiben, ſondern in die Wohnungen der Glückſeligen verſetzt werde, ſcheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu tröſten. Seyd ſo gut, meine Freunde! und verbürget nun beym **Kriton** das Gegentheil deſſen, was er bey den Richtern verbürgt hat. Er iſt für mich gut geweſen, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müſſet ihm dafür ſtehen, daß ich mich, gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen, oder in die Erde ſenken ſehe, und ſich nicht ſo ſehr betrübe, als wenn mir das größte Unglück wiederführe. Er ſpreche auch bey meinem Leichenbegängniſſe nicht: man legt den **Sokrates** auf die Bahre, man trägt den **Sokrates** hinweg, man beerdiget den **Sokrates**. Denn wiſſe, fuhr er fort, mein werther **Kriton**! dergleichen Reden ſind nicht nur der Wahrheit zuwider, ſondern

dern auch eine Beleidigung für den abgeſchiedenen Geiſt. Sey vielmehr getroſtes Muths, und ſprich, mein Leichnam werde beerdiget. Im übrigen magſt du ihn beerdigen, wie es dir gefällt, und wie du glaubeſt, daß es die Geſetze mit ſich bringen. Hierauf gieng er in ein benachbartes Gemach, um ſich zu waſchen. **Kriton** folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben, und unterhielten uns eines Theils mit dem, was wir gehöret hatten, wiederholten, überdachten, und erwogen einige Gründe, um uns davon gehörig zu überzeugen; andern Theils aber beſchäftigte uns die troſtloſe Erwartung des großen Unglücks, das uns bevorſtund. Denn es kam uns nicht anders vor, als wenn wir unſern Vater verlören, und von nun an als Waiſen in der Welt leben müßten. Als er ſich gewaſchen hatte, brachte man ihm ſeine Kinder (er hat ihrer drey, zwey kleine, und éin erwachſenes): und ſeine Hausweiber traten zu ihm hinein. Er unterhielt ſich mit ihnen in Gegenwart des **Kriton**, ſagte ihnen, was er zu ſagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen, und kam wieder zu uns heraus. Es war gegen Sonnenuntergang; denn er hatte ſich etwas lange in dem Nebengemache verweilet. Er ſetzte ſich nieder, ſprach aber ſehr wenig; denn bald darauf kam der Trabante der Eilfmänner, ſtellte ſich neben ihn, und ſprach: O **Sokrates**! ich werde an dir etwas ganz anders gewahr, als an andern Verurtheilten. Sie pflegen ſich zu entrüſten,

und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit ſey, den Gift zu trinken; du aber ſcheineſt mir allezeit, und vornehmlich jetzt, der gelaſſenſte und ſanftmüthigſte Mann zu ſeyn, der jemals dieſen Ort betreten. Ich weiß gewiß, du biſt auch jetzo über mich nicht ungehalten, ſondern über die, (du kenneſt ſie!) die daran Schuld ſind. Du merkeſt nun wohl, Sokrates! was für eine Botſchaft ich dir zu bringen habe. Gehab dich wohl, und leide mit Geduld, was nicht zu ändern iſt. Er ſprach es, kehrte ſich herum und weinte. Sokrates ſahe ſich nach ihm um, und ſprach: Lebe du wohl, Freund! wir werden dir gehorchen. Zu uns aber ſprach er: Was für ein rechtſchaffner Mann! er hat mich oft beſucht, auch ſich zuweilen mit mir unterhalten. Es iſt ein gar guter und ehrlicher Menſch: ſehet, wie aufrichtig er jetzt um mich weinet! Allein, Kriton! wir müſſen ihm in der That gehorchen: laß den Gift herbringen, wenn er fertig iſt; wo nicht, ſo mag ihn dieſer zu rechte machen.

Warum ſo eilig? mein Sokrates! verſetzte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen ſcheinet, und noch nicht untergegangen iſt. Andere pflegen, nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor ſie den Gifttrank zu ſich nehmen, und vorher ſich gütlich zu thun, zu eſſen, zu trinken, auch wohl gar der Liebe zu pflegen. Wir können noch eine

gute

gute Weile verziehen. — Das mögen die thun, Kriton! antwortete Sokrates, welche jede Friſt für Gewinn halten; ich aber habe meine Gründe, das Gegentheil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzögere, und würde mir nur ſelbſt lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben jetzt geizte und kargte, da es nicht mehr mein iſt. Thue mir immer meinen Willen, und halte mich nicht auf.

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm ſtand. Der Knabe gieng heraus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Gifts, und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen. Sokrates ſahe ihn kommen, und ſprach: Guter Mann, gieb her! Aber was muß ich dabey thun? du wirſt es wiſſen. Nichts anders, antwortete dieſer, als nach dem Trinken auf und nieder gehen, bis dir die Füße ſchwer werden; ſodann legſt du dich nieder: dieſes iſt alles. Und hiermit reichte er ihm den Becher. Sokrates nahm ihn, lieber Echekrates! mit ſolcher Gelaſſenheit, ohne Zittern, ohne Farbe oder Geſichtszüge im geringſten zu verändern, ſahe den Menſchen mit ſeinen weit offenen Augen an, und ſprach: Was meyneſt du? darf man den Göttern davon einige Tropfen zum Dankopfer vergießen? Es iſt gerade ſo viel als nöthig iſt, verſetzte dieſer. So mag es bleiben, erwiederte Sokrates; aber ein Gebet kann ich doch

an ſie richten: **Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reiſe!** Mit dieſen Worten ſetzte er den Becher an, und leerte ihn ruhig und gelaſſen aus.

Bisher konnten ſich viele von uns noch der Thränen enthalten; als wir ihn aber anſetzen, trinken, und ausleeren ſahen, da war es nicht möglich. Mir ſelbſt tröpfelten die Thränen nicht, ſondern ergoſſen ſich, wie in Strömen herunter, und ich mußte mir das Geſicht in den Mantel hüllen, um ungeſtört weinen zu können, nicht über ihn, ſondern über mich ſelbſt, daß ich das Unglück hatte, einen ſolchen Freund zu verlieren. **Kriton**, der ſich noch vor mir der Thränen nicht enthalten konnte, ſtand auf und irrete im Gefängniſſe umher; und **Apollodorus**, der die ganze Zeit mehrentheils geweinet, fieng damals an, überlaut zu heulen und zu jammern, daß einem jeden das Herz davon brach. Nur **Sokrates** blieb unbewegt, und rief uns zu: Was machet ihr? Kleinmüthigen! deswegen habe ich ſo eben die Weiber weggeſchickt, damit ſie hier nicht ſo klagen und winſeln möchten; denn ich habe mir ſagen laſſen, man müſſe ſuchen unter Seegnungen und guten Wünſchen den Geiſt aufzugeben. Seyd ruhig, und zeiget euch als Männer! — Als wir dieſes vernommen, ſchämeten wir uns, und hörten auf zu weinen. Er gieng auf und nieder, bis ihm die Füße ſchwer wurden, und legte ſich ſodann auf

den

den Rücken, wie der Sklave ihm gerathen hatte. Bald darauf betaſtete ihn der Mann, welcher ihm den Gift gereicht, mit den Händen, und beobachtete ſeine Füſſe und ſeine Hüften. Er drückte ihm den Fuß, und fragte, ob er es fühlte? Nein, ſprach er. Er drückte ihm den Schenkel, ließ aber wieder los, und gab uns zu verſtehen, daß er kalt und ſteif ſey. Er betaſtete ihn wieder, und ſprach: So bald es ihm ans Herz kömmt, wird er verſcheiden. Nun fieng ihm der Unterleib ſchon an kalt zu werden. Er deckte ſich auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und ſagte zum **Kriton** (dieſes waren ſeine letzten Worte): **Freund! vergiß nicht, dem Gott der Geneſung einen Hahn zu bringen, denn wir ſind ihm einen ſchuldig.** — **Kriton** antwortete: Es ſoll geſchehen. Haſt du ſonſt nichts mehr zu hinterlaſſen? Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn vollends auf, und ſeine Blicke blieben ſtarr. Als **Kriton** es ſahe, drückte er ihm Mund und Augen zu.

Dieſes war das Ende unſeres Freundes, o **Echekrates**! eines Mannes, der unter allen Menſchen, die wir kannten, unſtreitig der rechtſchaffenſte, weiſeſte, und gerechteſte geweſen.

Anhang,
Einige Einwürfe betreffend, die dem Verfaſſer gemacht worden ſind.

Verſchiedene Freunde der Wahrheit haben die Gewogenheit gehabt, mir ihre Erinnerungen und Anmerkungen über obige Geſpräche, theils in Privatbriefen und theils in öffentlichen Blättern, zu Geſichte kommen zu laſſen. Nicht wenige derſelben habe ich bey dieſer zwoten Auflage mit Nutzen gebraucht. Ich habe hier und da verändert, an einigen Stellen mich deutlicher erklärt, und andere durch Noten erläutert. Dieſes iſt der einzige Dank, den dieſe würdige Männer von mir erwarten. Aber alles habe ich nicht aus dem Wege räumen können, was meinen Richtern anſtößig geſchienen. Zum Theil haben mich ihre Gründe nicht überzeugt, und zum Theil giengen ihre Anforderungen über meine Kräfte. Man erlaube, daß ich mich hier über einige Erinnerungen von dieſer Art erkläre.

Ueberhaupt muß ich bekennen, daß die Kunſtrichter in Anſehung meiner eher nachſichtsvoll, als ſtrenge geweſen ſind. Ich habe mich über keinen unbilligen Tadel zu beſchweren, vielleicht eher über unbilliges Lob, davon mich die Selbſterkenntniß verſichert, daß es übertrieben iſt. Unmäßiges Lob pflegt mehr die Abſichten zu haben andere zu demüthigen, als den Gegenſtand deſſelben anzuſpornen. Ich habe mir

mir niemals in den Sinn kommen laſſen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes Syſtem berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir ſehe, da ſuche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung eines Worts feſtgeſetzt, warum ſollte ich davon abweichen? Haben ſie eine Wahrheit ans Licht gebracht, warum ſollte ich mich ſtellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sektirerey ſchreckt mich nicht ab, von andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bey ihnen brauchbares und nützliches finde. Ich geſtehe es, der Sektiergeiſt hat dem Fortgange der Weltweisheit ſehr geſchadet, aber er kann, meines Erachtens, vor Liebe zur Wahrheit ehe im Zaume gehalten werden, als die Neuerungsſucht.

Jedoch ich ſoll, ſelbſt in dem erſten Geſpräche, allwo ich genauer beym Plato geblieben zu ſeyn vorgebe, Sätze aus Wolf und Baumgarten ohne Beweis vorausgeſetzt haben, die nicht jeder Leſer ſo ſchlechterdings annimmt. — Welches ſind denn dieſe Sätze? Etwa, daß die Kräfte der Natur ſtets wirkſam ſind? Ich glaube, dieſer Satz ſey ſo alt, als die Weltweisheit ſelbſt. Man hat von je her gewußt, daß ein wirkſames Ding, wenn es nicht gehemmet wird, die ihm angemeſſene Wirkung hervorbringt, und wenn es Widerſtand findet; ſo wirkt es in dieſen Widerſtand zurück. Es iſt alſo niemals in Ruhe. Dieſe Begriffe leuchten der geſunden Vernunft ſo ſehr ein, daß ſie keines Beweiſes bedürfen, und die Weltweiſen aller Zeiten haben ſie gedacht, nur dieſe ſo, jene anders ausgedrückt.

Iſt etwa dieſer Satz Wolfiſch: **daß alles Veränderliche keinen Augenblick unverändert bleibe?** — Nicht doch, die Schriften des **Plato** ſind voll davon. Alle vergängliche Dinge, ſagt dieſer Weltweiſe im **Theaetetus** und an vielen andern Stellen, ſind **in** beſtändigem Wechſel von Geſtalten, und bleiben **keinen Augenblick ſich ſelbſt ähnlich.** Er ſchreibt ihnen daher **kein wirkliches Daſeyn**; ſondern ein Entſtehen zu *). **Sie ſind nicht vorhanden, ſpricht er, ſondern entſtehen durch die Bewegung und Veränderung, und vergehen.** Dieſes iſt ein Hauptgrundſatz der platoniſchen Lehre, und hierauf gründet ſich ſeine Theorie von dem wahren Daſeyn der allgemeinen unveränderlichen Begriffe, ſein Unterſchied zwiſchen Wiſſenſchaft und Meynung, ſeine Lehre von Gott, und von der Glückſeligkeit, ſeine ganze Philoſophie.

Alle Schulen der Alten ſind beſchäftiget geweſen, dieſen Satz zu beſtätigen, oder zu widerlegen. Man weiß das Gleichniß von einem Baume, der ſeinen Schatten auf ein vorbeyfließendes Waſſer wirft. Der Schatten ſcheinet immer derſelbe zu ſeyn, obgleich der Grund, auf welchem er gezeichnet iſt, ſich beſtändig fortbewegt. So, ſagten die Anhänger des Plato, ſcheinen uns die Dinge Beſtändigkeit zu haben, ob ſie gleich in ſtetem Wechſel ſind. Daß dieſe Leh-

*) *Plotinus* ſagt: Iam vero neque corpus omnino erit vllum, niſi animae vis extiterit.
Nam *fluit ſemper et in motu ipſa corporis natura verſatur*, citoque periturum eſt vniuerſum,
Si quaecunque ſunt ſint corpora.

Lehren auch im **Wolf und Baumgarten** vorkommen, iſt kein Wunder, da ſie ſeit den Zeiten des Heraclitus und Pythagoras von jedem Weltweiſen haben unterſucht werden müſſen. Ich würde durchaus antik geblieben ſeyn, wenn ich keine neueren Sätze hätte brauchen dürfen, als dieſe.

Ich ſoll aber meine ganze Demonſtration auf den Satz gegründet haben, daß **empfinden, denken und wollen die einzigen Wirkungen der Seele ſind**, und dieſer Satz ſoll auſſer der Schule, der ich anhänge, nicht angenommen werden. Ja, ſetzt ein Kunſtrichter hinzu, wenn er auch von der Seele, **als Seele**, zugegeben wird; ſo kann er doch nicht von der Seele **als Subſtanz** gelten. Als Subſtanz muß ſie auch noch eine bewegende und widerſtehende Kraft haben, die mit der denkenden gar nichts gemein hat. Durch dieſe Unterſcheidung ſoll einer von meinen Hauptbeweiſen über den Hauffen fallen, denn die Seele kann nach dem Tode **als Subſtanz** würkſam bleiben, ohne als Seele zu empfinden, zu denken und zu wollen.

Wir wollen ſehen! Mein Beweis, ſagt man, gründe ſich auf einen Satz, der nicht wahr iſt, und ich? ich glaube, der Satz ſey wahr, aber mein Beweis gründe ſich nicht darauf. Ob eine Subſtanz nur eine Grundkraft, oder mehrere haben könne, ob denken und wollen aus einer, oder mehrern Grundthätigkeiten fließen, ob die Seele den Leib bewege, oder nicht bewege; dieſe und mehrere dahin einſchlagende Unterſuchungen kann ich als unausgemacht dahin geſtellt ſeyn laſſen. Für mich habe ich

zwar Partey genommen; allein die Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele ſollen mit ſo wenig andern Streitfragen, als möglich, verwickelt bleiben. Das Vermögen zu denken und zu wollen nenne ich Seele, und mein ganzer Beweis gründet ſich auf folgendes Dilemma: Denken und wollen ſind entweder Eigenſchaften des Zuſammengeſetzten, oder des Einfachen. Jenes wird im zweyten Geſpräche unterſucht. In dem erſten betrachte ich ſie als Eigenſchaften des einfachen Weſens. Die Eigenſchaften des einfachen Weſens ſind entweder Grundthätigkeiten, oder Modifikationen anderer Thätigkeiten. Man geſtehet ein, daß denken und wollen nicht bloße Modifikationen anderer Kräfte; ſondern urſprüngliche Thätigkeiten ſeyn müſſen. Eine, oder mehrere, das thut nichts; die einfachen Weſen mögen auch auſſer dem Denken und Wollen noch andere Kräfte haben, bewegende, widerſtehende, ſtoßende oder anziehende, ſo viel man nur will, und Namen erdenken kann. Genug, daß denken und wollen nicht bloße Abänderungen dieſer ungenannten Kräfte; ſondern von ihnen unterſchiedene Grundthätigkeiten ſind. Nun können alle natürliche Kräfte nur Beſtimmungen abändern, nur Modifikationen mit einander abwechſelnd machen, niemals aber Grundeigenſchaften und für ſich beſtehende Thätigkeiten der Dinge in Nichts verwandeln; daher kann die Kraft zu denken und zu wollen, oder können die Kräfte zu denken und zu wollen, niemals durch natürliche Veränderungen vernichtet werden, wenn ſie auch noch ſo viel von ihnen verſchiedene Kräfte zurücklaſſen. Eine wunderthätige Allmacht gehört dazu, ein ſolches Vermögen hervorzubringen, oder zu zernichten.

Daß

Daß durch alle Kräfte der Natur nichts wahrhaftig zernichtet werden könne, iſt, ſo viel ich weiß, von keinem Weltweiſen noch in Zweifel gezogen worden. Eine natürliche Handlung, hat man von jeher geſagt, muß Anfang, Mittel und Ende haben, das heißt, es muß ein Theil der Zeit verſtreichen, bevor ſie vollendet wird. Dieſer Theil der Zeit mag ſo klein ſeyn, als man will, er verläugnet doch niemals die Natur der Zeit, und hat aufeinanderfolgende Augenblicke. Sollen die Kräfte der Natur eine Wirkung hervorbringen; ſo müſſen ſie ſich dieſer Wirkung allmälig nähern, und ſie vorbereiten, bevor ſie erfolget. Eine Wirkung aber, die nicht vorbereitet werden kann, die in einem Nu erfolgen muß, hört auf natürlich zu ſeyn, kann nicht von Kräften hervorgebracht werden, die alles in der Zeit thun müſſen. Alle dieſe Sätze ſind den Alten nicht unbekannt geweſen, und ſie ſchienen mir in dem Raiſonnement des Plato *) **von den entgegengeſetzten Zuſtänden und den Uebergängen von einem auf den andern**, nicht undeutlich zu liegen. Darum ſuchte ich ſie meinen Leſern nach Platons Weiſe, aber mit der unſern Zeiten angemeſſenen Deutlichkeit vorzutragen. Sie leuchten zwar der geſunden Vernunft ziemlich ein; allein durch die **Lehre von der Stetigkeit** erlangen ſie meines Erachtens einen hohen Grad der Gewißheit. Ich ergriff auch nicht ungern die Gelegenheit, meine Leſer mit dieſer wichtigen Lehre bekannt zu machen, weil ſie uns auf richtige Begriffe von den Veränderungen des Leibes und der Seele führet, ohne welche man Tod und Leben, Sterblichkeit und Unſterb-

*) Im Phädon.

ſterblichkeit nicht aus dem rechten Geſichtspunkte betrachten kann.

Wie aber? fragt man, kann wohl irgend eine Veränderung ohne alle Zernichtung vorgehen? Muß nicht die Beſtimmung einer Sache zernichtet werden, wenn die entgegengeſetzte Beſtimmung an ihr wirklich werden ſoll? Und wie iſt dieſes möglich, wenn die Kräfte der Natur nichts zernichten können? — Ich glaube, man misbraucht hier das Wort **zernichten.** Wenn ein harter Körper weich, oder ein trockener feuchte wird; ſo wird nicht die Härte oder Trockenheit zernichtet, und die Weichheit oder Feuchtheit dafür hervorgebracht. Ohne die geringſte Zernichtung kann das Lange kurz, das Kurze lang, das Kalte warm, und das Warme kalt, das Schöne häßlich und das Häßliche ſchön werden. Alle dieſe Modifikationen ſind durch allmälige Uebergänge mit einander verbunden, und wir ſehen gar deutlich, daß ſie ohne die geringſte Zernichtung oder Hervorbringung mit einander abwechſeln können. Ueberhaupt ſind die entgegengeſetzten Beſtimmungen, die durch natürliche Veränderungen an einer Sache möglich ſind, alle von der Art, daß zwiſchen beiden äuſſerſten auch ein Mittel ſtatt findet. Im Grunde ſind ſie nur durch das Mehr und Weniger von einander unterſchieden. Verändert gewiſſe Theile in ihrer Lage, bringet dieſe näher zuſammen, jene weiter von einander; ſo wird das Schöne häßlich, das Lange kurz, u. ſ. w. Verdunkelt dieſe Begriffe, und heitert jene auf, ſchwächet dieſe Begierden, ſtärket jene Neigungen, ſo habet ihr die Einſichten und den Charakter eines Menſchen verändert. Alles dieſes kann durch einen allmäligen Uebergang,

ohne

ohne die geringſte Zernichtung geſchehen, und ſolche Veränderungen ſind der Natur allerdings möglich. Aber zwo entgegengeſetzte Beſtimmungen, zwiſchen welchen es kein Mittel giebt, können niemals natürlicher Weiſe auf einander folgen, und ich kenne kein Geſetz der Bewegung, das dieſem Satz zuwider ſeyn ſollte. Hierüber verdienet der Pater Boſcovich *) nachgeleſen zu werden, welcher das Geſetz der Stetigkeit in ein vortrefliches Licht geſetzt hat.

Allein wozu alle dieſe ſtachelichten Unterſuchungen in einem ſokratiſchen Geſpräche? Sind ſie nicht für die einfältige Manier des athenienſiſchen Weltweiſen viel zu ſpitzfündig?

Ich antworte: man ſcheinet zu vergeſſen, daß ich dem Plato, und nicht dem Xenophon nachahme. Dieſer letztere vermied alle Spitzfündigkeiten der Dialektik, und lies ſeinen Lehrer und Freund dem geſunden ungekünſtelten Menſchenverſtande folgen. In ſittlichen Materien iſt dieſe Methode unverbeſſerlich; allein in metaphyſiſchen Unterſuchungen führet ſie nicht weit genug. Plato, der der Metaphyſik hold war, machte ſeinen Lehrer zum pythagoriſchen Weltweiſen, und lies ihn in den dunkelſten Geheimniſſen dieſer Schule eingeweihet ſeyn. Wenn Xenophon auf ein Labyrinth ſtößt; ſo läßt er den Weiſen lieber ſchüchtern ausweichen, als ſich in Gefahr begeben. Plato hingegen führet ihn durch alle Krümmungen und Irrgänge der Dialektik, und läßt ihn in Unterſuchungen

ſich

*) In ſeiner Abhand. de lege continui, und in ſeinen Princ. phil. nat.

ſich vertiefen, die weit über die Sphäre des gemeinen Menſchenverſtandes ſind. Es kann ſeyn, daß Xenophon dem Sinne des Weltweiſen, der die Philoſophie von dem Himmel herunter geholt, treuer geblieben iſt. Ich mußte nichts deſtoweniger der Methode des Plato folgen, weil dieſe Materie, meines Erachtens, keine andere Behandlung leidet, und ich lieber ſubtil ſeyn, als von der Strenge des Beweiſes etwas vergeben wollte. Die Sophiſterey hat ſich in unſern Tagen unter gar verſchiedenen Geſtalten gezeigt. Bald mit Spitzfündigkeiten gewafnet, bald unter der Larve der geſunden Vernunft, bald als Freundin der Religion, jetzt mit der Dreiſtigkeit eines vielwiſſenden Thraſymachus, dann wieder mit der unſchuldigen Laune eines nichtswiſſenden Sokrates. Mit allen dieſen Proteuskünſten hat ſie geſucht, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele ungewiß zu machen, und die Gründe jetzt zu verſpotten, jetzt im Ernſte zu widerlegen. Wie ſollen die Freunde dieſer Wahrheit ſie vertheidigen? Durch ſokratiſche Unwiſſenheit kann man den Dogmatiker raſend machen, aber nichts feſtſetzen. Durch Gegenſpott wird niemand überzeugt. Ihnen bleibt alſo kein anderer Weg, als die Gaukeleyen der Zweifelſüchtigen für das zu halten, was ſie ſind, und nach Vermögen zu beweiſen.

Den Beweis, daß die Materie nicht denken könne, im zweiten Geſpräche, haben folgende Betrachtungen veranlaſſet. Carteſius hat gezeigt, daß Ausdehnung und Vorſtellung von ganz verſchiedener Natur ſind, und daß die Eigenſchaften des denkenden Weſens ſich nicht durch Ausdehnung und Bewegung erklären laſſen. Ihm war dieſes Beweiſes genug, daß ſie

ſie nicht eben derſelben Subſtanz zugeſchrieben werden können, denn nach einem bekannten Grundſatze dieſes Weltweiſen kann eine Eigenſchaft, die ſich nicht durch die Idee einer Sache deutlich begreiſen läßt, dieſer Sache nicht zukommen. Allein dieſer Grundſatz ſelbſt hat vielfältigen Widerſpruch gefunden, und was die Eigenſchaften des ausgedehnten und denkenden Weſens betrifft; ſo hat man den Beweis gefordert, daß ſie nicht nur von disparater Natur ſind, ſondern ſich einander widerſprechen. Von Eigenſchaften, die ſich einander ſchnurſtraks widerſprechen, ſind wir verſichert, daß ſie nicht eben dem Subjekte zukommen können; allein von Eigenſchaften, die nichts mit einander gemein haben, ſchien dieſes ſo ausgemacht noch nicht.

Als ich die Immaterialität zu erweiſen hatte, ſties ich auf dieſe Schwierigkeit, und ob ich gleich der Meynung bin, daß der Grundſatz des Carteſius, deſſen ich vorhin erwähnt, gar wohl auſſer Zweifel geſetzt werden könnte; ſo ſahe ich mich dennoch nach einer Beweisart um, die mit weniger Schwierigkeit nach der ſokratiſchen Methode abgehandelt werden könnte. Ein Beweis des Plotinus, den einige Neuere weiter ausgeführt haben, ſchien mir dieſe Bequemlichkeit zu verſprechen.

„Einer jeden Seele, ſchließt Plotinus*), wohnet ein Leben (ein inneres Bewußtſeyn) bey. Wenn „nun die Seele ein körperliches Weſen ſeyn ſollte; ſo „müßten die Theile, aus welchen dieſes körperliche „Weſen beſtehet, entweder ein jeder, oder nur eini„ge,

*) Ennead. 14, L. VII.

„ge, oder gar keine derſelben ein Leben (inneres „Bewußtſeyn) haben. Hat nur ein einziger Theil „Leben; ſo iſt dieſer Theil die Seele. Mehrere ſind „überflüßig. Soll aber jeder Theil insbeſondere des „Lebens beraubt ſeyn; ſo kann ſolches auch durch die „Zuſammenſetzung nicht erhalten werden; denn viele „lebloſe Dinge machen zuſammen kein Leben aus, „viele verſtandloſe Dinge keinen Verſtand.

In der Folge wiederholet Plotinus denſelben Schluß, mit einiger Veränderung: „Iſt die Seele „körperlich, wie ſtehet es um die Theile dieſes den„kenden Körpers? Sind ſie auch Seelen? Und die „Theile dieſer Theile? Gehet dieſes anders immer „ſo fort; ſo ſiehet man ja, daß die Größe zum We„ſen der Seele nichts beyträgt, welches doch geſche„hen müßte, wenn die Seele eine körperliche Größ„ſe hätte. In unſerm Fall würde jedem Theile die „Seele ganz beywohnen, da bey einer körperlichen „Größe kein Theil dem Ganzen an Vermögen gleich „ſeyn kann. Sind aber die Theile keine Seelen; ſo „wird auch aus Theilen, die keine Seele ſind, kei„ne Seele zuſammengeſetzt werden können." — Dieſe Gründe haben allen Schein der Wahrheit; allein zur völligen Ueberzeugung fehlt ihnen noch vieles. Plotinus ſetzet als unzweifelhaft voraus, daß aus unlebenden Theilen kein lebendes Ganze, aus undenkenden Theilen kein denkendes Ganze zuſammengeſetzt werden könne. Warum aber kann aus unregelmäßigen Theilen ein regelmäßiges Ganze, aus harmonieloſen Tönen ein harmoniſches Concert, aus unmächtigen Gliedern ein mächtiger Staat zuſammengeſetzt werden?

Ich wußte auch, daß nach dem Syſtem jener Schule, der ich zu ſehr anhängen ſoll, die Bewegung aus ſolchen Kräften, die nicht Bewegung ſind, und die Ausdehnung aus Eigenſchaften der Subſtanzen, die etwas ganz anders, als Ausdehnung ſind, entſpringen ſollen. Dieſe Schule alſo kann den Satz des Plotinus gewiß nicht in allen Fällen gelten laſſen, und gleichwohl ſcheinet derſelbe in Abſicht auf das denkende Weſen ſeine völlige Richtigkeit zu haben. Ein denkendes Ganze aus undenkenden Theilen dünkt einem jeden der geſunden Vernunft zu widerſprechen.

Um von dieſem Satze alſo überzeugt zu ſeyn, war noch zu unterſuchen, welche Eigenſchaften dem Ganzen zukommen können, ohne daß ſie den Beſtandtheilen zukommen, und welche nicht. Zuerſt fiel in die Augen, daß ſolche Eigenſchaften, welche von der Zuſammenſetzung und Anordnung der Theile herrühren, den Beſtandtheilen nicht nothwendig zukommen. Von dieſer Art iſt Figur, Größe, Ordnung, Harmonie, die elaſtiſche Kraft, die Kraft des Schießpulvers u. d. g. — Sodann fand ſich auch, daß öfters Eigenſchaften der Beſtandtheile Erſcheinungen im Ganzen hervorbringen, die, unſerer Vorſtellung nach, von ihnen völlig unterſchieden ſind. Die Zuſammengeſetzten Farben ſcheinen uns den einfachen unähnlich zu ſeyn. Wir fühlen die zuſammengeſetzten Gemüthsbewegungen ganz anders, als die einfachen, aus welchen ſie beſtehen. Wohlriechende Theile, die gehäuft werden, erzeugen einen ganz verſchieden ſcheinenden, zuweilen ſehr unangenehmen Geruch, ſo wie im Gegentheil durch Vermiſchung übelriechender Gummen ein angenehmer Geruch erhalten werden kan (ſ. Halleri Phyſiol. T. V. p. 169. 170.).

Der Dreyklang in der Tonkunſt, wenn er zugleich angeſtimmt wird, thut eine ganz andere Wirkung, als die einzelnen Töne, aus welchen er beſtehet.

Die Eigenſchaften des Zuſammengeſetzten alſo, die den Beſtandtheilen nicht nothwendig zukommen, flieſſen entweder aus der Anordnung und Zuſammenſetzung dieſer Theile ſelbſt, oder ſind bloße Erſcheinungen, nehmlich die Eigenſchaften und Wirkungen der Beſtandtheile, die unſere Sinne nicht aus einander ſetzen und unterſcheiden können, ſtellen ſich uns im Ganzen anders vor, als ſie wirklich ſind. Nunmehr machte ich die Anwendung von dieſer Betrachtung auf den Satz des **Plotinus**.

Das Vermögen zu denken kann keine Eigenſchaft von dieſer Art ſeyn; denn alle dieſe Eigenſchaften ſind offenbar Wirkungen des Denkungsvermögens, oder ſetzen daſſelbe zum voraus. Die Zuſammenſetzung und Anordnung der Theile erfordert ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten dieſer Theile, und die Erſcheinungen ſind nicht ſo wohl in den Sachen auſſer uns, als in unſerer Vorſtellung anzutreffen. Beide Arten ſind alſo Wirkungen der Seele, und können das Weſen derſelben nicht ausmachen. Daher kann aus undenkenden Theilen kein denkendes Ganze zuſammengeſetzt werden.

Auch der andere Theil des Beweiſes erforderte eine weitere Ausführung. Es hat Weltweiſe gegeben, die den Atomen der Körper dunkele Begriffe zugeſchrieben, woraus denn, ihrer Meynung nach, im Ganzen klare und deutliche Begriffe entſpringen. Hier war

war zu beweiſen, daß dieſes unmöglich ſey, und daß wenigſtens einer von dieſen Atomen ſo deutliche, ſo wahre, ſo lebendige u. ſ. w. Begriffe haben müßte, als der ganze Menſch. Ich bediente mir zu dieſem Behufe den Satz, den Hr. Plouquet ſo ſchön ausgeführt, daß **viele geringere Grade zuſammen keinen ſtärkern Grad ausmachen.** Woraus ganz natürlich folget, daß alle dunkele Begriffe der Atomen zuſammen keinen deutlichen, ja nicht einmal einen weniger dunkeln Begriff hervorbringen können.

Die mehreſten Gründe meines dritten Geſprächs ſind aus **Baumgartens** Metaphyſik und **Reimarus vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion** entlehnt. Von dem Beweiſe aus der Harmonie unſerer Pflichten und Rechte habe ich bereits in dem Vorberichte erinnert, daß ich ihn noch nirgend gefunden habe. Ich ſetze dabey zum voraus, daß die Todesſtrafen in gewiſſen Fällen Rechtens ſind. Nun ſcheinet aber der Marquis Beccaria in ſeiner Abhandlung **von den Verbrechen und Strafen** dieſen Satz in Zweifel zu ziehen. Da dieſer Weltweiſe der Meynung iſt, daß ſich das Recht zu ſtrafen einzig und allein auf den geſellſchaftlichen Vertrag gründe, woraus denn die Unrechtmäßigkeit der Todesſtrafen freilich folget; ſo habe ich die Meynung ſelbſt, in dieſer zwoten Auflage, in einer Anmerkung zu widerlegen geſucht. Der Marquis ſelbſt kann ſich nicht entbrechen, die Todesſtrafe in einigen Fällen für unvermeidlich zu halten. Er will zwar eine Art von Nothrecht daraus machen; allein das Nothrecht muß ſich auf eine natürliche Befugniß gründen, ſonſt iſt

es

es bloße Gewaltthätigkeit. Ueberhaupt iſt wohl der Satz nicht in Zweifel zu ziehen, daß alle Verträge in der Welt kein neues Recht erzeugen; ſondern unvollkommene Rechte in vollkommene verwandeln. Wenn alſo die Befugniß zu ſtrafen nicht in dem Rechte der Natur gegründet wäre; ſo könnte ſolches durch keinen Vertrag hervorgebracht werden. Geſetzt aber, das Recht zu ſtrafen ſey, ohne Vertrag, ein unvollkommenes Recht, wiewohl ich dieſes für ungereimt halte; ſo verlieret mein Beweis dennoch nichts von ſeiner Bindigkeit, denn vor dem Richterſtuhle des Gewiſſens ſind die unvollkommenen Rechte eben ſo kräftig, die unvollkommenen Pflichten eben ſo verbindlich, als die vollkommenen. Ein unvollkommenes Recht, jemanden am Leben zu ſtrafen, ſetzet wenigſtens eine unvollkommene Obliegenheit voraus, dieſe Strafe zu leiden. Dieſe Obliegenheit wäre aber ungereimt, wenn unſere Seele nicht unſterblich wäre, wie an ſeinem Orte weitläufiger ausgeführt worden.

Druckfehler.

S. 198. in der Note, keine Pflicht haben, lies geben.

— 214. in der vorletzten Zeile, Abſichten, lies Abſicht.

— 215. Z. 14. vor Liebe, lies von.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bt. fr. Frick Fund
9 June 1931.
(Tregaskis. £2.0.6)